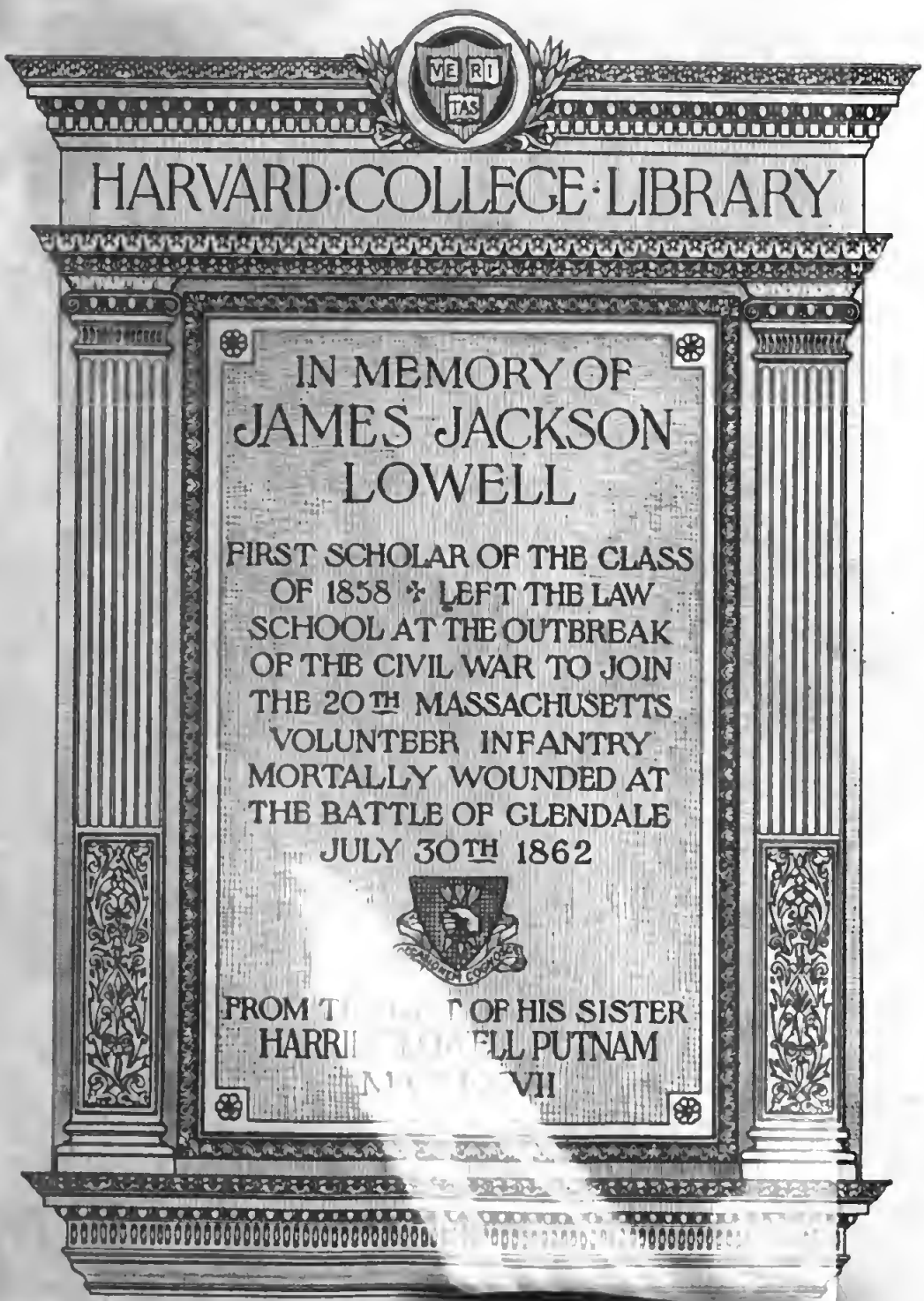
WIDENER LIBRARY
HX UX7P G

2689.1


VE RI TAS
HARVARD·COLLEGE·LIBRARY
IN MEMORY OF
JAMES JACKSON
LOWELL
FIRST SCHOLAR OF THE CLASS
OF 1858 ✣ LEFT THE LAW
SCHOOL AT THE OUTBREAK
OF THE CIVIL WAR TO JOIN
THE 20TH MASSACHUSETTS
VOLUNTEER INFANTRY
MORTALLY WOUNDED AT
THE BATTLE OF GLENDALE
JULY 30TH 1862
FROM T
HARRI
OF HIS SISTER
LL PUTNAM
VII

Minerva.

Ein Journal

historischen und politischen Inhalts.

Von

D. Friedrich Bran.

Vierter Band.

Für das Jahr 1832.

October, November, December.

— — — — — — To shew
the very age and body of the time,
its form and pressure.

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.

Harvard College Library
Dec. 24, 1921
J. J. Lowell fund

Inhalt des 164ſten Bandes.

Seite

1. Denkwürdigkeiten aus den Papieren eines hohen Staatsbeamten. 1

2. Lithauen und ſeine letzte Inſurrection. (Fortſetzung.) 62

3. Wirkungen der Eroberung von Algier durch die Franzoſen. 104

   A. Folgen für die Franzoſen ſelbſt. . . 105
   B. Für die Africaner. 114
   C. Für das chriſtliche Europa. 120

4. Lafayette und die Revolution von 1830, von B. Sarrans. 122

   Lafayette vor der Revolution von 1830. . . 125

5. England ſeit dem Juni 1830. (Aus dem Annual Retrospect of public affairs for 1831.) 161

   Zuſammentritt des Parlaments. — Standpunct der Parteien im Inlande und Auslande. — Thronrede des Königs. — Discuſſionen über die Civilliſte. — Miniſterwechſel. 161

6. Lithauen und ſeine letzte Inſurrection. (Beſchluß.) 241

7. Lafayette und die Revolution von 1830, von B. Sarrans. (Fortſetzung.) . . . 287

8. Die Doctrinärs; das neue Franzöſiſche Miniſterium. 316

Seite

9. Denkwürdigkeiten aus den Papieren eines hohen Staatsbeamten. (Beschluß.) . . 345

10. England seit dem Juni 1830. (Aus dem Annual Retrospect of public affairs for 1831.) (Beschluß.) 412

Das neue Ministerium. — Unruhen unter der Ackerbau treibenden Classe. — Belgische Angelegenheit. 412

11. Liberia, Nordamericanische Colonie für freie Neger. 447

12. Lafayette und die Revolution von 1830, von B. Sarrans. (Beschluß.) 467

13. Literarische Anzeige. 512

October 1832.

1.

Denkwürdigkeiten aus den Papieren eines hohen Staatsbeamten. [1])

1797.

Diplomatische Kämpfe wegen der Vollziehung des Friedens, welcher in Italien und Deutschland vieles umgestalten sollte, und wie der Egoismus die Höfe und Republicaner mißleitete. — Tod Friedrich Wilhelm II. — Absicht des Directoriums, von Hannover vorläufig Besitz zu nehmen. — Das Theater des geopferten oder gekränkten Eigennutzes in Rastadt. — Geheime Militairconvention in Rastadt. — Weihrauch, womit man Bonaparte in Paris empfing. — Frankreich setzt sich in Besitz des ganzen linken Rheinufers. Bedenklichkeit der Subdelegirten in Rastadt, sich Preußen als neuem Schutzherrn Deutschlands anzuvertrauen.

Nach der Unterzeichnung des Friedens zu Campo Formio am 17. October zwischen den Französischen und Oesterreichischen Bevollmächtigten, umarmte der Ge-

1) Nach den Mémoires d'un homme d'état et sur les causes secrètes qui ont determinés la politique des Cabinets dans les guerres de la revolution. Tome V. 1832. Paris bei Michaud.

neral Bonaparte den kaiserlichen Botschafter, Grafen von Kobenzl, und wünschte ihm und der Welt, wegen des vollbrachten Werks, Glück. Er mochte fühlen, welche Achtung ihm die Bevollmächtigten des kaiserlichen Hofes persönlich bei der ganzen Verhandlung bewiesen hatten; nur hatten sie nicht die Unterzeichnung des Friedensschlusses in Passeriano ihm bewilligen wollen, weßwegen die Unterzeichnung auf dem Schlosse zu Campo Formio auf halbem Wege zwischen Udine, dem Sitze der Oesterreichischen, und Passeriano, der Französischen Gesandtschaft, Statt fand. Mit vieler Gewandtheit bewies Bonaparte den Directoren, wie und warum der Friedensschluß Frankreich sehr vortheilhaft sei. Schon damals war aber der Französische Oberfeldherr dem Directorium, und besonders dem scheuen Sieyes und Lamarque verdächtig, daß er nach höheren Dingen strebe, und der erste Gedanke des Letzteren war, Bonaparte von der Armee in Italien zu entfernen, deren Anführung solches dem General Berthier und dagegen den Oberbefehl der nach England bestimmten Küstenarmee dem General Bonaparte, und vorläufig dem General Desaix auftrug.

Der zweite Gedanke des Directoriums war, den Friedensschluß zu seinen weiteren Plänen zu benutzen.

In Frankreich war der Friede Jedermann willkommen; aber in Italien war er bei den überspannten Hoffnungen der dortigen Patrioten weniger beliebt. Die Bonaparte vom Directorium angebotenen Schmeicheleien beweisen, wie sehr es ihn fürchtete. Man beschied ihn nach Rastadt, um dort die Ratification des Friedens und die ferneren Befehle wegen der zu räumenden Plätze entgegenzunehmen oder vollziehen zu lassen.

Italien hatte dieser Feldherr wacker für sein Heer, für sich und für die Französische Republik ausgebeutet, indem er an 400 Millionen Franken, durch Contributionen, Requisitionen, Erpressungen und Plünderungen aus der reichen Halbinsel zog. Mag er in St. Helena erzählet haben, daß er damals nicht mehr als 300,000 Franken besaß, so weiß man doch, daß er wenigstens 3 Millionen baar Geld in Besitz hatte. Daher konnte er auch der Mehrheit des Directoriums, um die Revolution des 18. Fructidor zu vollbringen, 3 Millionen Beitrag versprechen; aber so dringend ihn auch Barras und Augereau aufforderten, das Geld zu schicken, so zog er doch vor, es zu behalten, nicht gerade aus Geldgeiz, sondern aus Fürsorge für eigenes persönliches oder politisches Bedürfniß. Der Frie-

densschluß wurde von dem Rath der Fünfhundert und der Alten gebilligt, obgleich das Zeitblatt, die Schildwache, im Solde der damaligen Regierung sich aussprach, „daß man kein Vertrauen den Friedensschlüssen der Könige mit den Republiken schenken könne. Daß die Unterhändler der Ersteren nur heucheln oder treulos seyn können, was jedem hellsehenden Kopfe einleuchten dürfte."

In Mailand schuf nun Bonaparte die neue Lombardische oder Cisalpinische Republik. Er ermunterte deren Magistrate zur treuen Allianz mit dem der Tochterrepublik wohlwollenden Frankreich, welches der jungen Verbündeten ein Geschenk mit 500 Kanonen machte. Am 4. November musterte er eine Masse Lombardischer und Französischer Truppen, verkündete solchen, daß er den Befehl der Armee des Oceans übernehme, und daß man erst nach dem Frieden mit England die Waffen niederlegen könne.

Die Italienisch-Französische Armee wurde bis auf 25,000 Mann vermindert, indem von solcher 36,000 Mann zur Armee des Oceans nach der Räumung von Mainz stoßen sollten. Zum Admiral, um die Landungsflotte zu decken, verlangte Bonaparte den Viceadmiral Truguet und 30 Millionen baares Geld.

Aber die Venetianer wollten lieber Cisalpiner, als Oesterreicher werden. Die Patrioten Dandolo und Battaglia, die Häupter der Democraten in dem Oesterreich abgetretenen Strich des Venetianischen, boten Geld und Hülfe, bald dem Directorium in Paris, bald dem General Bonaparte an, wenn man den Krieg wider Oesterreich erneuern würde. Bonaparte erwiderte stets: „Kein Tractat verpflichtet Frankreich, Venedig seine wahren Interessen aufzuopfern, und nie hat es die Unbesonnenheit als Staatsgrundsatz angenommen, für andere Völker Krieg führen zu wollen. Freilich giebt es Träumer mit der Grille allgemeiner Republicanisirung; aber ich wünschte, daß diese Thoren nur einen Winterfeldzug mit machten. Uebrigens gab es seit langer Zeit nicht mehr einen Venetianischen Staat, und die Italiener, besonders aber die Venetianer taugen nicht als Republicaner, theils wegen weibischer Sitten, theils wegen ihrer Heuchelei und Provincialismus, der sie mehr, als allgemeiner Patriotismus für den neugebildeten Staat leitet. Gefällt den Gegnern Oesterreichs dessen Botmäßigkeit nicht, so haben sie ja noch immer den freien Zug.“ Bonaparte war sehr ärgerlich, daß die Französische Regierung so genau die Archive und besonders der

Staatsinquiſition in Venedig durchſtöbert wiſſen wollte, und alle politiſche Geheimniſſe des aufgelöſeten Staats und ſeine heimlichen Beziehungen mit manchem Franzoſen zu kennen. Daher erklärte Bonaparte, daß der von ihm zur Auflöſung Venedigs beauftragte General Landrieux von ihm keine beſtimmten Aufträge in dem von ihm ergriffenen Verfahren erhalten habe; ja er denunciirte ihn ſogar in Paris, daß, obgleich er ſich von der Staatsinquiſition habe beſtechen laſſen, er dennoch Brescia und Bergamo in Aufruhr verſetzt habe, und daß auch andere, ſonſt ſchätzungswürdige Generäle von den Venediger Staatsinquiſitoren Geld gezogen hätten. Gewiß hatte der Expatricier Quirini ſich mit Barras verſtändigt, der überall gern für Geld Jedermann diente. Barras war aber ſchlau genug, nach dem 18. Fructidor ſich der Quirini gegebenen Quittungen wieder zu bemächtigen, indem Quirini verhaftet wurde, bis er die Empfangſcheine ausgeliefert hatte.

Ehe Bonaparte nach Raſtadt reiſete, war ſowohl der Hof zu Wien wegen der Vollziehung der Bedingungen in den geheimen Friedensartikeln, als Bonaparte wegen der Italiſchen Ultrapatrioten in großer Verlegenheit. Dem Cisalpiniſchen Polizeiminiſter Porro

befahl er mit folgenden merkwürdigen, Worten die demagogiſchen Volksgeſellſchaften zu ſchließen: „Wir brauchen weder republicaniſche Anarchiſten, noch Royaliſten, welche ihren innern Gift gern auswärts wirken laſſen möchten.“ Die Republik der Cisalpiner hatte, wie diejenige der Franzoſen, das leidige Schickſal, neben manchen ſehr rechtlichen Magiſtraten auch manche ſehr revolutionair geſinnte Obrigkeiten zu erhalten.

Der Franzöſiſche Commandant in Venedig wollte Venedig nicht eher räumen, bis die Oeſterreichiſchen Truppen das linke Rheinufer gänzlich geräumt haben würden, und Oeſterreich hatte dieß weder ſeinen Truppen am Rhein anbefohlen, noch von dieſer Abrede die Deutſche Reichsverſammlung unterrichtet. Nach der Anſicht des Wiener Hofes ſollte dieß Alles erſt in Raſtadt beſprochen werden. Zugleich wollten die Höfe von Stockholm und St. Petersburg als Bürgen der jetzigen Deutſchen Reichsverfaſſung die Deutſchen Grenzen für die Ruhe Europas nicht verrückt wiſſen, und ebenſo dachte Preußen, bis es für ſeine Hoffnungen befriedigt ſeyn würde.

Aber König Friedrich Wilhelm II. lag danieder an der Bruſtwaſſerſucht in ſeinem neuen Palaſt am

heiligen See bei Potsdam. Sein Leben verlängerten etwas die in ſeinem Cabinet geöffneten Schläuche mit Lebensluft; ſeit dem 9. October ſtieg ſeine Schwäche, obgleich er ſelbſt ſich noch keinesweges aufgab, und wie ſein Oheim ſich bei aller Schwäche am liebſten mit unverdaulichen Speiſen ernährte; aber an den Staatsgeſchäften nahm der Kranke wenig Theil. Deſto thätiger war ſein für Frankreichs Allianz noch immer ſehr eingenommener Miniſter, Graf Haugwitz, obgleich ihn die Friedenspräliminarien in Leoben überzeugt haben konnten, daß man auf die Freundſchaft des Franzöſiſchen Directoriums auch zu viel rechnen könne. Zu ſpät wollte er Deutſchlands alte Grenze aufrecht erhalten, obgleich ſein Hof ſolche ſchon im Baſeler Frieden aufgegeben hatte, und bewog doch ſeinen König, eine Declaration wegen der in Deutſchland unvermeidlichen Säculariſationen der geiſtlichen Hochſtifter auf dem Todbette zu unterzeichnen. Als die Hoffnungen zu einer Vergrößerung Preußens durch Entſchädigung ſehr fern zu ſeyn ſchienen, näherte ſich der Preußiſche Hof den Ideen Rußlands und Schwedens und verletzte in der That den Baſeler Frieden wider Preußens Intereſſen. Als der kranke Monarch dem Ruſſiſchen Geſandten, Grafen Panin, am 30. October

eine Audienz gab, schien er die Politik des Russischen Hofes zu billigen.

In Paris hegte man die Meinung, daß nach dem Ableben des Monarchen der Kronprinz von Preußen der Politik des Hofes eine andere Wendung nach der Erfahrung bei Thronveränderungen geben dürfte. In den ersten Tagen des Novembers zeigte der Fürst Reuß, Oesterreichs Gesandter in Berlin, dem dortigen Hofe den Abschluß des Friedens mit Frankreich an. Demungeachtet setzte Preußen die Besetzung der Demarcationslinie fort, weil Frankreich schon von der Möglichkeit einer Besitzergreifung Hannovers redete. Der in Franken residirende Staatsminister von Hardenberg, den der schlaue Minister Haugwitz nicht gern in Berlin wieder auftreten sah, widerrieth sehr, die Politik des Preußischen Hofes zu verändern. Sogar vermied Haugwitz die Absendung Hardenbergs zu dem in Rastadt eröffneten Deutschen Congreß.

Noch immer kannte man nicht den Beschluß des Deutschen Reichstags in der sonderbaren Lage, von Preußen und vom Kaiser zugleich verlassen zu seyn. Der Graf Haugwitz erhielt als letzten Gnadenbeweis seines kranken Königs den schwarzen Adlerorden. Am 15. November sah der Kronprinz mit der Königin

den kranken Monarchen zum letzten Mal, und am folgenden Morgen um 9 Uhr starb er. Der erblaßte Monarch besaß viele Herzensgüte; jedoch war er bisweilen jähzornig, liebte die Tafel, wie sein königlicher Oheim; allein die Tafelgenossen des Oheims waren stets geistreich. Der verstorbene König besaß weniger, als der Oheim, die Gabe guter Wahl des Ausdrucks, übrigens liebte er statt des äußeren Pomps, die Musik und neue Bauten, worin er viel Geschmack bewies. Dem Thronfolger hinterließ er 5800 □Meilen, 8,500,000 Unterthanen und ein um 25,000 Mann verstärktes Heer.

Glänzende Hoffnungen hegte man von der Sittlichkeit und den Talenten des Thronfolgers. Er liebte seine Gemahlin und seine Familie, und setzte kein übergroßes Vertrauen auf seine persönlichen Ansichten; ihn rührte die Menge der Druck veranlassenden eingeschlichenen Uebelstände, welche seine Landesväterlichkeit gern schnell abstellen wollte. Das verhaßte Tabacksmonopol schaffte er sofort ab, und ungern befolgte er den Rath, die Geliebte seines königlichen Vaters, die Gräfin Lichtenau, in der Hausvogtei verhaften zu lassen. Graf Haugwitz opferte dieses Mal seine frühere Beschützerin auf; aber dem Volke war

die Verhaftung der gehaßten Gräfin willkommen. Eine Commission untersuchte ihr Betragen. Den geheimen Briefwechsel mit den Agenten fremder Höfe wollte der Monarch niemals sehen, was der schlaue Minister Haugwitz einzuleiten verstanden hatte. Auch ließ man ihr Zeit genug, alle schriftliche Beweise ihrer Einmischungen wegzuschaffen. Die Gräfin kam nach Glogau im Festungsarrest und erhielt zwar nicht alle Güter wieder, aber doch eine anständige Pension, und lebte später in Freiheit, erst in Breslau und hernach in Berlin, wo sie den 9. Juni 1820 starb. Im J. 1812 durfte sie sogar ihre Denkwürdigkeiten in Druck geben. — Der mit dem schwarzen Adlerorden vom Könige entlassene Generallieutenant Bischofswärder behielt, was ihm der vorige König geschenkt hatte, und eine Pension von 1200 Thlr., mußte aber entfernt vom Hofe leben. Der Adjutant, Obrist Dönhoff, erhielt seinen Abschied.

Luccheſini hatte die Veränderung am Hofe vorausgesehen, und sich vor dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II. von den Geschäften zurückgezogen. Das Sturmwetter der Reinigung traf die drei schlauen Männer, den Grafen Haugwitz, Lecoq und Lombard keinesweges. Daher blieb ihr Cabinetseinfluß unge-

kränkt, und die äußere Politik Preußens veränderte sich wenig. Mit Frankreich knüpfte der neue Monarch keine neuen Bande, lösete aber auch das bestehende äußere gute Verhältniß nicht auf. Das bewirkte besonders der Minister von Hardenberg. Doch schickte der König nach Paris keinen neuen Diplomaten, als die Französischen Directoren sich lieber mit Oesterreich, als mit Preußen näher verbinden zu wollen schienen. Preußens Verwendung verdankte damals Hannover, daß das Directorium den Plan aufgab, Hannover bis zum Frieden mit England besetzen zu lassen.

Drei in den Rastadter Geschäften amtlich höchst kundige Männer schickte der König nach Rastadt, den beim Reichstage längst accreditirten Grafen Görtz, den Herrn von Jacobi, gewesenen Gesandten am Londoner Hofe, und den beim Deutschen nördlichen Neutralitätscordon angestellten Minister von Dohm.

Dort hatte schon am 4. October der Kaiser dem Reichstage notificirt, daß ein Deutscher Friedenscongreß in Rastadt wegen der bequemen Lage des Orts gehalten werden sollte. Der Reichstag schickte dahin eine Deputation der Reichsstände, und diese beauftragten als Subdelegirte, der Erzkanzler seinen Staatsminister, Freiherrn von Albini, der Kurfürst von

Sachsen seinen Staatsminister, Grafen v. Löben, der Erzherzog von Oesterreich den Grafen v. Lehrbach, der Kurfürst von Pfalzbaiern den Grafen v. Preysing, der Fürstbischof von Würzburg den Capitularen, Grafen Stadion, Kurbraunschweig den Herrn v. Reden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt den Minister, Freiherrn v. Gatzert, der Markgraf von Baden seinen Minister, Freihern v. Edelsheim und den Geheimenrath Meyer, die Reichsstadt Augsburg die Herren von Pflummann und Schmidt, die Reichsstadt Frankfurt die Herren von Günderrode und Schweitzer.

Der 20. Art. des Friedens zu Campo Formio schloß alle fremde Gesandte vom Congreß in Rastadt aus. Doch schickte Schwedens Monarch, der auch jetzt die Satzungen des Westphälischen Friedens als dessen Garant in sehr veränderten Zeiten aufrecht erhalten wollte, den Grafen Fersen dahin, den man nicht annahm, wohl aber den Dänischen Gesandten, Herrn v. Rosenkranz.

Wer etwas auf dem Congreß zu suchen hatte, oder etwas zu verlieren fürchtete, der besuchte selbst oder durch Deputirte jenen berühmten Congreß.

An der Spitze der Oesterreichischen Gesandtschaftskanzlei standen der ehemalige Oesterreichische Resident

im Haag, Herr v. Schraut, der Wiener Professor des Staatsrechts, Herr Bleuel, und des Lehnrechts, Herr Böltsch. Frankreich beschickte den Congreß durch die früheren Gesandten in Lille, Treilhard und Bonnier d'Arco, unter Zuordnung des ehemaligen Professors des Staatsrechts in Mainz, Herrn Hoffmann. Weil es stets Hoffmanns Lieblingsgedanke war, das linke Rheinufer von Deutschland zu trennen, so genoß er seit langer Zeit des besondern Zutrauens des Directoriums in Paris. Frankreich drohte, den Waffenstillstand aufheben zu wollen, wenn man solchem nicht als Pfand der Friedensgesinnung die Vesten jenseits des Rheins vorläufig einräumen wolle.

Auf der Reise nach Rastadt empfing der König von Sardinien den General Bonaparte mit vielen Achtungs- und Ehrenbezeigungen, schenkte ihm zwei Pferde mit prächtigem Geschirr und zwei mit Diamanten reich besetzte Pistolen des weiland Königs Carl Emanuel. Ebenso ehrerbietig betrugen sich Genfs Demagogen. Die Berner Patricier wollten ihm ein Fest geben, was sich der stolze General verbat. Desto gütiger hatte er die Lausanner Patrioten in Lausanne behandelt. In Murten sah er das Schlachtfeld der Niederlage der Burgunder und das Beinhaus der im

J. 1476 daselbst Erschlagenen. Auffallend war der anmaßende Ton, womit er sich über die Fehler der Besiegten aussprach. Oft spukte schon damals in den Thaten und Reden des Mannes dessen fixe Idee, nach seinem Kopfe Alles ordnen zu wollen, mit einer Feindseligkeit Alles, was sich ihm widersetzte, gewaltsam niederbeugen zu wollen. Ein so unlandesväterlich verschrobener Kopf wurde dennoch Landesvater, aber eine Geißel seiner Zeitgenossen.

Als Bonaparte am 25. Nov. in Rastadt eintraf, erklärte er den Subdelegirten und den geistlichen und weltlichen Gesandten, welche er besuchte, daß die Säcularisation der Erz- und Hochstifter unvermeidlich sei, und stolz dem Schwedischen Gesandten, daß er als Gesandter einer den Westphälischen Frieden garantirenden Macht nicht in Rastadt anerkannt werden könne, denn jene Garantie sei kein Recht, sondern eine Verpflichtung, die nur im Fall eines Ansuchens eines Verletzten Statt fände. Frankreich könne schon die Person des Grafen wegen seiner Rolle am Hofe Ludwig XVI. vor und seit der Französischen Revolution nicht angenehm seyn.

Nachdem der Graf Cobenzl und General Meerfeld in Rastadt eingetroffen waren, wechselten sie die

kaiserliche Ratification des Friedens gegen die Französische aus. Demnächst schlossen diese Vollziehungsgesandten am 1. Dec. eine geheime Militärconvention, vermöge welcher der Kaiser seine Truppen hinter den Lech zurückziehen und Mainz, die Mannheimer Brükkenschanze und Ehrenbreitstein, Ulm, Ingolstadt und Philippsburg räumen lassen wolle. Auch wollten die Franzosen von Basel bis Mainz das rechte Rheinufer verlassen. Endlich versprach Frankreich, am 30. December Italien bis an die Etsch zu räumen.

Während des Aufenthalts in Rastadt herrschte unter den kaiserlichen und Französischen Gesandten eine sehr genaue Freundschaft. Man soll von Oesterreichischer Seite geneigt gewesen seyn, dem General Bonaparte ein unabhängiges Fürstenthum mit 250,000 Einwohnern in Deutschland zu verschaffen, um sein Schicksal von Parteiungen in Frankreich unabhängig zu machen. Napoleon dankte zwar sehr dem Kaiser für seine wohlwollende Theilnahme, lehnte aber Alles ab, was ihm nicht die Französische Nation bewilligen würde, indem er mit dem ihm von solcher ausgesetzten Einkommen zufrieden sei.

Ein so einsichtsvoller Mann, als Graf Ludwig Cobenzl, hatte übrigens in den fliegenden Aeußerun-

gen Bonapartes längst wahrgenommen, daß er eine tiefe Verachtung des vollziehenden Directoriums hegte. Im gegenseitigen Vertrauen hatte er ferner errathen lassen, daß er gewohnt sei, seine schwachen Vorgesetzten allmählig zur Genehmigung der von ihm persönlich ausgegangenen Entwürfe hinzureißen. Sogar entdeckte Bonaparte dem Oesterreichischen Botschafter, daß es sein Plan sei, nachdem er den Oberbefehl der Armee des Oceans übernommen, solche vom Ocean nach Paris zu führen, um daselbst der Advocatenregierung, welche nicht länger Frankreich drücken solle, ein Ende zu machen. Bald nach seiner Ankunft in Paris hoffe er zu übersehen, was etwa möglich sei. Die lächerliche Republik werde in zwei Jahren einstürzen. Wenn das Directorium den fernern Frieden nicht wollen werde, so werde es nicht fähig seyn, sich in der Crise eines neuen Krieges zu behaupten. Deßwegen bedürfen wir beiderseits gute Stellungen. Gewiß war der Graf Cobenzl sehr bedacht, Bonaparte keineswegs von der Verfolgung solcher kühnen Entwürfe abzuhalten, aber der Graf verfehlte nicht, diese vertraulichen Mittheilungen seinem Hofe zu berichten, was natürlich den Kaiser hoffen ließ, daß die Französische Republik bald untergehen werde; zugleich er-

langte Bonaparte dadurch eine Zeitlang einen groſsen Einfluſs auf den Wiener Hof. Sehr schnell eilte Bonaparte von Rastadt nach Paris, theils um dort die Huldigung der für ihn eingenommenen Franzosen entgegenzunehmen, theils um das Directorium zu beruhigen, daſs er wider solches keine feindlichen Absichten hege. Dem Emissär Butot, welchen das Directorium nach Italien geschickt hatte, um seine Gesinnungen zu erforschen, hatte er listig seine angebliche Furcht mitgetheilt, daſs man in Paris eine Art militärische Regierung einführen zu wollen scheine. Wegen solcher Schminke der Bürgertugend sagte ihm der Präsident Reveillere Lepeaux eine Artigkeit. Hatte der herrschsüchtige Bonaparte nicht dem Directorium geschrieben, daſs er nach dem unterzeichneten Frieden zu Campo Formio nichts mehr wünsche, als in den Privatstand zurückzukehren und den Pflug des Cincinnatus zu ergreifen? Aber das Directorium kannte seinen Mann, der viel zu wenig Verschwiegenheit besaſs, um sich nicht schnell durchschauen zu lassen.

Den 10. Dec. gaben die Directoren dem friedenbringenden Helden ein Siegesfest, wo Talleyrand, als Minister des Auswärtigen, ihm Weihrauch zum Ersticken streute. Frankreich werde frei seyn; Bona-

partes Schicksal scheine aber nicht zu seyn, im Privatstande der Freiheit der Bürger zu genießen. Dieß waren Worte der Weissagung, welche Bonaparte so gern hörte, und der servile Talleyrand in seinem langen Leben so häufig spendete und die Zeitgenossen täuschte, daß sein Egoismus Patriotismus sei. Bonapartes Rede hatte das Directorium vorher zu sehen gewünscht, und folgende Worte darin gelöscht: „Dieser Friede (zu Campo Formio) versichert der Republik Freiheit, Wohlstand und Ruhm;" was freilich der Redner übel nahm. Auch schlug man ihm einen Platz im Directorium ab, weil er noch nicht das gesetzmäßige Alter habe. Seinen Freunden sagte man aber freimüthig, daß man einen so herrschsüchtigen Collegen nicht wünsche.

Am 9. Dec. hielt der Congreß in Rastadt seine erste Sitzung, und am 16. erklärten die Französischen Gesandten, als die gegenseitigen Vollmachten ausgewechselt wurden, daß sie die Vollmachten nicht annehmen könnten, welche von der Erhaltung der Integrität des Deutschen Reichs redeten. In gleichem Geiste befahl das Directorium schon am 9. Dec. dem General Hatry, von Mainz Besitz zu ergreifen; auch passirte er am 16. den Rhein.

Am 17. überreichte der Oesterreichische Minister von Lehrbach der Deputation eine Anzeige, daß die kaiserlichen Truppen in Folge des Friedensschlusses zu Campo Formio sich nach der Grenze von Böhmen zurückziehen würden. Zugleich erfuhr man die von den Franzosen begonnene Einschließung der Festungen am linken Rheinufer, ohne daß die Gallier auf den Protest des Kurmainzischen Directorialgesandten achteten.

Indeß überlieferten die Mainzer Truppen mit Genehmigung des Kurfürsten, weil diesem Fürsten nichts Anderes übrig blieb, vor den Augen der noch anwesenden Kaiserlichen den Franzosen durch eine Militärconvention die Festung Mainz; aber Oesterreich war nicht so glücklich, am nämlichen Tage Besatzung in Venedig ꝛc. zu legen.

Deßwegen forderte am 13. Jan. 1799 der Graf Cobenzl den General Bonaparte auf, die Gegenseitigkeit zu beobachten; aber die oft unredlichen Franzosen hatten erst sicher seyn wollen, daß Oesterreich den Tractat zuerst erfüllen werde. Das Directorium räumte, als Mainz in Frankreichs Hände gerathen war, bis zum 15. Jan. Italien bis an den Etschfluß; aber

vorher hatten die Franzosen alles des Transports fähige Kriegs- und Staatsgut abgeführt.

Beide Mächte trauten sich nicht ganz; Oesterreich ließ in Ulm, Ingolstadt und Philippsburg seine Besatzungen stehen, vielleicht in der Hoffnung, einen Theil von Baiern behalten zu können, und als Frankreich verlangte, daß sich dieses und Oesterreich gegenseitig durch Gesandte beschicken möchten, verschob dieß Oesterreich unter dem Vorwande, daß es vorläufig besser sei, durch die Gesandtschaften in Rastadt sich das Nöthige schnell mitzutheilen. Oesterreich wollte lieber durch Bonaparte, als direct mit dem Directorium unterhandeln.

Als die Brückenschanze vor Mannheim den Franzosen, wie sie die Uebergabe verlangten, nicht eingeräumt worden war, so nahmen sie solche den 25. Jan. mit Sturm ein, verloren aber wegen der tapfern Vertheidigung der Reichstruppen 300 Mann. Während des Sturms zündeten Kugeln, und beschädigten einige Häuser in Mannheim; auch besetzten sie einige Festungswerke Mannheims am rechten Rheinufer, zogen sich jedoch nachher zurück, und ließen bloß einen Posten auf der Rheinbrücke stehen.

Daß Frankreich durchaus das linke Rheinufer

behaupten wolle; dieß beweisen alle Gewaltschritte desselben. Der Graf Görz gab sich einige Mühe, die in Trauer versetzten Reichsstände zu bereden, unter Preußens Schutz einen Deutschen Reichskörper von Neuem zu bilden; als aber der Herr Gesandte nicht instruirt war, den bekümmerten Reichsständen eine bestimmte kräftige Hülfe zu versprechen, so trugen die Mißvergnügten sehr Bedenken, ohne Auftrag ihrer Höfe sich mit dem Preußischen Gesandten tief einzulassen, und dadurch es mit Frankreich und Oesterreich völlig zu verderben. Nur Hannover, dessen Militärbesitz dem Directorium so sehr am Herzen lag, erbat sich eine Preußische und Russische Vermittelung in Regensburg; aber der Mainzer Directorialgesandte wollte über diesen Vorschlag keine Berathung zulassen.

1798.

Englands Politik in Ansehung des Continentalfriedens. — Englischer Handelstractat mit Paul I. — Russische wirksame Politik. — Friedensunterhandlungen in Lille und deren Abbruch. — Kriegsverhältniß Portugals mit Frankreich, was Spanien vergeblich abwenden will. — Anfang der Congreßsitzungen in Rastadt.

Nachdem der Brittische Hof sich im Kriege mit Frankreich erst von Preußen und nachher von De-

ſterreich nach böſen Unfällen dieſer Verbündeten verlaſſen geſehen hatte, ſo näherte ſich jener mehr, als früher, dem Ruſſiſchen Kaiſer, obgleich er ſolchen zu einer Verbindung wider Frankreich ungeneigt fand. Der Kaiſer verſprach ſich, beim Berliner Hofe Alles abzuwenden, was dem Deutſchen Reiche oder dem Wiener Hofe nachtheilig werden könne; auch hielt derſelbe ſein Verſprechen. Auch gelang dem Britiſchen Geſandten, Charles Whitworth, der Abſchluß eines Handelstractats, deſſen Beſtätigung den 17. Mai 1797 ausgeliefert wurde. In Folge des großen Einfluſſes des Ruſſiſchen Hofes auf den Wiener Hof erlangte der Stuttgarder mit dem Ruſſiſchen nahe verwandte Hof, daß der Wiener Hof die Neutralität Würtembergs anerkannte, nachdem daſſelbe mit Frankreich Frieden geſchloſſen hatte.

Beim Anfange der Unterhandlungen in Lille hatte Lord Malmesbury von Seiten Englands ſich erboten, alle Eroberungen von Frankreich und deſſen Verbündeten bis auf die Spaniſche Inſel Trinidad und bis auf die Holländiſchen Niederlaſſungen des Vorgebirgs der guten Hoffnung, Ceylons und Cochins zurückzugeben, dabei aber für den Prinzen von Oranien und für deſſen Anhänger in den Niederlanden einige Vor-

theile bedingen wollen. Dagegen hatte Frankreich gefordert, 1) daß Großbritannien alle Eroberungen zurückgebe; 2) die Zurückgabe der in Toulon erbeuteten Schiffe; 3) die Entsagung der hypothecariſchen Rechte der Engliſchen Gläubiger wegen gewiſſer verpfändeten Einkünfte der Niederlande. Dieſe Gegenvorſchläge wurden von Engliſcher Seite gänzlich verworfen. Doch wollten die beiden Directoren Barthelemy und Carnot ehrlich den Frieden; aber die am 18. Fructidor ſie ausſchließende Mehrheit im Directorium brach die Unterhandlungen plötzlich ab, worauf Lord Malmesbury nach London heimkehrte.

Ehe die neuen, nach der Revolution des 18. Fructidor ernannten Franzöſiſchen Geſandten eintrafen, wurde es vergeblich verſucht, den Lord Malmesbury in Lille auf folgende Art zu compromittiren. Am 7. Sept. erſuchte ſolchen der eben von Paris angetroffene Graf Montgaillard, ihm an einer gewiſſen Stelle auf dem Walle um 7 Uhr Morgens eine Audienz zu geben, und drohte, daß er, wenn ihm die Audienz verſagt werden würde, ihn öffentlich in ſeinem Hauſe aufzuſuchen. Glücklicher Weiſe erinnerte ſich der Lord, daß der, während der Schreckensperiode im J. 1794 nach England geflüchtete Graf

vermöge der Fremdenbill als ein verdächtiger Spion aus England verwiesen worden war, auch später in der Condeschen Armee eine sehr verdächtige Rolle gespielt hatte. Daher traute der Lord dem Grafen keineswegs. Auf der Stelle, wo Montgaillard sich auf dem Walle einfand, fragte ihn der Lord, wie er es hätte wagen mögen, nach den Vorfällen in Paris nach Lille zu kommen, und ob er nicht fürchte, verhaftet und erschossen zu werden? Montgaillard möge sich daher entfernen, und den Lord nicht in seinen morgentlichen Spatziergängen stören. Hierauf erzählte der Graf nach seiner Ansicht der Dinge den ganzen Vorgang in Paris, und bat den Lord, einen Courier an seinen Hof zu schicken, um die zur Deportation nach Guyana bestimmten Opfer zu retten. Die Einschiffung werde in Rochefort geschehen, und wenn der Englische Hof die Höhe durch ein Paar Fregatten beobachten ließe, so würden sich solche des Transportschiffes leicht bemächtigen. Die Befreiung der Gefangenen werde in Frankreich eine große Bewegung anstiften. Der Lord verweigerte die Absendung des Couriers, welcher leicht aufgefangen werden dürfte; er wolle sich nicht der Gefahr aussetzen, vom Directorium verhaftet zu werden. Wenn der Graf Geld

bedürfe zur Abreise, so werde er ihm an die Person, welche er nennen werde, in einer Stunde Geld schikken. So scheiterte Montgaillards Absicht, den Lord in unangenehme Verhältnisse zu verwickeln.

Die Französische Regierung hatte dieß um so zuverlässiger eingeleitet, daß sie im Beschlusse des Directoriums vom 25. Fructidor (11. Sept.) durch ihre Bevollmächtigten, die Herren Treilhard und Bonnier, den Lord befragen ließ, ob er bevollmächtigt sei, in der Verhandlung über den Frieden Frankreich und seinen Verbündeten alle Eroberungen zurückzugeben. Im Fall er die Frage nicht sofort bejahe, und vorgeben möchte, dazu nicht beauftragt zu seyn, so sollte man vom Lord verlangen, sich in 24 Stunden an seinen Hof zurückzubegeben, um sich mit der verlangten Instruction versehen zu lassen.

Der Englische Cabinetsrath beschloß am 23. Sept. 1797 nach der Rückkehr des Lords Malmesbury der Französischen Regierung erklären zu lassen, daß England bereit sei, alle Eroberungen zurückzugeben gegen andere Zugeständnisse Frankreichs, worüber man die Unterhandlung fortzusetzen bereit sei. Darauf erwiderten die Französischen Friedensgesandten in Lille am 1. Oct.,

daß sie bis zum 16. October in Lille bleiben, und die Rückkehr des Lords nach Lille erwarten würden. Der Englische Staatsrath versammelte sich hierauf am 4. October abermals, und beauftragte den Lord Malmesbury, den Französischen Friedensbevollmächtigten in Lille zu antworten, daß er auf bestimmten Befehl des Directoriums Lille verlassen habe, wodurch die weitere Verhandlung abgebrochen worden sei, und daß auf feindlichem Boden, wegen der völkerrechtlichen Zurücksendung des Lords Malmesbury, die Unterhandlungen nicht erneuert werden könnten.

Desto eifriger dachte das Directorium, eine Landung in England versuchen zu lassen. Spanien drängte Portugal, sich mit der Französischen Regierung zu verständigen, und Portugal schickte den Ritter d'Aranjo d'Azevedo nach Paris, welcher, da die Mehrheit des Directoriums Geld brauchte, um die Revolution des 18. Fructidor zu vollbringen, den 20. August 1797 mit dem Französischen Minister Charles Delacroix einen lästigen Tractat abschloß, welchen das Directorium den 21. August, und der gesetzgebende Körper den 12. September genehmigte. Freilich war damit der Londoner Hof unzufrieden; aber sein Unwille zeigte sich bloß in einer diplomatischen Gegen-

vorstellung. Die Seesiege des Admiral Jerves, später St. Vincent, über die Spanier und des Admiral Duncan, später Viscount Camperduyn, über die Holländische Flotte, machten den Englischen Hof verwegener. Er schickte den Admiral Saint Vincent mit einem Theil der Flotte nach dem Tajo, welcher durch gelandete Truppen das Fort Saint Julien besetzen ließ, und nun Herr der Rhede war. Dieß bewog den Lissaboner Hof, dem Portugiesischen Gesandten in Paris wissen zu lassen, daß er jetzt den Tractat nicht ratificiren könne; der Friedensfürst ließ aber den Courier auffangen, und zog die Spanische, an der Grenze Portugals sich lagernde Armee zurück. Weil die Französische Regierung nach dem geschlossenen Frieden von Campo Formio über viele Truppen verfügen konnte, so drohete sie, durch Spanien eine Armee nach Portugal zu schicken, und der Lissaboner Hof unterzeichnete den Tractat mit Frankreich den 1. Decbr. Zugleich schickte dieser Hof, damit die verspätete Ratification verziehen werde, viele Diamanten an Barras Freunde und an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dieß erbitterte das Directorium in solchem Grade, daß es den Portugiesischen Gesandten wegen angeblicher, unzulänglicher Vollmacht am 31.

December im Tempelthurm verhaften ließ. Ehe diese Nachricht in London eintraf; war der Portugiesische Gesandte Graf Pombeiro in aller Stille von London abgereist.

Das Französische Directorium vermochte die Pariser Wechselhäuser zu ansehnlichen Vorschüssen, um die Casse des Staats bei der Ausrüstung des Landungsheers zu unterstützen.

Augereau machte während des Rastadter Congresses Versuche, Schwaben und besonders den Breisgau zu revolutioniren. Die frühern Versuche Poterats und Bachers hatte die Klugheit des Französischen Gesanden Barthelemy bei den Schweizer Cantonen unterdrückt. Der Graf Cobenzl unterließ nicht, deßhalb beim General Bonaparte Beschwerde wider dessen ehemals ihm untergebenen General zu führen. Augereau hatte seinem Agenten in Paris, dem Generaladjutanten Isar, um die nämliche Zeit geschrieben, wie Italiens Patrioten über Bonaparte und den Friedenstractat von Campo Formio dächten, und sich der Erwähnung mancher ihn freilich verletzender Thatsachen bedient, dieser häufige Abschriften davon in Paris mitgetheilt, dadurch aber Bonaparte erbittert. Dafür schonte ihn aber auch Bonaparte nicht; als er

jedoch sah, daß die Partei seines Gegners sehr mächtig war, so fand er rathsam, sich zu stellen, als wenn er nicht darauf achte. Das Directorium unterdrückte die Zusammensetzung der Rheinarmee, und ließ deren Generalstab eingehen; Augereau war jedoch keineswegs zufrieden, als er Befehl erhielt, nach Perpignan zu reisen.

Als der Französische Commissär Rudler anfing, das Land zwischen der Maas und dem Rhein zu organisiren, so protestirte dawider die Preußische Kriegs- und Domainenkammer in Cleve. Die Französischen Friedensgesandten in Rastadt erkundigten sich nun bei der Preußischen dortigen Gesandtschaft, ob dieß auf Befehl des Berliner Hofes geschehen sei, in solchem Falle sei Frankreich gar nicht abgeneigt, das Gebiet jenseits des Rheins an Preußen wieder abzutreten; Preußen möchte sich dann aber die Folgen selbst zuschreiben, und vielleicht den Protest bedauern. Die Preußischen Gesandten erwiderten, daß der Hof die Kammer in Cleve nicht autorisirt haben dürfte, da jene Lande am linken Rheinufer zum Tausch bestimmt wären, sobald die Entschädigung Preußens garantirt seyn würde.

Oesterreich mochte gehofft haben, sich durch ge-

legene Lande in Deutschland zu vergrößern; aber Frankreichs Absicht war dieß gewiß nicht, und Frankreich mochte hoffen, daß Oesterreichs Vergrößerung weder Rußland, noch Preußen genehm seyn werde. Preußen war unzufrieden, daß man solchem die Kenntniß der geheimen Friedensartikel zu Campo Formio vorenthielt, und die Französischen Gesandten in Rastadt bemerkten, daß der unerwartete Abmarsch der Oesterreichischen Besatzung aus Mainz die Partei der Anhänger des kaiserlichen Cabinets sehr geschwächt habe. Deßwegen suchten die Französischen Gesandten die Abtretung des linken Rheinufers den Reichsständen zu entreißen, und wenn dieß nicht möglich sei, die Unterhandlung in die Länge zu ziehen.

Die erste Sitzung wegen des Friedensgeschäfts fand am 19. Januar Statt. Dort fanden sich die Deutschen Gesandten mit vielem Pomp und die Französischen in einfacherem republicanischen Gepränge bis zu den Bandschuhen ein. Beide wollten dadurch sich auszeichnen. Hier verlangten Letztere die unumwundene Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, und fügten am 20. Januar hinzu, daß die dadurch verlierenden Fürsten am rechten Rheinufer Entschädigung erhalten sollten. In der Sitzung vom 25. ver-

ſuchte man, den Geſandten der Franzöſiſchen Republik begreiflich zu machen, daß dieß für Frankreich wenig Gewinn tragen, dagegen aber die Deutſche Reichsverfaſſung gänzlich umſtürzen würde. Man ſah aus dieſer ertheilten Antwort, daß noch ſehr weit entfernt war, den Franzöſiſchen Geſandten das Verlangte einzuräumen.

Nun ſuchte die Franzöſiſche Geſandtſchaft den weltlichen Fürſten, welche am linken Rhein Länder einbüßten, begreiflich zu machen, daß ihr eigener Vortheil erheiſche, daß in die Abtretung vom Deutſchen Reiche eingewilligt werde. Auch wollte der Kurfürſt von Pfalzbaiern Ruſſiſche, Preußiſche und Engliſche Vermittelung erbitten, damit er eine billige Entſchädigung erhalte; der Mainziſche Geſandte rieth davon ab.

1797.

Geſchichte der Revolution in Rom. — Abſetzung des Papſtes. — Deſſen Abführung nach Toscana. — Militär- und Volksaufſtand in Mantua und in Rom. — Maſſenas Zurückberufung.

Noch immer ſchwankte Bonapartes unruhiger Geiſt zwiſchen dem Commando einer Expedition nach der Levante, oder einer Landung in England.

Zwei neue Revolutionen, nämlich im Kirchenstaat und in der Schweiz, sollten der Revolution in Oberitalien folgen. Um hier sicherer zu gehen, correspondirte Bonaparte darüber mit dem Grafen Cobenzl, und schien nicht ungeneigt, dem Wiener Hofe Graubünden und die Schweiz bis an die Limmath zuzuwenden, und in Italien die nördlichen Legationen des Kirchenstaats.

Der Kirchenstaat war durch den Frieden von Tolention schon um ein Drittel verkleinert, seiner Kunstschätze, sowie seines baaren Geldes beraubt worden, aber die Mehrheit des Directoriums wünschte das weltliche Reich des Papstes zu zertrümmern. Um bei dieser erwarteten Entwickelung mitwirken zu können, ließ Bonaparte seinen Bruder Joseph zum Botschafter in Rom ernennen. Schon zeigte sich damals eine Insurrectionneigung unter manchen Mißvergnügten, wie Angeloni, Bouchard, Oscarelli, Vivaldi u. s. w. mit der altväterischen päpstlichen Regierung, welche sich überlebt hatte. Die erste Gährung, worauf ein Revolutionsversuch folgte, unterdrückte die päpstliche Regierung schnell durch Verhaftung der Meuterer. Auch hatten jene unruhigen Köpfe keinen festen Vollziehungsplan; und weil ihnen dieser mangelte, so

konnte man sie wegen schlimmer Absichten, die zwar ausgesprochen, aber nicht niedergeschrieben worden waren, nicht schwer bestrafen.

Die Männer der Französischen Kunstacademie hatten zum Theil an dieser Umwälzungsbegeisterung Theil genommen; aber die dortige Commission war davon weit entfernt, da die päpstliche Regierung wegen des den unruhigen Köpfen verliehenen Schutzes von Seiten der Academie Bedenken trug, sie zu verhaften, bis der sehr rechtliche Bürger Cacault erklärte, daß die Aufnahme unter die Mitglieder der dortigen Kunstacademie keine Gewährleistung für ihr künftiges politisches Betragen sei.

Indeß kannte der Französische Botschafter zwar die Milde des Saatssecretärs Cardinal Doria, aber auch die Rachsucht anderer hohen Kirchenbeamten, und selbst der Papst wollte Doria nicht wohl. Er erkundigte sich daher beim Staatssecretär über den wahrscheinlichen Ausgang des den Verhafteten gemachten Processes. Der Cardinal versprach, über die Bestrafung mit dem Botschafter Rücksprache zu nehmen.

Bald nachher wurde der Papst von einem Schlagfluß befallen. Der Botschafter meldete dieß seinem Bruder, und rieth, einige Französische Truppen Rom

näher rücken zu lassen, damit kein Aufruhr entstände, und verhindert werde, daß sich die Neapolitaner darein mischten.

Der Oesterreichische General Provera war vom Papst zum Anführer seiner Truppen ernannt, weilte aber in Triest. Auf Verlangen Bonapartes mußte der Papst diese Ernennung widerrufen, oder die Französische Republik werde nicht zum zweiten Mal so gnädig seyn, als sie es im Tolentiner Frieden gewesen sei. Zugleich verstärkte Bonaparte die Garnison in Ancona um 3000 Mann, und erhielt vom Admiral Brunys die Zusicherung, daß der Hof von Neapel sich ruhig verhalten werde.

Der Papst Pius VI. erholte sich wieder; aber damals war es eifriger Wille der Mehrheit im Französischen Vollziehungsdirectorium, daß Rom frei werden und Europa vom päpstlichen Supremat befreiet werden solle, wie aus dem Briefwechsel des Fürsten Talleyrand mit Bonaparte um jene Zeit erhellet. Auch mußte der Botschafter des Vollziehungsdirectoriums die päpstliche Regierung ermahnen, aus ihrer hohen Beamtung die notorischen Feinde Frankreichs zu entfernen. Der Römische Hof beschützte damals öffentlich Bassevilles Mörder, und ungeachtet der

Staatssecretär versprochen hatte, das Commando der päpstlichen Truppen keinem Oesterreichschen General zu geben, so erschien dennoch Provera in Rom, um jenes Commando zu führen. Bonaparte drohete schnell mit Krieg, und untersagte die Verurtheilung der verhafteten Mißvergnügten, widrigenfalls werde er den Cardinal Rusca und dessen Anhang verhaften lassen.

Auch die Cisalpinische Republik bedrohete den Papst mit Krieg, als er ihre Anerkennung verzögerte, und in Ancona bildete sich eine Anconitanische Republik, obgleich im Frieden von Tolentino dem Papst versprochen worden war, daß ihm nach dem allgemeinen Frieden Ancona wieder zurückgegeben werden solle. Von Ancona aus verbreitete sich der Aufruhr weiter. In solcher Lage zögerte der Papst nicht länger, die Cisalpinische Republik anzuerkennen, und bat den Französischen Botschafter um seine freundschaftliche Verwendung zur Ausgleichung aller noch unerledigten Streitigkeiten. Bonaparte trieb in Folge erhaltener Directorialbefehle die Härte so weit, den Papst, der die wegen Meutereien verhafteten Personen freilassen, aber aus seinen Staaten verbannen wollte, zu zwingen, daß er jene Frev-

ler ohne diese Bedingung auf freien Fuß stellen mußte. Alle freigelassene Demagogen strömten nun nach Rom mit dem Marquis Vivaldi, welcher alle bisherigen Unruhen angestiftet hatte, und verbitterten der päpstlichen Regierung jeden Schritt.

Rom zählte damals außer den ärgsten Neuerern und Revolutionsjägern zugleich eine Menge Fanatiker, denen auch das vernünftigste Neue ein Greuel war. Das Französische Directorium war so oft entfernt, dieses Extreme zu versöhnen, daß es vielmehr durch den Kampf so entgegengesetzter Parteien eine Revolution entstehen lassen wollte. Die Mehrheit der Directoren war antireligiös, und wollte dem katholischen Glauben durch Auflösung der weltlichen Souverainetät des Papstes einen neuen Abbruch thun, woran besonders der Director Lareveillère-Lépaux als Theophilanthrop schuld war.

Im Einverständniß mit dem Directorium schickte der General Bonaparte seinem Bruder, dem Botschafter in Rom, drei junge Generäle, Duphot, Arrighi und Sherlat, alle drei enthusiastische Anhänger der neueren Democratie und Irreligion, um die erwartete Volksbewegung zum Aufruhre zu unterstützen. Täglich versammelten sich im Palast Corsini, also unter

der Gerichtsbarkeit des Französischen Botschafters eine Menge wegen ihres Hasses gegen die päpstliche Regierung übelberüchtigter Menschen. Auch wußte man, daß der Botschafter selbst den Sturz des päpstlichen Thrones einleite, wobei ihn der Spanische Botschafter, Ritter Azzara, eifrig unterstützte, welcher dadurch seinem Hofe und der Französischen Republik zu dienen glaubte.

In solcher Lage begnügte sich der Römische Hof damit, diese gefährlichen Menschen zu beobachten. Am 26. December erbat sich eine Deputation der Verschworenen den Schutz des Französischen Botschafters, der doch etwas besorgt war, sich und seine Regierung in ihrer Würde zu verletzen, wenn er ihnen geradezu Schutz verspräche. Er widerrieth daher den Verschwprenen ihr Beginnen, und antwortete endlich wie die Sibyllinischen Bücher: „Das Schicksal der Staaten und der Privaten ist ein Geheimniß der Zukunft, worin man nicht eindringen kann."

Dieß legten die Verschworenen für sich günstig aus, und Hundert derselben hielten in nämlicher Nacht und am folgenden Tage eine Versammlung in der Villa Medicis, worin sie mit Dolchen, Pistolen und Säbeln erschienen, die Französische Cocarde anleg-

ten, und auf den Gassen riefen: Es lebe die Freiheit! auch einige päpstliche Gardedragoner tödteten. Weil die Regierung von diesem Unfug frühe Kunde erhalten hatte, so beobachtete sie die Rädelsführer, verhaftete die lauten Schwärmer und zerstreute die Uebrigen, erbeutete auch eine Menge noch nicht ausgetheilter Cocarden. Bei diesem Gange der Begebenheit verfügte sich Joseph Bonaparte zum Cardinal-Staatssecretär und versprach, die Ruhe herzustellen, mit der Meldung, daß nur acht Personen der Gesandtschaft ein Recht hätten, die Französische Cocarde zu tragen, deren Namen er melden werde.

Darauf begab er sich in seinen Palast zurück, und traf daselbst die drei früher genannten Französischen Generalspersonen an, unterließ auch, die versprochene Liste der zum Tragen der Französischen Cocarde Berechtigten dem Cardinal zuzuschicken. Die am Morgen zerstreuten Aufrührer hatten sich damals mit einem Französischen Künstler an der Spitze von neuem versammlet, welchen der Botschafter sehr hervorzog. Sie durchzogen die Gassen mit Freiheitsgeschrei, theilten Cocarden aus, und verfügten sich in den Palast des Botschafters, der sie ungestört toben ließ. Die Unordnung wuchs mit der Menge der Tumultuan-

ten. Lange beobachtete solche ein Haufe päpstlicher Truppen, der, als die Truppen näher rückten, in das Haus des Französischen Gesandten flüchtete. Die Regierung hatte das Thor des Septimius, und das Heiligegeistthor schwach besetzen lassen; dagegen hatte die Straße Longara, worin das Gesandtenhaus liegt, keine Truppen. Aus dem Thor des Septimius rückte eine kleine Patrouille vorwärts, weil die Insurgenten die Soldaten anfallen zu wollen droheten; und wie sich solche nach dem Hause des Gesandten zurückzogen, und der Botschafter, gefolgt von Duphot in Uniform und bewaffnet, aus dem Palast trat, als wenn er das Commando zur Verantwortung ziehen wollte, gab der Sergeant der Patrouille Befehl zum Feuern. Ein Flintenschuß tödtete damals den unter den Vordern sich befindenden General Duphot, nahe beim Thor des Septimius. Nun entfloh die Patrouille, der Botschafter, die Gesandtschaft und die Verschworenen, und mit dem Botschafter erklimmten einige der Verschworenen die Ringmauer des Gesandtenpalastes. Diese Handlung war eine offenbare Verletzung der päpstlichen Souverainität durch den Französischen Gesandten; aber die Parteiungen wägen ihre Thaten nicht nach Vernunftgründen ab.

Auf einem Umwege rettete sich Joseph in seinen Palast. Sein Freund Duphot hatte am folgenden Tage die Schwester der Botschafterin, Desirée Clary heirathen sollen. Sie vermählte sich später mit dem jetzigen Könige von Schweden. Der aus Rom geflüchtete Botschafter stellte freilich in seinem Bericht vom 31. December 1797 aus Florenz den Vorgang für sich sehr günstig dar. Der Cardinalstaatssecretär erbot sich sogar, den unglücklichen Sergeanten, der zum Feuern Befehl gegeben hatte, ihm ausliefern zu lassen; aber Joseph Bonaparte zog vor, abzureisen.

Vergebens erbot sich der Papst durch den Prinzen Massimi, seinen Botschafter, zu jeder vom Directorium verlangten Genugthuung. Dieses schickte aber den General Berthier, welcher als ein Gegner aller Revolutionen ungern den Auftrag vollzog, mit einem Corps Republicaner nach Rom, um daselbst eine Republik zu organisiren.

Der Papst, welcher sich so schwach befand, daß man erst nach mehreren Tagen ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte, schrieb ein achttägiges Jubiläum aus, um den Schutz des Allmächtigen zu erflehen, und erbat die Verwendung des Neapolitaner, Wiener und Florentiner Hofes. Aber keiner

dieſer Höfe nahm ſich des ganz unſchuldigen Papſtes an, und der General Bonaparte ſchrieb an den Grafen Cobenzl, daß die Franzöſiſche Regierung ſich mit den Höfen Wien und Neapel über das künftige Schickſal des Kirchenſtaats verſtändigen werde. Damit ſchien man zufrieden ſeyn zu wollen; ja der Hof von Neapel veränderte die Miniſter, welche bisher ſehr antifranzöſiſch geſinnt geweſen waren. Der General Berthier nahm keine Deputation an, wenn ſie ihm auch jede Genugthuung anbot, denn ſeine Inſtruction litt das nicht. Es brachen in Rom wieder neue Unruhen aus; doch wurden die Frevler verhaftet. Am 10. Februar 1798 beſetzten die Franzoſen mit 12 bis 15,000 Mann die Höhen um Rom; aber nach Berthiers Bericht traf er nur einen Patrioten in Rom an, welcher ſich erbot, 2000 Galeerenſclaven frei zu machen, was Berthier jedoch verbot; aber der Schweizer Armeecaſſirer Haller, und das geweſene Conventsmitglied Baſſal halfen dem General Berthier aus aller Verlegenheit, und ſtifteten in der Stadt eine künſtliche revolutionäre Bewegung an, auf welche ſich die Franzöſiſche Verwaltung ſtützen konnte. Am 15. Februar, am Jahrestage der Thronbeſteigung des Papſtes, ſchloß ſich deſſen Regierung durch die neube-

gründete Römiſche Republik. Doch unterließen die anweſenden Cardinäle nicht, in der Sixtiniſchen Capelle ſeine Thronbeſteigung zu feiern. Die Cardinäle Albani, York und Busca, die beſonders antifranzöſiſch geſinnt waren, flohen nach Terracina, indeß der Papſt von ſeinen Beamten die Glückwünſche empfing. Zur nämlichen Zeit bildete ſich im campo vaccino (forum romanum) ein Haufe Revolutionirer, und ein anderer Haufe brachte unter den Fenſtern des Papſtes der Freiheit ein Lebehoch, und ſchrie: Nieder mit dem Papſt! Doch bewies man dem einundachtzigjährigen Greiſe noch die Achtung, nicht in ſeinen ganz wehrloſen Palaſt zu dringen. Indeß Pius VI. betete und des Himmels Schutz erflehete, verließ eine Bande Meuterer den Vorhof ſeines Palaſtes, und ſtieß zu dem Haufen auf dem Campo Vaccino. Hier wurde eine Acte verleſen, worin die Häupter der Bewegung die Zurücknahme der Souverainität für das Volk aus eigner Machtvollkommenheit verkündigten. Die nämlichen Leiter ſchickten eine Deputation an den General Berthier, und baten ihn, ihr Vorhaben, eine neue Republik zu gründen, zu unterſtützen. Nun erſt zog Berthier in Rom ein, zog gerade nach dem Capitol, wo ein

Freiheitsbaum eingegraben, und die Römiſche Republik dem erſtaunten Rom verkündigt wurde, nachdem Berthier die Manen des Cato, Pompejus, Brutus und Cicero herbeigerufen hatte, um ſeine tranſitoriſche Republik mit neuen Römern zu beſchauen.

Indeß lag niedergeſtreckt vor dem Bilde des Erlöſers der ehrwürdige heilige Vater, fürchtete für ſein Leben, und keiner der den Greis umgebenden Treuen verkündigte ihm, daß ſein weltlicher Scepter ſchon zerbrochen worden ſei. Da erſchien der General Cervoni, und kündigte dem heiligen Vater an, was das angebliche Volk begonnen habe. Mit vieler Heiterkeit fügte ſich ſolcher in dieſe Neuerung. Nur bat er um perſönlichen Schutz und Sicherheit. Der trockene Berthier ließ ihm antworten, daß er nur beauftragt ſei, die Befehle der Franzöſiſchen Republik zu vollziehen, übrigens kein Richteramt zwiſchen dem Papſte und ſeinen geweſenen Unterthanen ausüben könne.

Von dieſem Tage an ließ er den Papſt durch 500 Soldaten bewachen, wohl weniger, um ſeine Perſon zu ſchützen, als um ihn bis zu ferneren Pariſer Befehlen zur Dispoſition des Directoriums an der

Seine zu ſtellen. Dagegen bewies Berthier dem Papſte äußere Achtung.

Schon am Tage der begonnenen Republik fing das Rauben alles Eigenthums des päpſtlichen Stuhles an. Dieſe Unthat war aber nicht das Werk der Patrioten in Rom, ſondern der Generäle, und der räuberiſchen Agenten des Directoriums. Sie warfen ſich in alle Häuſer der Regierungsbeamten, erpreßten von ihnen Geſchenke und verſiegelten Alles, was ſie künftig rauben wollten. Alle Schätze des Vaticans und des Quirinals wurden inventariſirt. Die ſogenannte ſchwarze Bande der Mäkler, welche dem Heere der Franzoſen gefolgt war, kaufte, was ihr beliebte, für Preiſe, die ſie ſelbſt beſtimmte, und das, was dieſe für Ausſchuß erklärte, gelangte an die Juden. Dieſe Gier, Alles zu Gelde zu machen, herrſchte ſtets im Gefolge des Raubgeſindels in Napoleons Heeren, und bereicherte dieſe mit der unterdrückten Völkern abgepreßten Beute.

Bald war der Vatican ohne Mobilien und Koſtbarkeiten. Alles Prachtgeräthe bis auf das werthloſe Küchengeſchirr verſchwand. Ja man brach die Fußböden und die geheimen Thüren auf, ſuchte überall Schätze und verbrannte die mit Gold und Sil-

der gestickten Priesterkleider der Sixtinischen und anderer Capellen, um das edle Metall zu benutzen. Ebenso wurden die Paläste in Monte Cavallo, Terracina und Castel-Gandolfo verwüstet und geplündert.

Das Museum, die Galerien, und Alles, was für die große Nation und ihre Räuber Werth haben konnte, wurde unter Siegel gelegt. Dem Rosse Marc-Aurels hing man an die Ohren die dreifarbige Cocarde. Diejenigen Römer, welche zuerst ihren alten Monarchen verlassen hatten, bildeten die neue provisorische Regierung. Aller Unfug wurde geduldet von der Armee der Eroberer, auf Befehl der Commissarien der Regierung an der Seine und mit Genehmigung des Oberfeldherrn.

Sogar legte man der Stadt Rom eine außerordentliche Contribution von vier Millionen baar, zwei Millionen in Lebensmitteln und 3000 Pferden auf. Zur sichern Bezahlung der verlangten Kriegssteuer wurden die Cardinäle della Somaglia, Roverella, Caraffa, Carandini, die Fürsten Giustiniani, Gabrielli, Colonna, der Herzog von Braschi und vier Prälaten als Geißeln fortgeführt, der Fiscal Barbieri wurde verhaftet, die Bürgergarde und alle Beamte

erhielten ihre Entlassung, welche verdächtig waren, der neuen Ordnung nicht zugethan zu seyn, die Linientruppen entwaffnet.

Am 16. Februar erschien in Rom die neue Polizeiordnung. Am 16. und 17. war die Stadt erleuchtet, am 18. Februar im großen Theater Alibert gab man einen Freiball, aber ohne Masken, weil diese ein ehrloser Rest der Barbarei der abgeschafften Lehnsherrschaft wären. Jedermann solle die weiße, schwarze und rothe Nationalcocarde anlegen, und fremde Cocarden dürften nur die dazu von der Polizei Berechtigten tragen. Das Wappen mit den goldnen Schlüsseln der abgeschafften Regierung wurde überall, wo es noch nicht geschehen war, ausgelöscht. Die Titel des Adels und anderer erblicher Vorrechte wurden, weil sie zur gesetzlichen Gleichheit aller Bürger nicht mehr paßten, abgeschafft. Dieß traf auch alle Bedientenkleider und Tressen mit den Gott ungefälligen vielfarbigen Kleidern, weil sie angeblich die Menschheit entehrten.

Der katholische Gottesdienst währte jedoch fort, und das Kircheneigenthum und dasjenige der Geistlichen sollte geschützt werden; selbst der Papst sollte geistlicher Papst bleiben. Als der Papst dieß ver-

nahm, wollte er Rom nicht verlaſſen, ungeachtet das Pariſer vollziehende Directorium dieß vorgeſchrieben hatte, und Berthiers Nachfolger Maſſena erhielt Befehl, den Papſt aus ſeiner Reſidenz fortzuſchaffen. Zwar ließ man ihm frei, ſeinen Aufenthalt beliebig zu wählen, befahl ihm aber, die dreifarbige Cocarde anzulegen, worauf er erwiderte: „ich kenne keinen andern Ornat, als den meiner Kirche, mein Leib iſt in eueren Händen, aber Gott bewahrt meine Seele. Ich erkenne die mich und das Volk ſtrafende Hand, und unterwerfe mich der göttlichen Prüfung. Eine mir angebotene Penſion bedarf ich nicht. Ich bedarf zu meiner Kleidung nur eines Sacks, und zur Schlafſtelle eines Steins, denn ich will meine Tage als ein Büßender beſchließen.“ Um ihn zur Abreiſe zu nöthigen, behandelte man ihn aufs Unwürdigſte. Die zur Fortſchaffung des Papſtes beauftragten Commiſſarien, unter welchen ſich der Schweizer-Banquier Haller reformirter Religion befand, zeichnete ſich durch die Beraubung der perſönlichen Schätze des unglücklichen Papſtes aus. Als Haller zwei koſtbare Steine an den Fingern ſeiner Heiligkeit erblickte, erbat er ſich ſolche, und drohte, ſie ſonſt mit Gewalt nehmen zu wollen. Auf ſolche Art verlor der Papſt ſogar

alles persönliche Eigenthum. Seine Privatbibliothek von mehr als 40,000 Bänden wurde für 12,000 Rthlr. in Papiergeld einem Römischen Buchhändler verkauft. Seine kleine Chatoulle raubte man ihm, mit seinen Medaillen, Handschriften, Museen und Sammlungen, welche der Commissair Haller in Geld umsetzte. Als der Papst fest erklärte: „ich will hier sterben bei meinem Volke, und meine Pflicht erfüllen," so erwiderte ihm der unerbittliche Haller: „wenn ein freundlicher Rath Sie nicht zur Abreise vermögen kann, so muß man freilich Gewalt brauchen."

In tiefer Niedergeschlagenheit ging dann Pius VI. in seine Betcapelle, sammelte sich, und kehrte gefaßter wieder zurück, indem er seinen Dienern bedeutete: „es ist Gottes Wille, daß ich reisen soll, wir wollen unsern ferneren Schicksalen gefaßt entgegengehen." Seitdem beschäftigte er sich bis zu seiner Abreise nur mit seiner Andacht und mit kirchlichen Angelegenheiten.

In der Nacht auf den 20. Februar trafen ihn die Französischen Commissarien vor Sonnenaufgang betend vor dem Crucifixe an. „Fort von hier! rief ihm der ungeduldige Commissar zu, trieb ihn, die Stufen der Treppe des Vaticans zu betreten, und verließ ihn nicht eher, bis er in seiner Reisekutsche sich

niedergelassen hatte. Im schrecklichsten Regenwetter verließ der Papst den Vatican mit einer kleinen Zahl Geistlicher, dem Arzt Giuseppe de Rossi, einem Wundarzt, einem Courier, einem Koch und wenigen Dienern, unter Bedeckung einer Dragonerwache, welche die Zuschauer entfernt hielt, die ihm noch ihre Ehrerbietung bezeigen wollten. Aus seiner Chatoulle gab man ihm 10,000 Scudi Reisegeld, und versprach, regelmäßig für seine Bedürfnisse zu sorgen.

Beim Thor der Engelsburg zeigten ihm die Commissare an, daß er sich unter ihrer persönlichen Verantwortlichkeit befände, und daß ihm Viterbo zum vorläufigen Aufenthalte bestimmt sei. Nur die Englischen Kreuzer hinderten das Vorhaben des Directoriums, den Papst nach der Insel Sardinien zu deportiren. Am 25. Febr. traf er in Siena ein, im Kloster des heiligen Augustin, woselbst ihn der Stadtcommandant, General Vinzenzio Martini, empfing. Dieß setzte den Großherzog, der ungern dem Französischen Directorium mißfallen wollte, in Verlegenheit. Man fand bedenklich, dem Papst in Florenz oder in Pisa seinen Aufenthalt zu gestatten. Den Bischöfen wurde bedeutet, daß er sich incognito in Siena befinde. Die Bitten des Neffen des Papstes,

Herzogs von Braschi, den Papst im Kloster zum heiligen Geist in Florenz wohnen zu lassen, wurden vom Minister Manfredini abgelehnt, bis das Pariser Directorium seine Zustimmung ertheilt haben werde. Als günstige Nachrichten beim Großherzoge eingetroffen waren, entschuldigte sich freilich Manfredini beim Papste, und hatte gegen dessen Wohnung in einem Florentinerkloster nichts zu erinnern. Aber Pius VI. verbat sich Alles vom Großherzoge, selbst eine mit sechs Pferden bespannte Kutsche, und wollte, wie bisher, in Siena incognito leben. Selten ließ er sich außer dem Kloster sehen, erhielt aber von den dortigen Bürgern manche Beweise, daß man ihm gern mehr Bequemlichkeit verschaffen wolle.

Bald nach der Abreise des Papstes aus Rom erhielt diese Stadt eine republicanische, der Französischen nachgebildete Verfassung; aber bald entstand im Römervolke und unter den Französischen Kriegern, die man im geplünderten Italien Noth leiden ließ, ein ernsthafter Aufruhr. Der Aufstand brach zuerst in Mantua aus, deren Thatsachen der General Paraguay d'Hilliers in einem Briefe vom 19. Februar 1798 dem General Bonaparte schilderte.

„Seit fünf Monaten hatte die von Ihnen so

ehrenvoll befehligte Armee weder Löhnung, noch Schuhe oder Hemden erhalten, und lebte im tiefsten Elend. Daher wurde es den Feinden der Republik leicht, einen Aufruhr der Mißvergnügten am 11. Febr. in Mantua ausbrechen zu lassen, obgleich General Miollis alles Mögliche that, um den Ausbruch zu verhindern, als die Armee ihren Sold verlangte, oder nach Frankreich zurückkehren wollte.

„Am 11. um 7 Uhr Morgens ergriffen die Reiterei und drei Halbbrigaden Fußvolks ohne Officiere oder Unterofficiere die Waffen, bemächtigten sich ihrer Fahnen, und stellten sich auf der nach Frankreich führenden Straße Pradella auf. Ihrem Beispiele folgte die Artillerie. Alle Vorstellungen, Bitten und Drohungen der Officiere scheiterten, indeß der General Miollis die Thore verschließen ließ. In solcher Lage versprach General Miollis die Soldzahlung gegen den 20. Februar, worauf die Ruhe wieder hergestellt wurde und die alte Kriegszucht sich erneuerte. Durch eine erzwungene Anleihe von 400,000 Fr. in Mantua und andere Hülfsmittel deckte man den verlangten Sold, schrieb auch eine Requisition von 5000 Hemden und 6000 Paar Schuhen aus.

„Merkwürdig war die Disciplin während des Auf-

ſtandes und die Ordnung, womit ſich die Inſurgenten betrugen. Der Führer der 12. Halbbrigade vertheidigte mit dem Degen die Fahnen, welche man abholen wollte, und erſtach einen Grenadier. Die Soldaten trugen ihn weg, und ſagten dem Anführer der Brigade, wir rächen unſern Cameraden nicht, weil ſie ihre Schuldigkeit gethan haben. Ebenſo widerſetzte ſich der Anführer der 14. Halbbrigade, deren Grenadiere während des Kampfs ihre Bajonette vorher abnahmen, um ihren Anführer nicht zu verwunden. Die Soldaten hörten zwar auf, ihren Generalen zu gehorchen, präſentirten aber doch, ſowie früher, vor ihren Officieren das Gewehr. Kein Raub in den offenen nahen Kramläden wurde begangen. Die Soldaten bezahlten alle Bedürfniſſe baar. Im Fall des Rückmarſches nach Frankreich hatten ſie ein ſtrenges Marſch- und Quartierreglement entworfen. Nichts war vergeſſen worden. Wenn der General ſich auf die verletzten Geſetze berief, ſo antworteten die Soldaten: „nicht wir, ſondern Italiens Plünderer haben ungeſetzlich gehandelt, und uns im Elende ſtecken laſſen, nachdem man uns zum Plündern für jene Saugſchwämme gebraucht, und uns dadurch verhaßt gemacht hat. Wir gehen zurück nach Frankreich, was

wir freilich nicht thun ſollten; aber unſere Mitbürger ſind nicht ungerecht, wenn ſie ſehen werden, wie man uns geäffet hat; man uns in abgeriſſenen Kleidungsſtücken erblicken wird, und wenn ſie erfahren werden, wie man mit dem Gelde des Staats gewirthſchaftet hat, was man von den Italienern erpreßte, um uns unſern Sold zu zahlen, welchen wir nicht erhielten. Weil wir dieſe Entbehrung nicht länger ertragen konnten, ſo ſind wir abmarſchirt, und verlangen die Beſtrafung derjenigen, die unſere Verbrechen durch die ihrigen veranlaßten."

„Dabei klagten ſie beſonders die Oberverwalter und mehrere Generäle des Generalſtabs, z. B. Maſſena, Augereau, Victor, Landrieux, Rusca u. ſ. w., an, und erklärten, daß ſie dieſe ſelbſt beſtrafen würden, wenn ſie in Mantua zugegen wären.

„Freilich that man ſcheinbar Alles, um den Aufſtand zu unterdrücken; aber die Officiere und Unterofficiere zeigten keinen wahren Ernſt, weil ſie fühlten, daß die Klagen der Soldaten gerecht waren.

„Es ſcheint, daß eigentlich alle am Mincio cantonnirende Truppen gleiche Geſinnung hegten; aber man zeigte Strenge bei den erſten Symptomen. Ja

man entdeckte, daß nicht unwahrscheinlich Oesterreichs Anhänger zur Anfachung beigetragen hatten.

„Viele Mantuanerinnen waren am Tage des Aufruhrs geschmückter, als jemals, und alle Bürger zeigten fröhliche Gesichter. Auf den Wällen der Citadelle sahen viele Thoren ins Feld, um die erwarteten Oesterreicher eintreffen zu sehen. Der leitende Faden der Verschwörung entspann sich vielleicht auch aus Frankreich selbst. Man hatte dadurch fördern wollen, daß die ganze Armee in Divisionen nach Frankreich heimkehren möge. In Rom und in ganz Italien hoffte man, wenn der Aufruhr nicht gedämpft worden wäre, die Freiheit Cisalpiniens mit einem Schlage zu ersticken."

Furchtbarer war der Aufstand in Rom, weil dort die Bürger und das Militär gemeinschaftliche Sache machten. Der Nachfolger Berthiers in Rom, General Massena, war sicher einer der geschicktesten, aber zugleich habgierigsten und zu Erpressungen geneigten Generale, wodurch er seinen kriegerischen Ruhm verdunkelte. Massena lebte schon in Rom, ehe der Kirchenstaat aufgelöst wurde; und da er die Gedanken des Directoriums kannte, so war er einer derjenigen, welche durch Vorstellungen und Drohungen den

heiligen Vater aus Rom fortschafften. Massenas Erpressungen und unzeitige Strenge beförderten allerdings die Gährung unter dem Volke. Die früher revolutionirten Theile des Kirchenstaats waren mit Mäßigung behandelt worden; aber gegen die Einwohner des zuletzt revolutionirten südlichen Theils des Kirchenstaats, und besonders gegen die Römer hatte man sich am raubgierigsten gezeigt.

Nach dem 23. Febr. ließen die Generale dem getödteten General Duphot ein feierliches Hochamt halten. Dahin stürzte die große Menge der schaulustigen Römer, und diesen Augenblick benutzten jene raubsüchtigen Generale, um während der Feier desto ungestörter die Kirchen und Klöster ihrer Schätze berauben zu können. Man requirirte und erpreßte überall bei allen Geistlichen und Laien, wo man Beute machen zu können hoffte.

Diese Räuberei erbitterte besonders die Officiere, deren Gehalte nicht ausgezahlt wurden. Sie versammelten sich zahlreich im Pantheon. Dort legte eine von vielen unterzeichnete Acte ihren Abscheu über die Plünderungen und Erpressungen der Regierungscommissarien und einiger Herren des Generalstabs dar. Diese Erklärung übergaben sie dem General

Berthier, welcher sofort das Commando dem General Massena übergab und nach Bologna abreiste.

Am 24. Febr. vereinigten sich alle Officiere und Unterofficiere im Pantheon, und erklärten in einer Acte, warum sie Berathungen hielten, so sehr dieser Schritt auch dem General Massena zuwider war, der die Versammlung aufzulösen befahl. Die Officiere weigerten sich mit der Erklärung: „Lieber Tod, als sich, die Armee und das Vaterland mit Schande zu bedecken.“ Eine Deputation überreichte Massena diese Erklärung, welcher wüthete, die Bittschrift nicht annahm, und schwor, die Anstifter des Ungehorsams strafen zu wollen. Als sich am folgenden Tage die Officiere wieder versammelten, ließ Massena den Generalmarsch schlagen. Nun begab sich jeder Officier und Unterofficier auf seinen Posten. Der General befahl, daß alles Militär bis auf 3000 Mann Rom räumen solle. Als die Officiere dieser Ordonnanz nicht gehorchen wollten, legte Massena das Commando nieder, verließ Rom, begab sich nach Ancona, und übertrug dem General d'Allemagne den Oberbefehl. Mit einem Bericht vom 27. Februar schickte Massena seinen Adjutanten von Monteroſi aus an den gewesenen Obergeneral Bonaparte. Gegen seine Weise gab er diesem gute

Worte, meldete den Aufruhr, welchen er nicht habe dämpfen können, erbat sich Bonapartes Verwendung, um als Gesandter irgendwo angestellt zu werden, und nicht nach Frankreich zurückkehren zu dürfen; denn er könne nicht länger dienen, habe sich zwar nichts vorzuwerfen, aber die öffentliche Meinung gegen sich. Der Adjutant werde alles Weitere umständlich mittheilen.

Das Römische Volk und besonders die Vorstadt jenseits der Tiber dachte nun, daß die Franzosen bis auf 3000 Mann die Stadt räumen würden, und meinte, jetzt sei der Augenblick da, um das fremde Joch abzuschütteln. Alles bewaffnete sich schnell, und drohte mit einer zweiten Sicilianischen Vesper. Ihr Anführer war ein Priester mit einer Fahne; er zog in die Stadt, und sein Haufe vergrößerte sich; er eroberte die Engelsburg, und mordete die einzelnen Französischen Soldaten, sowie die Wache vor der Peterskirche. Die Armee und der General d'Allemagne begriffen ihre gemeinschaftliche Gefahr; die eben organisirte Bürgerwache griff die Aufrührer im Rücken und die Franzosen griffen solche in der Fronte an. Bald mußten die Aufrührer zurückweichen; die Ruhe und die unter Massena verletzte Mannszucht stellte sein Nachfolger schnell wieder her.

Auch in andern Gegenden des Kirchenstaats besudelten die die Armee begleitenden Vampyre die Ehre der Französischen Krieger. Dieß erbitterte überall die Einwohner und veranlaßte Aufruhrscenen in Castel Gandolfo, Albano, Rocca di Papa und in Velletri. Ueberall war man Willens, nach Rom zu marschiren.

Den Aufrührern rückte der damalige Brigadegeneral Murat mit 1000 Mann entgegen. Er begegnete 4000 insurgirten Landleuten, hieb 400 nieder, zerstreute die übrigen, ließ 80 Gefangene mit dem Erzpriester in Albano erschießen, und den District vier Stunden lang ausplündern. Gleiches Schicksal traf Velletri. Während er vor dem Thore del Populo über die geplünderten Eigenthümer Execution hielt, wurde deren geraubte Beute in den Säulengängen der Peterskirche verkauft.

Nachdem die Transteveriner entwaffnet worden waren, wurden der Prinz Spinelli, Monsignor Caraffa und Macarani mit acht Cardinälen als verdächtige Anstifter verhaftet. Der listige Cardinal Rinuccini floh zu Fuße aus der Stadt, und fand dort einen Wagen, der ihn nach Florenz schaffte. Alle hohe Geistliche wurden nach Civitavecchia geschafft, und soll-

ten künftig in Frankreich als Geisel dienen. Nur einige altersschwache Cardinäle durften in Rom bleiben. Antici entsagte dem Cardinalshut, und Gerdil trug ihn nicht mehr.

Als der Aufruhr gedämpft war, erschien Massena wieder in Rom, verkündigte in einer energischen Proclamation, daß er das Commando nicht niedergelegt habe, und strafte die Unsubordination vieler Officiere in einem Tagesbefehl; aber die Soldaten rissen seinen Anschlag ab. Vier deputirte Officiere trugen ihre Klagen und die Vorstellungen der Armee dem Directorium vor.

In einer den vier Officieren ertheilten Audienz nannten solche die Civil- und Militärhäupter Ungeheuer in der Ausübung ihrer Würden, und Böswichter in ihrer Verwaltung, welche Tag und Nacht im schändlichen Luxus schwelgten. Diese Officiere vertheidigten die Ehre der Französischen Armee als Beschützer der Ueberwundenen, indem sie ihren Vorgesetzten bei ihren Erpressungen nicht hätten behülflich seyn wollen.

Ein gefährliches Beispiel hatte die berathende Armee gegeben; aber das Directorium fand doch rathsam, die gerechte Klage anzuerkennen, ohne das Ver-

fahren der Officiere zu billigen. Die Vorstellung durfte nur mit manchen Milderungen zu scharfer Ausdrücke gedruckt werden.

Eine Proclamation der Regierung berief die Krieger in einem väterlichen und milden Ton wieder zur Treue; sie wurde dem Commissär Faypoult zugeschickt, und Massena mußte die Armee, in Erwartung einer andern Bestimmung, die er bald erhielt, verlassen. Sein Nachfolger, General Gouvion Saint-Cyr, betrug sich edel gegen die Römer und gegen seine Officiere.

Die vier deputirten Officiere wurden, weil sie ihren Posten verlassen hatten, verhaftet, und nach Briancon vor ein Kriegsgericht geschickt, von solchem freigesprochen und wieder auf freien Fuß gestellt.

Die Armee erhielt ihren rückständigen Sold. Aber die Beraubten erhielten nichts zurück, vielmehr ging das Rauben und Requiriren der kirchlichen Gefäße und Schätze fort. Alle fremde Minister und Consuln erhielten eine Weisung, Rom zu verlassen.

Am 20. März wurde in Rom die neue Constitution der Römischen Republik bekannt gemacht. Die Initiation der Gesetzgebung erhielt das Tribunat, und der Senat die Sanction der Tribunatsbe-

schlüsse. Das vollziehende Directorium bildeten fünf Consuln mit den ihnen untergebenen Ministern, Prätoren und Quästoren.

(Die Fortsetzung folgt).

2.

Lithauen und seine letzte Insurrection.

(Fortsetzung.)

VI.

Endlich schien auch die Polnische Nationalregierung, die bisher so wenig Rücksicht auf die Lithauer genommen, ja sie sogar während der Dictatur mit Verachtung und scheinbarer Härte behandelt hatte, einzusehen, daß Lithauen der Polnischen Unabhängigkeit großen Nutzen gewähren könne, und daß es die Ehre erfordere, denen hülfreich beizustehen, die sich für die gemeinsame Sache aufopferten. Dem zufolge legte man am 25. April der Landbotenkammer einen Gesetzentwurf vor, nach welchem alle mit Rußland vereinigte Theile des alten Königreichs Polen durch die Insurrection in dieselben Rechte und Beziehungen zum Königreiche wieder eintreten sollten, deren sie vor der Theilung theilhaftig waren, also auch an den Bera-

thungen und Verträgen Theil nehmen sollten. Dieser Entwurf wurde nach vielem Widerspruch von der Landbotenkammer angenommen, vom Senat aber verworfen, und ging endlich nur mit großen Modificationen, und mit Weglassung des III. Artikels, die Repressalien betreffend, durch. Am 19. Mai endlich wurden die Grundlagen dieser Union festgestellt, indem man die Organisation einer repräsentativen Constitution für die Russisch-Lithauischen Provinzen beschloß.

Um das Schicksal der Insurgenten zu mildern, ließ der Generalissimus der Polnischen Armee durch seinen Chef des Generalstabs, General Prondzynski, an den Chef des Generalstabs der Russischen Armee schreiben: „daß die Ausführung der in der kaiserlichen Ukase gegen die Lithauischen Insurgenten verhängten Strafen von Seite der Polen blutige Repressalien an 16,000 in ihrer Gewalt befindlichen Gefangenen, sowie an allen denen zur Folge haben würden, die der Zufall des Krieges noch in ihre Hände führen würde."

Dieß waren jedoch nur leere Worte. Die Russen änderten ihr Verfahren gegen die Insurgenten nicht, um so weniger, da ein augenscheinlicher Wi-

derſpruch zwiſchen den Drohungen des Generaliſſimus und der Verwerfung des Artikels in Bezug auf die Repreſſalien von Seiten der Kammer obwaltete. Ohnedem erließen die nach Frankreich geſandten Polen in öffentlichen Blättern ein Manifeſt, worin ſie im Angeſichte von ganz Europa erklärten, daß Menſchlichkeit und die Großmuth der Polen ihnen ein ſo grauſames Betragen nicht erlaubten. So wurde die Lage der Lithauer in Nichts geändert; ja ich glaube behaupten zu dürfen, die unzeitigen Zugeſtändniſſe der Nationalregierung waren ſogar lächerlich. Die Zulaſſung zur Nationalrepräſentation, die ſich von ſelbſt verſtand, konnte nichts helfen; Waffen waren die alleinigen wirkſamen Mittel, und gerade dieß iſt das Einzige, woran die Kammern während zwanzigtägiger unnützer Debatten am Wenigſten dachten.

Der Generaliſſimus und der Fürſt Adam Czartoryski, die das Unnütze der vom Reichstag ergriffenen halben Maßregeln nur zu wohl einſahen, benutzten die unbeſtimmten Ausdrücke des Geſetzes, und machten den Plan, ein Parteigängercorps nach Lithauen zu werfen. Zur Ausführung dieſes Plans unternahm Skrzynecki die Expedition von Tykocin. Zwar war

der Ausgang derselben für die Polen verderblich, aber der Hauptzweck wurde erreicht. [1])

1) Bericht des Generalissimus der Polnischen Armee an die Nationalregierung, nach der Expedition von Tykocin.

Die Insurrection in Lithauen, die unserer Nationalsache eine so ruhmreiche Stütze gewährt, und deren erste Anstrengungen eine Hingebung verkünden, die auf kein Hinderniß Rücksicht nimmt, legte uns die heilige Verpflichtung auf, einen Augenblick die schwierigen Umstände zu vergessen, in denen wir uns selbst befinden, um unsern Brüdern wirksame Hülfe zu leisten. Die Nationalregierung fühlte gleich mir diese Nothwendigkeit. Zu diesem Zwecke, und hauptsächlich, um den Weg der Hülfe zu eröffnen, die wir den Lithauern bringen wollen, wurde die Expedition nach Tykocin unternommen. Wenige Tage reichten hin, um uns des Erfolgs zu versichern. Der Feldmarschall, welcher sich ruhig hinter seinen Verschanzungen zwischen Kostrzyn und Liwiec hielt, war kaum von unseren Bewegungen benachrichtigt, als schon die kaiserlichen Garden in die Grenzen des von der kaiserlichen Regierung theilweis in Anspruch genommenen Territoriums zurückgeworfen waren, und unseren ersten Colonnen den Weg offen ließen. Der General Chlapowski und der Obrist Sierakowski, welche dieselben com-

Am 19. Mai marschirte Chlapowski von Hienzopol zur Lithauischen Expedition ab mit 500 Mann Cavallerie vom ersten Uhlanenregiment, 100 Mann Infanterie vom ersten Jägerregimente zu Fuß, zwei Stück bespanntem Geschütz und 100 Officieren und Unterofficieren. Der Marsch dieser kleinen Truppe gehört unter die erstaunenswertheſten. Durch Zufall,

---

mandiren, haben sich schon mit unsern insurgirten Brüdern vereinigt, der eine im Gouvernement Bialystok, der andere im Palatinat Augustowo, sogleich nach der Vereinigung ihre Operationen angefangen, und sich der Magazine des Feindes bemächtigt, welche an verschiedenen Orten errichtet waren. Endlich kam der Feldmarschall mit seinen Streitkräften und zahlreichen Bataillonen herbei, um unsere Operationen zu schwächen, und die blutige Schlacht bei Ostrolenka gab dem vom General Gielgud befehligten Corps die nöthige Zeit, nach Lithauen wirksame Hülfe zu schaffen, denn ein Officier des benannten Generals erstattet mir in diesem Augenblick einen Bericht, woraus wir ersehen, daß derselbe in der ihm vorgeschriebenen Richtung vorwärts dringt, ohne daß ihm von Seiten des Feindes das geringste Hinderniß in den Weg gelegt wird, u. s. w.

Praga, 4. Juni 1831.

Unterz. Skrzynecki.

oder vielmehr durch die klug berechneten Manöver ihres Anführers gelang es ihnen, längs des Lagers der kaiserlich Russischen Garde hinzuziehen, und nicht allein nach Lithauen durchzukommen, sondern dort auch mit dem günstigen Eindruck eines Sieges und mit Beute von dem Feinde anzukommen.

Zu Bialsk, im Bezirke von Bialystok, übergab die Russische Garnison, 1000 Mann stark, aus Furcht, ihre Waffen an Chlapowski. Zu Haynowszczyzna, der äußersten Grenzstation des Waldes von Bialowieja, warf er sich auf den General Linden, der mit einem Corps von 600 Mann Infanterie, 100 Mann Cavallerie und zwei Stück Kanonen die Forstwächter und übrigen Insurgenten des Gouvernements Grodno bewachte. Die Uhlanen jagten den Feind aus der Stadt, warfen ein Bataillon, das sich in der Ebene aufstellen wollte, über den Haufen, nahmen 150 Mann gefangen, und eine Kanone. Den Tag nach dieser Schlacht vereinigten sich die Insurgenten zum ersten Male mit dem General Chlapowski bei Mässiewo. Sie waren jedoch nur 200 an der Zahl, indem der General Linden noch wenige Tage zuvor bei Bialowieja Posten gefaßt, und die Uebrigen zum Rückzug an das äußerste Ende des Waldes gezwungen hatte.

Nachdem sich Gen. Chlapowski beim Dorfe Hrynki einen Weg aus dem Walde geöffnet hatte, bedrohte er, dem Feinde immer seine geringe Truppenanzahl verbergend, mehrere Puncte auf einmal, machte einen Scheinmarsch nach Slonim [1]), warf sich zwischen Walkowysk und Rossy, setzte bei Nacht über den Niemen, marschirte Tag und Nacht, überfiel Lida, bemächtigte sich nach einem kräftigen Angriffe, in welchem die Russen kaum so viel Zeit hatten, eine einzige Infanterieladung zu geben, eines ganzen 400 Mann starken Detaschements, mit Ausnahme eines einzigen Artillerieofficiers, welcher entwischte, und nahm mehrere Fahnen und zwei Stück Geschütz. Bei Uzugojscie errang er noch einen kleinen Vortheil über die Kosaken. Kurz, sein Marsch war eine ununterbrochene

---

1) Damals schrieb Chlapowski einen Brief an die Fürstin von Lowicz, Gemahlin des Großfürsten Constantin und seine Schwägerin. Nach dem unglücklichen Ausgang unserer Expedition glaubten mehrere Officiere, darin einen Beweis der Verrätherei zu finden, und ihr Verdacht wurde durch das Stillschweigen Chlapowskis über diesen Punct, während er doch sonst in seinem Briefe die geringfügigsten Dinge erzählt, vermehrt.

Reihe kleiner Siege, die in jedem die Hoffnung einer noch glänzendern Zukunft erweckten. Die Bewohner, durch seine Ankunft ermuthigt, wurden zum zweiten Male aus der Apathie gerissen, in welche die Furcht sie versenkt hatte, und Chlapowski selbst sah sich genöthigt, ihnen darin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. [1])

Von allen Seiten beeilten sich die Insurgenten, zu ihren Befreiern zu stoßen. Die Samogitier und Lithauer, durch Vincent Niepokoyczycki und Constantin Zaleski von der Ankunft des General Chlapowski in Kenntniß gesetzt, begaben sich den Befehlen des Generals zufolge auf den Marsch. Bei Kitowiszki stieß der Fürst Gabryel Oginski, an der Spitze von 1200 Insurgenten von Troki, mit Inbegriff der Studenten von Wilna, zu den Polen, und überreichte dem General Chlapowski die Adresse der Lithauer. Jeden Tag vermehrte irgend ein neues Detaschement das kleine Corps der Polen. Man vermischte sich unter einander, und bald theilten die Lithauer die Begeisterung der Polen für ihren Anführer.

---

1) Brief des General Chlapowski über die militärischen Ereignisse in Polen und Lithauen. Berlin, 1832.

Chlapowski traf alle Vorbereitungen, um Wilna anzugreifen, obgleich es eigentlich seine Absicht war, diese Stadt zu umgehen, und sich schnell nach Minsk und Mozyr zu wenden, wo Alles zur Insurrection bereit war, als er die Nachricht vom Einrücken der Gielgudschen Abtheilung nach Lithauen erhielt.

Gielgud war von den Russen bei Lomza durch ihre Operationen, welche der merkwürdigen Metzelei von Ostrolenka vorangingen, abgeschnitten, und weil er seine Vereinigung mit dem Hauptcorps unmöglich fand, genöthigt worden, sich nach Lithauen zu werfen, wo er, obgleich er nur seine persönliche Rettung suchte, doch zu gleicher Zeit eine den Polen nützliche Diversion machte. Er marschirte demnach auf Raygrod, warf das Russische Corps von Sacken über den Haufen, welches zwar geringer an Zahl war, aber eine sehr vortheilhafte Stellung inne hatte, und obgleich er diesen Sieg nicht zu benutzen wußte, so eröffnete und sicherte er sich doch einen Durchgang nach dem Niemen. Anstatt jedoch diesen Uebergang bei Kowno zu bewerkstelligen, und so auf dem kürzesten Wege nach Wilna zu marschiren, begnügte er sich, den General Dembinski dahin zu schicken, um eine starke Demonstration von dieser Seite zu machen,

und entschloß sich, über Gielgudyszki in Lithauen einzurücken. Eigenliebe allein bestimmte ihn hierzu; seine Eitelkeit legte einen Werth darauf, durch seine Erbgüter nach Samogitien einzurücken, und eine Verzögerung von mehreren Tagen schien seinem beschränkten Geiste nicht gefährlich, da er den wahren Werth der Zeit nicht zu schätzen wußte.

Der Uebergang wurde am 7. Juni ohne irgend ein Hinderniß von Seiten der Russen bewerkstelligt.

Die Ankunft der Gielgudschen Division war der Lithauischen Sache eher schädlich, als nützlich. Der Geist der Unordnung und Zuchtlosigkeit, eine unvermeidliche Folge der Stellung seines von allen Seiten abgeschnittenen Corps, war schon in seine Reihen eingedrungen; der Soldat hegte kein Vertrauen zu seinem Commandanten, und die Oberofficiere verachteten die Befehle des Generals, dessen gänzliche Unfähigkeit sie kannten. Chlapowski, der jetzt eine untergeordnete Rolle spielen sollte, sah den Ruhm der Unternehmung aus seinen Händen in andere übergehen, und schien über diese Ankunft mehr unwillig, als entzückt zu seyn. Seine Eigenliebe war verletzt, und die Eifersucht konnte sich nicht mit dem Gedanken vertragen, daß das Gelingen der Expedition ganz auf

Gielgud fallen müßte, welcher vermöge seiner Anciennität den Oberbefehl in Anspruch nahm.

Von diesem allen wußten die Lithauer nichts, ja nicht einmal, daß sich Gielgud bloß aus Noth nach Lithauen geworfen hatte. Sie sahen in diesem Ereignisse nur eine natürliche Folge der von den Polen errungenen Siege, und in Gielgud, der soeben einen Vortheil bei Raygrod errungen hatte, den Führer, der ihnen fehlte. Acht Tausend Polen und 24 Stück Geschütz, commandirt vom tapfern Obristen Pientka, schienen nicht bloß eine beträchtliche Verstärkung zu seyn, sondern auch eine hinreichende Macht, um dem Feinde zu imponiren, und ihn vom Territorium zu verjagen.

Der Marsch Gielguds glich einem Triumphzug. Mit Begeisterung empfing die Bevölkerung die Truppen, und versorgte sie mit allem Nöthigen. Gielgud, von einem seiner Eitelkeit so schmeichelhaften Empfange berauscht, verlor den Kopf, und hielt sich für einen großen Mann, weil es der Zufall fügte, daß man ihn so behandelte. Von allen Seiten lief die ungeduldige Jugend herbei, um sich in die Polnischen Regimenter einschreiben zu lassen; jeden Augenblick verkündigte man die Ankunft eines neuen Insurgenten-

Detaschements, an welche man die vom General Chlapowski dem Feinde abgenommenen Waffen vertheilte, und vier Tage nach dem Eintritt Gielguds auf das Lithauische Gebiet, war man im Stande, die alten Lücken auszufüllen, und mehrere neue Regimenter zu bilden. [1])

Dadurch, daß Gielgud mit einem Federzuge die Insurgentenbanden in regelmäßige Truppen verwandeln wollte, beging er den ersten und schwersten Fehler. Den Lithauern fehlte es weder an Eifer, noch an Muth; aber alle militärischen Manöver waren ihnen fremd; indem man sie also alten Regimentern einverleibte, trug man nicht wenig dazu bei, die Linien zu verwirren, und die schon vorhandene Unordnung zu vermehren. Noch mehr, viele Insurgenten waren bejahrte Männer, die nicht leicht mit der Muskete umzugehen wußten, während sie an ihre Jagdflinte gewöhnt, jedes Schusses sicher waren. Indem man ih-

1) Gielgud brachte nach Lithauen 14 Bataillons Infanterie, 9 Escadrons Cavallerie, 29 Kanonen und eine Compagnie Sapeurs. In Lithauen stießen zu ihm 10,000 Mann neue Truppen, ohne die Insurgenten von Samogitien, die ein besonderes Corps von etwa 3000 Mann ausmachten.

nen ihre gewöhnliche Waffe nahm, verlor man einen guten Jäger, um einen ſchlechten Soldaten zu bekommen. Da nun endlich die den Ruſſen abgenommenen Waffen für die Bedürfniſſe der Inſurgenten nicht hinreichen konnten, ſo ſah man in den Reihen auch hie und da eine Jagdflinte hervorragen, und ſo kam es, daß bei allen Bajonettangriffen die Linien ſich brechen mußten, und das Commando nicht mit der nöthigen Kraft und Schnelligkeit ausgeführt werden konnte.

Wenn aber die plötzliche Umwandlung der Inſurgenten in Soldaten dem Armeecorps verderblich war, ſo war ſie es noch mehr dem ganzen Plan des Feldzugs. Indem man die Inſurgenten aus den Wäldern zog, um ſie in Maſſe zu vereinigen, erzeigte man dem Feinde einen großen Dienſt, der nun ohne Furcht vor Hinterhalten und beſtändigen Scharmützeln das Land durchſtreifen konnte. Nun war es nicht mehr ganz Lithauen, welches man zu bekämpfen hätte, ſondern man hatte es nur mit dem Gielgudſchen Corps zu thun; war dieß geſchlagen, ſo war Alles zu Ende. Einige Lithauer ſtellten dem General Gielgud vor, die Inſurgenten ſeien nur zum kleinen Kriege fähig, in Parteigängerbanden über die ganze Ober-

fläche des Landes zerstreut, könnten sie für das Hauptcorps der Armee von großem Nutzen seyn; kurz, der Feind würde sie, genöthigt, seine Streitkräfte zu theilen, nicht durch sein numerisches Uebergewicht erdrükken. Gielgud aber verwarf diese Vorstellungen; er äußerte sogar, daß er hierin nichts, als die Maske der Feigheit erkenne, welche sich lieber in den Wäldern verberge, als sich auf offenem Schlachtfelde den feindlichen Kugeln aussetze. Leider hatte man nicht Kraft genug, diesen unklugen Vorwurf zu ertragen, und gab nach; Staniewicz allein war so vernünftig, bei seinem Plan zu verharren, und hatte den Muth, dem Spott zu trotzen. Dafür war er auch der Einzige, der sich bis zur Eroberung Warschaus schlug, und erst nach dem allgemeinen Verlust unserer Hoffnungen mit nach Preußen überging.

VII.

Nach einem von den Polnischen Generälen gehaltenen Kriegsrathe beschloß man, auf Wilna zu marschiren, nachdem man den Obristen Szymanowski mit dem 19. Linienregiment abgesandt hatte, um die in Samogitien zerstreuten Insurgenten zu vereinigen, und sich Polangens zu bemächtigen. General Chlapowski

erhielt Befehl, von Ponary aus nach Wilna vorzurücken; General Dembinski sollte von Norden dazu stoßen, indem er seinen linken Flügel bis nach Niemenczyn vorschob; beide jedoch sollten nur eine starke Demonstration machen, und das Hauptcorps erwarten. Gielgud jedoch, immer unthätig und träg, betäubt durch die Feste, die man ihm gab, verlor eine kostbare Zeit. Nachdem er mehrere Tage in vollkommener Ruhe in Zeymy zugebracht hatte, ging er nach Janowo vor, wo er eine Brücke über den Wilia zu schlagen befahl. Zu gleicher Zeit erhielt er die Nachricht, daß der Russische General Kourouta, mit der Division der kaiserlichen Garden, die Lithauische genannt, in Eilmärschen Wilna zu Hülfe herbeirücke. Anstatt diese Operation dadurch zu verhindern, daß er sich schnell auf ihn warf, ließ ihn Gielgud sich ruhig mit den andern Corps vereinigen, veränderte seinen Plan, gab die Brücke auf, deren Erbauung ihm 24 Stunden einer herrlichen Zeit gekostet hatte, machte noch einige Märsche, und ließ, ohne seine Stellung zu verändern, eine neue Brücke etwas weiter aufwärts bei Oyrany schlagen.

Während dieser wochenlangen Märsche und unnützen Contremärsche kam die Nachricht, daß der Obrist

Zaliwski, welcher ein Parteigängercorps commandirte, sich vom Palatinat Augustowo nach Lithauen geworfen, die Russen aus Kowno gejagt, sich ungeheurer Magazine bemächtigt habe, und bereit, Gielgud zu unterstützen, nach Troki vorrücke.

Der Plan, den Feldzug mit dem Angriff Wilnas zu eröffnen, und die feindlichen Detaschements im Rücken zu lassen, war schon an sich fehlerhaft genug. Die Eroberung dieser Stadt gewährte den Polen keinen reellen Vortheil über den Feind. Da man sie ebenso schnell wieder verlassen mußte, als man sie genommen hatte, so hätte die Eroberung derselben nur dazu dienen können, den Muth der Lithauer wieder zu beleben, und die Operationen des Feindes augenblicklich zu schwächen, der bis dahin Wilna als den Mittelpunct seiner Communicationen betrachtet hatte. Hatte man nun aber diesen Plan einmal angenommen, so mußte man ihn, so fehlerhaft er auch war, mit Kraft ausführen, und das Gelingen war gesichert, wenn man die Zeit zu benutzen gewußt hätte. Die Stadt Wilna, erbaut in einer Ebene und umgeben von Bergen, die sie beherrschen, ist von allen Seiten offen; sie hat keine Thore, und ist von jeder Straße aus leicht zugänglich. Schwach und auf al-

len Puncten leicht zu nehmen, ist es nur auf der Seite von Ponary unangreifbar, und gerade hier machte Gielgud seinen Angriff. Die Besatzung bestand im Augenblick der Ankunft der Polnischen Truppen nur aus dreitausend Mann. Sie wurde bald nach der Vereinigung mit Sacken um zweitausend Mann vermehrt, die Gielgud in der Schlacht von Raygrod entkommen ließ.

Sicher war diese Garnison sehr schwach, um in einer Stadt Widerstand zu leisten, deren Bewohner den Russen feindselig gesinnt waren. Aber während wir ganze Tage verloren, benutzten die Russen unsere Faulheit. Alle in Lithauen zur Verfolgung der Insurgenten zerstreuten Detaschements erhielten Befehl, sich auf diesem Puncte zu concentriren. Tolstoy kam mit beträchtlichen Streitkräften an, und Kourouta, der keine Hindernisse auf seinem Marsche fand, hatte Zeit, mit der kaiserlichen Garde in Wilna einzurücken. Demnach war die Stadt in dem Augenblick, wo Gielgud sie anzugreifen beschloß, von einer 24,000 Mann starken Armee vertheidigt; noch mehr, die Russen befestigten den Weg von Ponary nach Chapelle, und errichteten daselbst eine Batterie von 20 Kanonen, zu der im Nothfall noch 40 andere hinzugefügt werden

konnten. Poniatowski, ein Student von Wilna, drang mit Gefahr seines Lebens verkleidet in die Stadt, und hinterbrachte sehr genaue Nachrichten über die Stärke und Stellung des Feindes, indem er hinzufügte, daß die Einwohner in der Ungeduld ihres Eifers nur auf ein Zeichen warteten, um sich zu erheben und auf die Russen zu werfen. Gielgud ließ den Einwohnern sagen, sich ruhig zu halten, und keine Demonstration zu machen, die sie zu ihrem eigenen Verluste in Gefahr bringen könnte. Er versammelte einen Kriegsrath, und hier war es, wo ihm der Obrist Valentin d'Hauterive, sein Chef des Generalstabs, und die meisten seiner obern Officiere die Unmöglichkeit eines Angriffs vorstellten, und die fast wahrscheinliche Gewißheit einer Niederlage zeigten; ich glaube, daß selbst Chlapowski dieser Meinung war. Aber Gielgud, stets hartnäckig, wollte nicht nachgeben. In der That war es auch nicht mehr Zeit dazu. Ein im Angesichte des Feindes unternommener Rückzug hätte für uns alle die verderblichen Folgen einer verlorenen Schlacht gehabt.

General Dembinski, der Befehl erhalten hatte, Wilna am 18. Juni anzugreifen, während Gielgud erst den anderen Tag ankam, war, da er die Streitkräfte des Feindes den seinigen weit überlegen fand, und da er

von dem Rest der Armee nicht unterstützt wurde, genöthigt, sich zurückzuziehen. Er bewerkstelligte diesen Rückzug unter dem Feuer des Feindes mit der Tapferkeit und Gegenwart des Geistes, die ihn immer auszeichneten. Er verlor sehr wenig Leute, aber man konnte nun doch schon nicht mehr auf seine Mithülfe bei dem allgemeinen Angriff rechnen, der definitiv auf den 19. festgesetzt wurde.

Die Armee war voll Entschlossenheit und Muth. Die Polen wollten sich durch die Einnahme der Hauptstadt von Lithauen ihres Namens würdig zeigen; die Lithauer brannten vor Begierde, mit ihnen zu wetteifern. Man rückte über Waka gegen den Feind. Die Russen, welche augenscheinlich in der Absicht, uns zu verlocken, nur ein einziges Bataillon und vier Stück Kanonen auf die erste Höhe postirt hatten, ließen sich schlagen, und die Stellung wurde von unsern Tirailleurs eingenommen. Wir kamen endlich vor der Capelle an, die uns ein dichtes Holz verbarg, und auf die zwei Hauptwege führten, der, auf welchem wir marschirten, und der von Troki. Der Angriffsplan war so fehlerhaft, daß Gielgud, welcher auf unserer rechten Seite eine Colonne anrücken sah, sie für ein feindliches Corps hielt, während es Zaliwski mit sei-

nen Freiwilligen war, der, nachdem er Troki genommen hatte, gerade zur rechten Zeit zu unserer Unterstützung herbeikam.

Unsere Lage war eine der schlechtesten. Wir konnten unsere Streitkräfte nicht entwickeln, und von zwanzig Stück Kanonen, die wir hatten, konnten nur sechs in Thätigkeit gesetzt werden, und auch diese waren so zerstreut, daß sie keinen merklichen Erfolg haben konnten, während die Russen uns durch eine Kanonade aus zwanzig Feuerschlünden niederschmetterten. Dazu kommt noch, daß die von Korff commandirte Batterie der Garde als die beste Russische Artillerie berühmt ist. Uebrigens kein Plan, kein Ganzes, kein Zusammentreffen des Angriffs. Niemand gehorchte, und Niemand commandirte, weil ein Hauptanführer fehlte. Dem General Rohland wurde der Befehl ertheilt, mit allen seinen Streitkräften unseren rechten Flügel zu unterstützen; aber sei es nun Mißverständniß, sei es die Verachtung, die man immer gegen Gielguds Befehle hegte, Rohland that gerade das Gegentheil, warf sich auf unsern linken Flügel, und die Reserven wurden in den Kampf verwickelt, ohne daß man nur wußte, durch wen und warum dieser Befehl ertheilt war. Der Muth unserer Infanterie

diente zu nichts. Unsere Soldaten, die sich an Felsen und Bäumen anklammernd, eine steile Höhe herunterklettern mußten, fanden am Fuß des Hügels die Russischen Massen aufgestellt, die sie mit einem mörderischen Feuer empfingen. Dem zweiten Jägerregiment zu Fuß gelang es zwar, in die Schlucht hinabzusteigen, aber erst nach einem furchtbaren Blutbad und einem unnützen Verlust von Menschen konnten sie sich einen Weg bahnen, und die Höhe wieder gewinnen.

Man konnte sich nicht mehr halten, und Gielgud gab den Befehl zum Rückzuge, vergaß aber gänzlich, Zaliwskie und Matusewicz mit ihren Freiwilligen auf unserem rechten Flügel davon zu benachrichtigen. Um diesen Rückzug zu decken, ließ er die beiden ersten Escadronen vom ersten Uhlanenregiment einen Angriff machen. Die Russische Cavallerie, welche gerade vor uns am Saum des Waldes aufgerückt war, bekam eine bedeutende Schlappe, und verließ das Schlachtfeld, damit die Kartätschen freien Spielraum hätten. Nichtsdestoweniger war der Angriff der Uhlanen so kräftig, daß sie noch eine Colonne Lanciers warfen, und mit ihren Lanzen die Russischen Kanoniere von ihren Kanonen verjagten. Endlich wichen sie, nach-

dem ſie viele der Ihrigen verloren hatten, der Ueberzahl. Von nun an begann die wahrhafte Flucht; Alles zog ſich in unbeſchreiblicher Unordnung zurück, und wenn die Ruſſen den Sieg zu benutzen gewußt hätten, das Gielgudſche Corps wäre an dieſem Tage vollkommen aufgerieben worden. Denn man hatte zur Deckung des Rückzugs nur das 2. Bataillon des 7. Linienregiments, höchſtens 400 Mann ſtark, wovon ein Drittheil aus neuen Soldaten beſtand, und zwei Escadronen Kaliſcher Cavallerie zurückgelaſſen. Glücklicherweiſe kannten die Ruſſen damals unſere ſchwachen Mittel noch nicht, und der Angriff unſerer erſten Huſarenescadron hatte ſie beſtürzt gemacht. Sie wagten nicht, ihre Stellung zu verlaſſen, aus Furcht, in eine Falle zu gerathen, denn Zaliwski, der von dem, was im Centrum und auf dem linken Flügel vorging, nichts wußte, ſchlug ſich noch immer auf dem rechten Flügel, rückte ſogar bis an die feindlichen Verſchanzungen vor, und begann erſt nach zwei Stunden ſeinen Rückzug, da er nicht unterſtützt wurde.

So endigte der unglückſelige Tag, in welchem der Polniſche Soldat ſich wie ein Held ſchlug, während ſeine Führer ihre ganze Unfähigkeit bewieſen. Wir verloren über 600 Mann, theils an Todten, theils

an Verwundeten; der Major Wierzbienta und die beiden Kicinski fielen schwer verwundet in die Hände des Feindes; Gielgud selbst war ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden. Noch bedeutender waren die moralischen Folgen dieser Niederlage; der Feind, der unsere Schwäche erkannte, wurde wieder kühn und ergriff die Offensive. Man durfte Gielgud, dessen Unfähigkeit erwiesen war, nicht mehr das Schicksal einer Schlacht anvertrauen; das Bedürfniß eines neuen Hauptanführers wurde lebhaft gefühlt; Aller Augen richteten sich auf den General Chlapowski, der die Liebe und das Vertrauen der Soldaten besaß.

Schon vor dem Angriffe von Wilna war die Armee im höchsten Grade über Gielguds Unthätigkeit aufgebracht gewesen, und das Officierscorps hatte beschlossen, das Obercommando in Chlapowskis Hände zu legen. Durch die Ankunft von Gielgud und durch den Befehl des Angriffs war die Ausführung dieses Plans verschoben worden. Man marschirte gegen den Feind, in der Hoffnung, Gielgud werde wenigstens den Rath der mit Recht durch ihre militärischen Kenntnisse berühmten Officiere befolgen. [1]) Die Folge be-

1) Der Obrist Koss, Generalquartiermeister von Po-

wies das Gegentheil. Zur Rettung unserer Sache schien nur Chlapowski fähig, und eine Deputation von Officieren, an deren Spitze Obrist Jackowski, bat ihn, das Commando zu übernehmen, welches abzugeben Gielgud nicht abgeneigt wäre. Chlapowski verwarf diesen Vorschlag mit Zorn, und bedrohte sogar die Officiere, sie vor ein Kriegsgericht zu stellen. Chlapowski, der den ganzen Werth der von Gielgud verlorenen Zeit kannte, welcher wußte, daß die von seinem Vorgänger begangenen Fehler schwer wieder gut zu machen seien, und zufrieden, so wohlfeilen Kaufs den Ruf eines guten Generals erlangt zu haben, wollte sich wahrscheinlich bei den verwickelten Umständen, in denen wir uns befanden, nicht compromittiren. Der Zufall fügte es jedoch, daß er das Commando, obgleich auf indirecte Weise, übernehmen mußte, und bald konnte die Armee ihn nach seinem wahren Werthe würdigen.

---

len, war ohne Zweifel einer der besten militärischen Köpfe, die wir hatten. Aber Gielgud, der sich seit der Schlacht von Rayzrod mit ihm überworfen hatte, war so kleinlich, ihn dadurch ärgern zu wollen, daß er seine Pläne verwarf, und seinen Ansichten stets entgegengesetzt handelte.

VIII.

Nach dem Treffen vor Wilna kehrte Gielgud mit der Infanterie in seine alten Stellungen zurück; Chlapowski marschirte mit der Cavallerie nach Kowno, Dembinski wandte sich nach Vilcomir, und Zaliwski, der als Parteigängerhäuptling immer abgesondert handelte, verließ im höchsten Grade aufgebracht über Gielguds Betragen denselben, und kehrte ins Palatinat Augustowo zurück.

Um diese Zeit ertrank der Obrist Valentin d'Hauterive, Chef des Generalstabs. Man behauptete allgemein, dieser ausgezeichnete Officier und ächte Patriot habe die Schmach der Polnischen Armee nicht ertragen können, und sich auf diese Weise selbst das Leben genommen. Denn dem Zufall konnte man seinen Tod nicht zuschreiben, da er ein ausgezeichneter Schwimmer und Director der Schwimmschule unter dem Großfürsten Constantin gewesen war. Um diesen Verlust zu ersetzen, erwählte Gielgud an seine Stelle den General Chlapowski. Es war dieß das sicherste Mittel, alle Gemüther zu vereinigen, und den Wünschen der Armee Genüge zu leisten. In Betracht der kalten Zurückhaltung, die zwischen beiden Generälen herrschte, begnügte sich Gielgud, an Chlapowski einen bloß er-

ſuchenden Brief zu ſchreiben, und da er des Erfolges nicht gewiß war, den General Rohland an ihn abzuſchicken, welcher ſeine Bitte unterſtützen ſollte. Chlapowski erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, Gielgud zu kränken, antwortete, daß er die Bitten des Generals ablehnen müſſe, aber dem Befehle ſeines Commandanten gehorchen werde. Ich führe dieſe Thatſache an, um die kleinliche, knabenhafte Eiferſucht zu zeigen, die zwiſchen den beiden Generälen herrſchte, während der Feind uns drohend gegenüber, das Wohl des ganzen Corps auf dem Spiel ſtand, und jede verlorene Minute unwiederbringlicher Verluſt war. Der Befehl wurde endlich gegeben, Chlapowski erſchien als Chef des Generalſtabs, und ſeit dieſem Augenblick laſtete ein großer Theil der Verantwortlichkeit der Fehlgriffe des Obercommandanten auf ihm. Die Armee erwartete viel von Chlapowski, weil ihm jede Ausführung wegen des Uebergewichts, das er unter den Officieren hatte, leicht war. Gielgud ſelbſt wiederholte ſeitdem zu verſchiedenen Malen, daß er nur noch den Namen hergäbe, und daß er ſich nur Titel und Ehre eines Commandanten vorbehalte, alle Beſchwerden des wirklichen Befehlens aber auf Chlapowski geworfen habe.

Bis jetzt hatte unser Corps, mitten unter die feindlichen Truppen geworfen, wie es der Zufall fügte, ohne irgend einen Stützpunct gehandelt. Man fühlte endlich, daß diese precäre Lage nicht länger dauern könne, ohne höchst verderbliche Folgen nach sich zu ziehen, und daß man durchaus eine Operationslinie annehmen müsse. Man wählte zu diesem Zwecke den Lauf der Flüsse Swienta und Wilia, bis an den Ort, wo dieser letztere Fluß sich in den Niemen ergießt. Die Natur des Terrains selbst wies auf diese Schutzwehr gegen die Russen hin, um so mehr, da sie das ganze Land deckte, ausgenommen die Districte von Wilna, Troki und einen Theil des Districtes von Kowno. Wohl bewacht und befestigt konnte sie von großem Nutzen seyn; aber Gielgud stellte hier ganz neu organisirte Truppen auf, ohne Waffen und Munition, und was noch schlimmer ist, er zerstreute sie so, daß sie sich nicht einmal gegenseitig unterstützen konnten. Bei Kowno, dem wichtigsten Platze, welcher am Ausfluß der Wilia in den Niemen liegt, stellte er das 25. Linienregiment auf, welches durchaus aus Insurgenten bestand, die kein Exercitium, kein Manöver kannten, und denen die Munition ginzlich mangelte. Ferner standen hier sechzig Insurgenten

zu Pferde, unter dem Commando von Prozor, welche die Infanterie unterstützen sollten; aber auch nicht eine einzige Kanone hatten, um dem Feind den Uebergang über den Fluß zu verwehren. Man dachte nicht einmal daran, das Dorf Alexota zu befestigen, den einzigen Punct, welcher die Stadt beherrschte, indem man sie von hier aus im Falle eines Angriffs vertheidigen konnte; auch konnte dieser Ort zum Vereinigungspunct der Parteigänger von Augustowo und der Nachzügler der Gielgudschen Division dienen, und im Falle des Unglücks die Rückkehr nach Polen erleichtern. Zu Janowo postirte man, zur Vertheidigung des Uebergangs über die Wilia das 26. Linienregiment, ebenfalls aus Insurgenten gebildet, ohne Cavallerie und Artillerie; zu Wieprze sollten die ganz neuerlich organisirten 10. und 11. Uhlanenregimenter den Uebergang über den Swienta ohne Infanterie und Kanonen vertheidigen. Bei Vilcomir an der Swienta stand General Dembinski, der sich nach der Schlacht bei Wilna nach diesem Puncte hingezogen hatte; er hatte aber zu wenig Leute, und eine zu ausgedehnte Linie, um sie mit Erfolg vertheidigen zu können. Hinter ihm stand der Obrist Szymanowski, der von Schavlé her zurückgetrieben, sich bei Cytowiany ver-

schanzte. Gielgud marschirte mit dem Kern der Truppen und fast der ganzen Artillerie in Person nach Rossienie, und schlug hier sein Hauptquartier auf. Hier war er zwar vor jedem feindlichen Angriffe sicher, da der Feind nicht eher zu ihm gelangen konnte, bevor er irgend eins der zur Bewachung der Operationslinie vor ihm postirten Detaschements aufgerieben hatte; er selbst konnte aber auch Niemandem Hülfe bringen.

Die Fehler einer solchen Vertheilung waren zu sichtbar, und der Feind ermangelte auch nicht, sie zu benutzen.

Nachdem er sich von unserer Schwäche durch die Berichte der Spione, die wegen der Unordnung leicht in unser Lager eindringen konnten, Gewißheit verschafft hatte, und überzeugt von der Unfähigkeit unseres Commandanten, rückte General Tolstoy, der vom Kaiser zum Oberbefehlshaber der Reserve und der Lithauischen Expedition ernannt worden war, gegen uns mit 20,000 Mann heran. Um unsere Operationslinie zu durchbrechen, ging er auf drei Puncten zugleich vor, und warf unsere Detaschements. Der Obrist Kiekieruicki, Commandant zu Kowno, dessen

Tapferkeit in Tollkühnheit ausartete, wurde zur rechten Zeit von der Uebermacht des Feindes benachrichtigt; er wollte aber nicht zurückweichen, und anstatt über die Wilia zu gehen, und die Brücke zu zerstören, entschloß er sich, den Feind festen Fußes zu erwarten. Dieser Entschluß gereichte ihm zum Verderben. Das Insurgentenregiment, schlecht bewaffnet, und schlecht exercirt, hielt den ersten Anlauf standhaft aus, wurde aber bald von den Kanonen des Feindes erreicht, von der Cavallerie gesprengt, und von der Uebermacht erdrückt. Auf seiner Flucht hatte es nicht Zeit, die Brücke abzubrechen, und so wurde fast das ganze Detaschement aufgerieben. Gräfin Plater, die damals als Capitän in diesem Regimente diente, wurde im Handgemenge fast vom Feinde gefangen, und verdankte ihre Rettung nur Kiekiernickis Großmuth, der ihr sein Pferd gab, ihr bei ihrer Entweichung behülflich war, und so selbst den verfolgenden Kosaken in die Hände fiel.

Am nämlichen Tage bewerkstelligten die Russen auch ihren Uebergang über die Wilia bei Janowo, über die Swienta bei Wieprze, und nachdem sie die schwachen, dort aufgestellten Detaschements geschlagen hatten, rückten sie in Masse gegen die Hauptarmee

von Gielgud vor, welche bei Rossienie ihr Lager aufgeschlagen hatte.

Die vom Obrist Soltan überbrachte Nachricht von der Niederlage bei Kowno brachte Verwirrung unter unsere Truppen. Man entschloß sich, den Russen entgegenzumarschiren, sich bei Kieydany mit den Trümmern des 25. Regiments zu vereinigen, und hier einen kräftigen Widerstand zu leisten. Aber gleich bei unserer Ankunft zu Kieydany änderte Gielgud, von dem Vorrücken des Feindes benachrichtigt, dessen Vorposten nur noch drei Werste entfernt waren, seinen Plan, und zog sich zurück, ohne nur daran zu denken, ihm das Terrain streitig zu machen.

Er hatte im Vorbeigehen die Position von Plemborg an der Donbissa bemerkt, und faßte den Plan, dort dem Feinde die Spitze zu bieten. Diese Position war sehr gut in der Fronte, aber schlecht auf den Seiten, und vorzüglich auf unserem rechten Flügel. Er mußte sie aber nehmen, in Ermangelung einer besseren. Anstatt daß Gielgud nun seine Streitkräfte concentrirte, welche selbst vereint noch weit geringer waren, als die der Russen, so schien es ihm doch gerathener, sie in dem Augenblick, wo eine Schlacht geliefert werden sollte, zu zerstreuen. Er schickte den

General Rohland mit dem 7. Linienregiment nach Beysagola, befahl dem Obrist Koss mit einem Bataillon des 4. Jägerregimentes zu Fuß, und zwei Stück Kanonen längs dem Ufer des Nimen hinzumarschiren, und schickte den Obristlieutenant Jackowski, der eine Brigade Lithauischer Cavallerie commandirte, nach Wilki, um.... doch ich würde in großer Verlegenheit seyn, wenn ich die Gründe der von Gielgud commandirten Bewegungen erklären wollte. Der an Jackowski erlassene Befehl war so dunkel, so unvernünftig, daß es zu verwundern ist, wie nur ein General, und wenn er noch so unwissend wäre, ihn unterzeichnen konnte. Man befahl ihm, die Magazine von Wilki zu nehmen, ohne den Ort zu bezeichnen, wohin er sie schiken solle; sich in dieser Stellung zu halten, ohne ihm den Ort zu nennen, wohin er sich im Fall eines Rückzugs begeben solle, um wieder zum Armeecorps zu stoßen; man befahl ihm, eine Communication mit dem Obrist Koss zu unterhalten, und Niemand wußte, nicht einmal der General, wo Koss damals stand. Kurz diese Brigade war muthwillig preisgegeben, und man war so davon überzeugt, daß Gielgud auf seinem Rückzuge nicht einmal wieder an sie gedacht hat.

So durch seine eigenen Anordnungen geschwächt,

und aller Möglichkeit eines kräftigen Widerstandes beraubt, kam Gielgud nach Plemborg, wo er kaum Zeit hatte, sich der Position zu bemächtigen, als die Russen schon den Angriff begannen. Seit 6 Uhr Morgens kanonirte man unnützer Weise bis 1 Uhr Nachmittags [1]), mit dem Unterschiede, daß das Feuer der Russen wohlgenährt war, während das unserige nur schwach unterhalten wurde, weil der Obrist Pientka, der unsere geringe Munition kannte, ausdrücklich befohlen hatte, sie zu schonen. Außer der Artillerie blieb Alles unthätig, mit Ausnahme eines Bataillons des 2. Jägerregiments zu Fuß, die als Tirailleurs an den Ufern der Dubissa vertheilt waren. Aber der Commandant dieses Bataillons, Obrist Walski, konnte auf einem einzigen Puncte beschäftigt, die Manöver des Feindes nicht beobachten; das war Gielguds und seines Chefs des Generalstabs Sache. Unglücklicher Weise schienen diese beiden Generäle, bequem am Fuße eines Baumes gelagert, sich gar nicht um den Kampf zu bekümmern. Bald rief sie das Mittagsessen, und ihre Pflicht vergessend, verließen sie diesen Ort, wo sie doch wenigstens bis jetzt der Anstand zurückgehalten hatte. Es hat viele Generäle gegeben, die mitten

1) Den 4. Juli.

im Feuer ihren Frohsinn nicht verloren, Napoleon schlief sogar bisweilen auf dem Schlachtfelde, und ohne Zweifel, um ihn nachzuahmen, gaben Gielgud und Chlapowski dieß Beispiel höchst verwerflicher Sorglosigkeit, und setzten lieber das Wohl und Wehe mehrerer Tausende ihnen anvertrauten Menschen aufs Spiel, als daß sie die Stunde des Mittagsessens versäumt hätten. Die betrübenden Nachrichten, die uns von allen Seiten zukamen, störten durchaus nicht die Ruhe ihres Mahls; der Feind bewerkstelligte den Uebergang über den Fluß etwas höher, ohne von irgend Jemand dabei gehindert zu werden, und Gielgud sah sich genöthigt, sein Mittagsessen zu beschleunigen, weil die Kosaken sich schon in den Hof des Hauses stürzten, das er inne hatte. Mit widerstrebendem Gefühle erzählte ich diese schmachvollen Thatsachen; aber sie werden dazu dienen, wenigstens die Armee zu rechtfertigen, die ungeachtet der Wunder der Tapferkeit und Hingebung für unsere Sache, das Schlachtopfer der Tollheit seiner Commandanten wurde, und genöthigt, die Waffen auf einem fremden Boden niederzulegen, noch den Schmerz hatte, zu sehen, wie seine Ehre von Schwätzern besudelt wurde, welche ohne alle Sachkenntniß in den Tag hinein urtheilten.

Unſer Verluſt in der Schlacht von Plemborg war unbedeutend, und am Abend faßten wir Stand. Aber ſchon umſchloſſen uns die Ruſſen in immer engeren Kreiſen, und ſchienen uns keinen Augenblick Ruhe vergönnen zu wollen. Die Niedergeſchlagenheit war vollkommen, unſer Zuſtand weit ſchlimmer, als vor Ankunft der Polen. Aus nichts konnte man Vortheil ziehen. Dem Fürſten Gabryel Oginski gelang es, ſich Pulver aus Preußen zu verſchaffen; man hatte aber keine Zeit Patronen daraus zu verfertigen; man wußte die zahlreichen, täglich anwachſenden neu ankommenden Truppen nicht unterzubringen, und die Verwirrung war ſo groß, daß, als man in der nächſten Nacht Roſſienie verließ, der Chef des Generalſtabs vergaß, den Befehl zum Rückzug an das 25. Linienregiment zu ſchicken, das ſich nach ſeiner Niederlage bei Kowno, ſo gut wie möglich wieder organiſirt hatte.

Bei Cytowiany ſtieß der General Szymanowski zu uns, der ſich, nach ſeiner bei Schavlé erlittenen Niederlage, hier in der Eile verſchanzt hatte. Hier vereinigte ſich auch mit uns der Obriſt vom Ingenieurcorps Wiszniewski. Nach der Schlacht von Wilna war er abgeſendet worden, um eine Brücke über den

Niemen zu ſchlagen. Er fand das entgegengeſetzte Ufer vom Corps des Ruſſiſchen Generals Malinowski ſtark bewacht, und von überwiegenden Streitkräften umzingelt, mit Erbitterung verfolgt, gelang es ihm, mit Mühe mit den Trümmern ſeines Detaſchements zu entrinnen [1]), nachdem er zuvor alle Sappeurgeräthe verbrannt hatte.

Hier zu Cytowiany begann ſich der Plan zu entwickeln, den man ſchon gefaßt hatte, uns nach Preußen zu führen. Deßhalb verbreitete man in der Armee das Gerücht, die Hülfsquellen ſeien erſchöpft, es ſeien keine Mittel des Widerſtandes mehr vorhanden, und man müſſe ernſtlich auf die perſönliche Rettung bedacht ſeyn. Demzufolge müßten die Lithauer, als Ruſſiſche Unterthanen, den Schutz der Preußen in Anſpruch nehmen, und die Bewohner des Herzogthums Poſen ſich den Ruſſen auf Gnade und Ungnade ergeben. Bei den deßhalb gemachten Inſinuationen ſtand Chlapowskis Name ſtets voran, und man nannte ihn laut als den Urheber dieſes ſchmachvollen Plans. Mit lebhaftem Unwillen verwarf die Armee dieſen

1) Von der ganzen 3. Escadron des 6. Jägerregiments zu Pferde kehrten nur 40 Mann zurück.

Vorschlag, und den Tod der Schande vorziehend, schwor sie einstimmig, bis zur letzten Patrone zu kämpfen. Die am meisten der Gefahr ausgesetzten Lithauer begaben sich, den Grafen Leo Potocki an der Spitze, zu Gielgud und forderten Erklärung dieses sonderbaren Betragens, indem sie erklärten, lieber wieder in ihre Wälder zurückkehren zu wollen, als die Waffen niederzulegen. Gielgud, erschrocken über den schlechten Empfang dieses Vorschlags bei der Armee, spielte den Erstaunten, schwor, er werde dieses äußerste Mittel nie billigen, welches ganz ohne sein Wissen aufgegriffen sei, und indem er seiner Rede einige Worte über die traurige Lage, in der sich die Armee befinde, über den gänzlichen Mangel an Munition u. s. w. beimischte, versprach er, eher zu sterben, als sich zu ergeben.

Dembinski, der sich, wie schon erwähnt, nach der Schlacht von Wilna nach Wilcomir zurückgezogen hatte, benutzte die wenigen, ihm vom Feinde vergönnten Tage der Ruhe, um seine Soldaten wieder zu equipiren, und die Freiwilligen, welche sich in sein kleines Corps und vorzüglich in die Legion von Posen einschreiben ließen, einzuüben. Seine Truppen standen in auffallendem Widerspruch mit der übrigen Armee. Hier

herrschte Ordnung, Disciplin, Lebendigkeit, Vertrauen in den tüchtigen Führer, während bei uns dumpfe Stille, Niedergeschlagenheit, Leblosigkeit, Insubordination.

Dembinski sah es zuerst ein, und theilte es auch dem General Gielgud mit, daß in unserer Lage, und in den critischen Umständen, in die wir durch unsere Fehler gerathen waren, das beste Mittel des Widerstandes noch sei, jede allgemeine Schlacht zu vermeiden, aber indem man sich immer vor den überlegenen Kräften zurückzöge, jede Gelegenheit zu benutzen, und den Feind im Einzelnen zu bekämpfen.[1]) Leider wurde dieser Plan zu spät von den übrigen Generälen angenommen, der einzige, von dem man etwas hoffen konnte. Durch kluge Manöver zog sich Dembinski immer kämpfend nach Schavlé zu, wo er den Tag vor unserer Ankunft eintraf. Gielgud hatte ihm durch einen Adjudanten sagen lassen, daß auch er sich mit der Hauptarmee nach diesem Punct hinziehe, und

1) In der Depesche vom 2. Juli aus Wilcomir an den General Gielgud als Antwort auf den von diesem ertheilten Befehl, sich mit ihm bei Kieydany zu vereinigen, wo er eine entscheidende Schlacht liefern wollte.

daß 6 Uhr Abends drei Kanonenschüsse das Zeichen zum allgemeinen Angriffe seyn sollte, welcher auf allen Puncten zugleich statt finden solle. Aber mit solcher Pünctlichkeit wurden die vom Gielgudschen Generalstabe ausgegangenen Befehle befolgt, daß man sich um nicht weniger, als 12 Stunden irrte, und erst die Russischen Kanonen dem General Dembinski die Ankunft Gielguds verkündeten.

Am 8. Juli, um 4 Uhr Morgens näherte sich Gielgud Schavlé, warum, wußte er wahrscheinlich selbst nicht. [1]) Einen neuen Feind aufzusuchen, während wir von weit überlegenen Streitkräften lebhaft gedrängt wurden, sich zwischen zwei Feuer zu begeben, eine Schlacht zu liefern, wo man alle Munition schonen mußte, und dieß alles, um sich eines erbärmlichen Nestes zu bemächtigen, das man gleich nach der Einnahme wieder verlassen mußte, schien wirklich ein so unbegreiflicher Schritt, daß man ihn

---

1) „Wir setzten uns in Marsch, um Schavlé anzugreifen, Gott weiß warum!" (Brief des General Chlapowski.) Und nun erinnere man sich, daß dieß naive Bekenntniß von Niemand Geringerem abgelegt wurde, als vom Chef des Generalstabs.

nur für ein Werk der Verrätherei halten konnte. Und dennoch hätte man ſicher ſiegen müſſen. Dreitauſend fünfhundert Ruſſen, die ſich in einem aus Holz erbauten Dorfe gelagert, ſich hinter, in der Eile aufgeworfene Verſchanzungen zurückgezogen hatten, konnten auf allen drei Puncten angegriffen, ſich nicht gegen 15,000 Polen halten, wenn Gielgud, ſeinem Verſprechen gemäß, unſere Infanterie in geſchloſſenen Reihen, mit gefälltem Bajonett gegen die Stadt hätte anrücken laſſen, während unſere neunundzwanzig Stück ſtarke Artillerie in Maſſe gegen die Ruſſiſche Batterie gewirkt hätte, die, nur aus fünf Kanonen beſtehend, bald hätte zum Schweigen gebracht werden müſſen. Aber wie groß war unſer Erſtaunen, als man um eine verſchanzte Stadt zu nehmen, ein Tirailleurbataillon ausſchickte, und ruhig abwartete, bis es geſchlagen und zurückgetrieben ſei, um dann einem zweiten den Befehl zum Vorrücken zu ertheilen. Vergeblich verrichtete die Polniſche Infanterie, durch Ehre und Verzweiflung getrieben, Wunden der Tapferkeit; zu verſchiedenen Malen drang ſie bis in die Stadt, wurde aber nie zur gehörigen Zeit unterſtützt. Die Ruſſen benutzten unſere Fehler, und durch ihre Verſchanzungen gedeckt, mach-

ten sie ein furchtbares Feuer, und wählten sich hauptsächlich die vor den Tirailleurs hergehenden Officiere zum Ziel. Der Angriff schlug gänzlich fehl. Niemand wußte, wer commandire. General Chlapowski schickte seine Adjutanten an General Gielgud ab, um Befehle einzuholen, und dieser eine Meile vom Schlachtfelde entfernt, schickte sie wieder an Chlapowski zurück. Endlich, da beide das Blutbad für hinreichend hielten, und da die Munitionen erschöpft waren, gaben sie Befehl zum Rückzug.

Unser Verlust an diesem unglückseligen Tage war bedeutender, als in der Schlacht bei Wilna. Das 7. Linienregiment hatte siebenzehn Officiere, theils todte, theils verwundete verloren, der Obrist Piwecki und Major Jaroma blieben; der Abt Loga, welcher mit dem Kreuz in der Hand das Bataillon nach dem Tode des Commandanten zusammenhielt, wurde gefangen; von der Escadron Plozkischer Reiter kamen nur zwanzig zurück; eine Compagnie des 13. Regiments ertrank in einem See bis auf den letzten Mann. Der Russische Obrist Kriukow triumphirte; eine bis jetzt unbekannte Schmach lastete auf der Polnischen Armee; nicht mehr bloß die Officiere murrten, auch die gemeinen Soldaten waren erbittert, und stießen

Verwünschungen gegen den General Gielgud aus, daß der sie so zur schmachvollen, blutigen Schlachtbank geführt hatte.

Während der Schlacht kam man von Neuem auf den Plan zurück, uns nach Preußen zu führen, und Gielgud sandte einen seiner Adjutanten zum Regimente Kalisch um ihm zu sagen, daß, da Alles verloren sei, dieß unser noch einziges Rettungsmittel wäre. Der Obrist des Regiments Slotwinski, erstaunt und innerlich empört über einen solchen Vorschlag, der, wenn auch nützlich, doch jetzt nicht am rechten Orte war, und die Truppen nur entmuthigt hätte, sprengte zum General heran, um ihn wegen dieses feigen Betragens zu Rechenschaft zu ziehen. Sein Unwille erlaubte ihm nicht, die Worte auf die Wage zu legen; er warf ihm in etwas harten Worten vor, durch sein infames Betragen, Lithauen zu Grunde gerichtet, Polen den Todesstreich versetzt, und die schönsten Blätter unserer Geschichte besudelt zu haben. Gielgud, unempfindlich gegen die Vorwürfe, fand in der Macht, mit welcher er bekleidet war, einen hinreichenden Grund, um ihn statt jeder Antwort festnehmen zu lassen. Da schleuderte der ehrwürdige Greis seinen Säbel in den Wagen des Ge-

nerals, und kehrte mit gebrochenem Herzen zu den Seinigen zurück.

Während uns aber das Betragen der Generäle mit tiefem Unwillen erfüllte, gab uns die Bevölkerung des Landes ein rührendes Beispiel seiner Liebe zu den Polen. Während unseres Rückzugs war der Weg von den Bewohnern der benachbarten Dörfer angefüllt, welche freiwillig Brod und Erfrischungen an unsere von Ermüdung und Hunger abgematteten Krieger austheilten; wegen der Unordnung konnte man nicht einmal Lebensmittel beischaffen, und die Armee brachte oft einen ganzen Tag ohne alle Nahrung zu. Frauen brachten Charpie und Bandagen, verbanden die Wunden mit mütterlicher Zärtlichkeit, und weinten bittere Thränen über unser Unglück.

(Der Beschluß folgt.)

3.

Wirkungen der Eroberung Algiers durch die Franzosen.

Man darf jetzt mit einiger Sicherheit sich über die wahrscheinlichen Folgen der Besitzergreifung der Franzosen von Algier verbreiten, da wir wissen, daß

die Englische Politik diese Besitzergreifung gern geschehen ließ, weil sie annahm, daß Algier auf lange Zeit hinaus Frankreich viel kosten, und ebenso wenig, als Corsica, einbringen wird.[1])

A. Folgen für die Franzosen selbst.

Der Plan Carl X. bei der Besitzergreifung von Algier war anders, als der Verwaltungs- und Nuzzungsplan Ludwig Philipps. Ersterer wollte im Augenblick eines großen Schrittes zur Herstellung der absoluten königlichen Gewalt einen Theil der Trup-

---

1) Die Richtigkeit dieser Vermuthung bestätigte bereits die Erfahrung. Die Besitznahme von Tunis mit einer reicheren und breiteren Ebene würde England zu verhindern gewußt haben. Bisher hatte Europa in keinem der andern Weltheile so wenige Niederlassungen, als in Africa. Von Algier aus kann Frankreich schon etwas mehr, als sonst der Fall seyn könnte, auf den Vicekönig von Aegypten und dessen Eroberungspolitik in und außer Africa wirken. Er geht mit größeren Entwürfen schwanger, als der Sultan in Constantinopel, fürchtet schon jezt seinen vormaligen Souverän weniger, als Frankreich, und bedrohet das reiche Syrien mit Damascus.

pen entfernen, dem er besonders mißtrauete; er wollte ferner die Nation durch den Glanz einer Waffenthat blenden, welche allen bisherigen christlichen Monarchen mißlungen war, der Hersteller einer Colonie werden, welche Frankreich sehr nützlich zu werden schien, und hoffte, was auch gelungen ist, die Kosten der Eroberung durch die erbeuteten Schätze des Deys zu decken, welcher die Majestät des Königs von Frankreich beleidigt haben sollte. Freilich scheint ein guter Theil des Schatzes in die Privatcasse des Marschalls Bourmont und Carl X. selbst, sowie anderer Zugreifer gefallen zu seyn; indeß betrug das Baar immer viel. Die Numismatik in Sct. Petersburg bereicherte sich durch die Persische Kriegscontribution an die Russen; es scheint aber, daß in Frankreich die alten Gold- und Silbermünzen des Deyschatzes in Privathände sich verirrten, welche solche umschmolzen, ohne auf manche seltene Münzen Rücksicht zu nehmen, indem der Tiegelwerth bei den Schmelzern allein Rücksicht fand.

Vielleicht war es ein Nebenplan Carl X., das Französische Colonialnetz auch über Tunis auszubreiten, denn Tunis liegt zur Verbindung mit dem innern bewohnten, gebirgigen oder reichlich bewässerten

Africa viel gelegener und näher, als Algier, auch ist der Handelsplatz größer, der Hafen sicherer. Die Ebene zwischen dem Meere und dem Atlas ist bei Algier schmal, und bei Tunis breit, folglich ergiebiger an Getreide, Oel und Seide; aber nach Carl X. Sturz betrachtete die Französische Regierung Algier mit andern Augen, als Carl X. Man schloß mit Tunis und Marocco freundliche Tractate, widersetzte sich Maroccos Eroberungsplan von Oran und Titery, und begnügte sich mit einem natürlichen, großen Einfluß der mächtigen Colonie Algier auf die Türkische Beyregierung in Tunis, die allerdings für Frankreichs Handel fruchtbare Folgen haben wird.

Dagegen beging man mehrere arge Fehler, vertrauete zuviel der augenblicklichen Unterwerfung der mächtigen Beys und der Beduinenhäupter. Der Islam haßt zugleich das religiöse, sociale und politische Christenthum, und ist nur erst in fernen Zeiten ein treuer Unterthan und Dulder Europäischer Sitten. Die angeworbenen Bataillone der Eingebornen desertirten häufig, und befehden schon wieder die Colonie. Die Französische Regierung übereilte sich oft, und darf nicht erwarten, daß der fanatische Muselmann vor dem Tode der jetzigen Generation ihr treu dienen,

und die Wohlthaten der Civilisation anerkennen werde. Die Colonialeinwandrungen mit Ansiedlungen bedürfen sofort eine Militärstellung aller eingewanderten Ackerleute aus Europa, und einen Schutz stehender Besatzungen an der Grenze der Ansiedlungen. Am klügsten wäre, dahin in großer Zahl die Findelkinder zu schicken, deren Unterhalt auf dem Lande und frühe Benutzung zu Feldarbeiten wohlfeiler, als im Mutterlande zu stehen käme, und deren acclimatisirte Zahl beider Geschlechter die Bevölkerung der Europäer und Christen rasch vermehren würde.

Zwar ist das flache Land und die Abdachung vom Atlas nach Algi[illegible] fähig, außer Getreide, alle Ost- und Westindische Colonialproducte zu liefern, und selbst Caffee, weil dieser auf sehr bedeutenden Höhen um Bogota und bei Cadix, und auf einer Sandinsel im Quadalquivir gedeihet; aber alle West- und Ostindische Colonialerzeugnisse sind jetzt so wohlfeil, daß ihre Erzeugung in der Nähe Frankreichs dem Erbauer nur spärlichen Gewinn liefert.

Wahrscheinlich wird Frankreich künftig nach Nordafrica seine Verbrecher zur Feld-, Straßen- und Hafenarbeit nützlicher für das Vaterland und für die Individuen schicken, und das ältere System aufgeben,

ihr Verderbniß auf den Galeeren und in den Zuchthäusern der Seehäfen des Mutterlandes noch mehr zu verschlimmern.

An Einwandrern aus Frankreich, den Balearen und Malta wird es nicht fehlen. Es giebt der armen und fleißigen Menschen dort eine Menge, die im gesunden Algier sich besser zu nähren hoffen, als unter manchem Druck in Europa. Doch muß die weisere jetzige Regierung der neuen Colonie die Unterstützung durch eine zweckmäßige Verwaltung, Geld und Menschen nicht so homöopathisch als den Corsicanern zuwenden. Ihre Civilisation entfernte schnell alle vormalige Türkische, dort nicht ansässige Civil- und Militärbeamte nach der Türkei, oder wohin sie sich zurückziehen wollten. Der neuen Regierung, den Mauren und den Juden gleich verhaßt, zog sich dieser zurückgeschickte Auswurf der Türkischen Levante nach den Staaten des Sultans, nach Marocco und Tunis zurück, nahm die baaren Schätze mit, und veräußerte die Grundstücke, wodurch freilich der augenblickliche Nahrungsstand verschlimmert werden mußte.

Gewiß wird das kluge Marseille die neue Colonie auszubeuten, und Algier zum Africanischen Carthago wieder zu erheben suchen. Frankreich wird die

Fischerei an der Küste Nordafricas zur wohlfeilen Fastenspeise nutzen, und die Corallen werden künftig wohlfeiler fabricirt werden. Man wird für die Marine die herrlichen Eichwälder um Constantine in der Strecke nach dem Meere nach Carthagos Beispiel zum Schiffsbau anwenden, und den Kabylen, Arabern und Beduinen Achtung vor der Nation und den Einrichtungen der Franzosen lehren, oder diese wilden Nomaden wie die Türken zur Auswandrung zwingen, ohne solchen nicht wie es Carl X. Absicht war, Missionsprediger aufzudringen. Auch unter diesen Wilden wird es Mode werden, den christlichen Glauben, wenn auch nicht aus Ueberzeugung, doch darum anzunehmen, daß man unter diesem Schirm sich zur regierenden Caste rechnen darf. Dieß darf man von der Eitelkeit jener Völker erwarten, muß aber keine Bekehrungen beschleunigen wollen.

Frankreichs betagte Greise werden künftig häufig zur Herstellung ihrer Gesundheitsreisen nach Algier und in die Bäder des Atlas vornehmen, auch ihre letzten Lebenstage froher in der höhern Wärme der Sonne am Fuße des Atlas, in Gegenden, die fast keinen Winter kennen, als in Aix oder Montpellier, und deren oft schneidenden Nordwinden verleben.

Den Französischen Gelehrten wollen wir wünschen, daß sie auf ihren Forschungsreisen in dieser wichtigen Colonie manche Burg- und Tempelruine im Atlas, oder eine Metallkiste mit geschichtlichen Documenten des blühenden Numidiens, und der staatswirthschaftlichen, kaufmännischen und landwirthschaftlichen Politik Carthagos entdecken mögen. In dieser Verwaltung waren die Punier den Griechen und Römern überlegen. Carthago benutzte sein Clima und seinen Boden mit vielem Verstande, indem es den aus dem innern Africa kommenden Karavanen seine Waaren lieferte, und nicht nach und jenseits der Wüste direct spedirte.

Einst zog Marseille aus Africa den harten Weizen zum Brodbedarf, und schickte dahin den Provençialischen Sommerweizen, der den Breispeisen liebenden Africanern viel vorzüglicher scheint. Erst die hergestellte Bourbonische Regierung störte diesen 2000jährigen Kornhandel Frankreichs, indem sie diesen Tauschverkehr mit schwerem Zoll belegte, welchen die weiser gewordene Zolldirection künftig lieber begünstigen, als vernichten wird. Mag nebenher von den Kaufleuten einiger Schleichhandel getrieben worden seyn. Diesen uralten Korntausch zu stören, war etwas sehr

Unvolksgemüthliches, und ein Südfrankreichs ersten Seehafen im Verkehr störender Frevel der Zollschergen.

Die Vernachlässigung der Austrocknung der Stagnationen an der Küste und Verwandlung solcher Plätze in fruchtbare, der Abwässerung fähige Niederungen, störte in Nordafrika, wie in Süd- und Westfrankreich, die Vegetation der Natur und die Gesundheit der Menschen. Gerade alle bedeutenden Nordafricanischen Häfe und Städte an den Mündungen der kurzen Bergströme schnellen Falles leiden an Fiebern in Folge der nahen, in den heißeren Climaten doppelt gefährlichen Sümpfe und Stagnationen. Sie sind indeß nirgends tödtlicher und giftiger, als in den fruchtbarsten Theilen Griechenlands. Die vormalige kluge königlich Macedonische Regierung hatte in Macedonien, Thessalien, Albanien und Illyrien alle die Vegetation und die Gesundheit beeinträchtigenden Stagnationen völlig weggeschafft. Die Polizei einer christlichen Regierung wird sich hoffentlich von keiner heidnischen übertreffen lassen. Was Aristoteles in dieser Rücksicht seinen Landsleuten empfahl, verdient in unsern Tagen, wo wir das wahrhaft Wissenswürdige mit Eifer aufsuchen, weit mehr Lob dieses Weltweisen, als wenn er, in Folge der Krankheit seines Zeitalters, sich in

den Steppen der logischen Sophismen abarbeitete. Manche seiner schönen staatswirthschaftlichen practischen Ideen vernachlässigte das Mittelalter und grübelte in seinen logischen und metaphysischen Grillen. So langsam beachtet der menschliche Geist das wahrhaft Nützliche!

Nicht lange wird jetzt die Mündung des bald tiefen, bald seichten Schellif einen Hafen entbehren, und entweder ins Meer ein neuer Canal gegraben werden, oder die Mündung dieses Flusses wird durch Austiefung eines Bettes durch die Sandbank vor der Mündung und andere Wasserbauten ein breites Fahrwasser erhalten, Oran zum Schrecken Maroccos ein neuer Waffenplatz, und Titery eine große Militärcolonie fleißiger Europäer werden. Schon haben die Mauren begriffen, daß sie nicht ungestraft mit gewaffneter Hand in christlichen Colonieen die Ruhe stören dürfen. Weder Constantine, noch Bona darf der Bey von Tunis mit seiner Gewaltherrschaft zu vereinigen hoffen, wohl aber kann ihn die Unterjochung treffen, wenn er die christliche Niederlassung anfeinden sollte. Kann man die Beys der Provinzen vorläufig nicht absetzen, so hüte man sich doch, nach Clauzels Beispiel ihre Districte und ihre Macht zu vermehren. Der Ge-

neral vergaß über die reichen Geschenke dieser in ihren Aemtern bestätigten Muselmänner die alte Regel:

„Times Danaos et dona ferentes.“

B. Für die Africaner.

1) In Algier.

Die ruhigen Mauren und die Juden werden sich unter Frankreichs Schutz besser befinden, als unter dem habsüchtigen Scepter des Deys. Ihr Handel und ihre Industrie können nun freier wirken. Die verheiratheten Türken müssen, wenn sie bleiben wollen, lernen, sich unter das fremde Joch zu schmiegen. Die neubegründete Municipalität besteht aus Mauren und Juden mit Ausschließung aller Türken. Die neuerrichteten Africanischen Bataillone zählen viele Mauren und Juden, aber keine Türken in ihrem Corps; sie sind aber keine sichere Stütze der dortigen Franzosen, obgleich ihnen die Regierung Zutrauen zeigte und selbst viele Officiere Africaner waren. Der kleine Krieg mit den Africanischen Nomaden dauert fort. Sie haben sich unterworfen, aber diese Unterwerfung ist nicht zuverlässig, bis man sie gezwungen haben wird, sich als Landwirthe fest niederzulassen, eher können auch die landwirthschaftlichen Niederlassungen der Franzo-

sen nicht gedeihen. Die Couloglis in Algier bedienten ihre Caper als tapfere Seeleute; sie werden sich als Landkrieger ebenso auszeichnen; aber nur kleine Bataillone dieser Mauren organisire man; große könnten sehr gefährlich werden. [1])

Der Atlas ist gewiß an Metallen sehr ergiebig; aber an welchen, das wußte Carthago; wir wissen es aber nicht. Auch wird man sich hüten, ihn, sowie die Kalkberge der Provence, zu entholzen, und benutzt im Gegentheil das wohlfeile Graben artesischer Brunnen, das schon die Minirer mit der Felsnatur des Unterbodens bekannt gemacht hat. Die Juden in Algier wünschten sich sogleich der Steuereinnehmer zu bemächtigen, und führten z. B. an, daß die Copten in Aegypten des Vicekönigs Finanzen zu seiner Zufriedenheit verwalteten; allein die Regierung giebt diese Stellen bisher nur Franzosen oder alten christlichen Bewohnern.

Alle den Bekennern des Islam eigne Fabricaturen werden in Frankreich einen guten Markt finden,

1) Wenn England in Ost- und Westindien aus Eingeborenen ganze Regimenter bildet, so muß man nicht vergessen, daß England dieß sich erst nach langem Besitz seiner Colonieen erlaubte.

und letzteres wird von den Arabern lernen, wie man im heißen und oft dürren Südfrankreich sich fast überall rinnendes Quellwasser zu Bewässerungen verschaffen kann.

2) Außer Algier.

a) Im Osten.

Schon wird der sonst so verwegene Bey von Tunis ein gefälliger Nachbar des Französischen Beys in Constantine; aber dieser ist jetzt schon in offener Fehde mit der Colonialregierung. An weitere Eroberungen in Africa wird Frankreich fürs Erste nicht denken dürfen, und weiser trachten, die schöne, so leicht eroberte, aber noch keineswegs dem Mutterlande anhängliche Colonie dem Mutterstaate höchst nützlich zu machen. Selbst mit Tripolis sind seit der Eroberung Algiers Frankreichs Handelsverhältnisse zum Vortheil von Marseille gewachsen. Da der Zug durch die Wüste von Tripolis nach dem fruchtbaren innern Africa kürzer ist, als von Tunis oder Algier, so wird England seinen Handel mit Africas Innerm am liebsten über Tripolis in Maltas Nähe betreiben, aber auch Frankreich dahin Fabricate gegen Africanische Producte schikken, worin Straußfedern, Häute und grobe Wolle einen Hauptplatz einnehmen werden.

b) Im Süden.

Eine so finanzielle Regierung, als die Französische, entschloß sich zwar nicht, die außerordentlichen Schatzungen des vormaligen Deys von den Kindern der wandernden Araber-, Kabylen- und Beduinenstämme zu erpressen, fuhr aber fort, den gewöhnlichen Tribut des Deys von ihnen zu fordern. Die Horden meinten, daß sie wohl den Türken, aber niemals den Christen Tribut gezahlt hätten, und daß es für die Sieger der Türken unanständig sei, den Besiegten in ihrer Raubgier sich gleichstellen zu wollen. Die nächsten, im Winter um Weide verlegenen Stämme haben sich schon Frankreich unterworfen, die ferneren Stämme zogen sich in die Thäler der jenseitigen Abdachung des Atlas zurück, in die sich ihre Verfolger nicht wagten. Schon hat man durch einige Blockhäuser an der Karavanenstraße solche besser zu sichern gesucht, und Streifcorps in die Thäler geschickt, um die Räuber zu schrecken. Schwerlich wird aber Frankreich Carthagos Beispiel folgen, mit den Bewohnern jenseits des Atlas in Freundschaft zu leben, jedoch sie niemals zu besuchen. Dort recrutirten die Carthager ihre Heere durch Miethstruppen. Diese Horden sind nicht Frankreich, wohl aber einzelnen Niederlassungen

gefährlich, denn wenn es etwas zu rauben giebt, pflegen sie sich zwar zu vereinigen, niemals aber zur Vertheidigung, wenn sie angegriffen werden. Die Punische Treue war schon in der alten Welt rüchtig. Vermuthlich schlägt Frankreich den milderen Weg ein, die Häuptlinge durch Geschenke und Achtungsbeweise zu gewinnen; im Grunde waren die Satrapen des Deys doch noch geldgieriger, als die Französischen Finanzmänner, obgleich man deren Habgier in der höheren Hierarchie sehr gut kennt.

c) Im Westen.

Marocos Sultane nahmen häufig vor der Französischen Eroberung Algiers an der Seeräuberei der Barbaresken gelegentlich Theil, und erpreßten selbst von den bedeutenden christlichen Seemächten, ja noch kürzlich von dem mächtigen Oesterreich Tribute. Der Sultan von Marocco hoffte anfangs, durch die Eroberung von Titery und Oran seine Staaten zu erweitern, was fehlschlug; jetzt tröstet er sich mit der Hoffnung, daß wegen der Achtung der Europäer vor legitimen Souveränen seine Familie künftig durch die Politik Frankreichs mehr, als vormals, vor Insurrectionen sicher seyn werde. Die Seeräuberei wird er freilich aufgeben und etwas mehr Landesväterlichkeit

annehmen, oder wenigstens heucheln müssen, sonst dürfte ein großer Theil seiner Unterthanen sich durch Flucht in das christliche Gebiet seiner Botmäßigkeit entziehen, da auch der jetzige Bey in Titery seinen District milder, als früher, behandeln muß. Vormals zitterte Marroccos Kaiser nur vor dem Gouverneur in Gibraltar; künftig wird dem Commandanten in Oran gleiche Ehre widerfahren, und vielleicht auf Verlangen Frankreichs der Sclavenhandel in Fetz und Marocco gänzlich aufhören, wenn dessen Residenten an den Häfen von Nordafrica ihr Interventionsrecht ebenso geltend zu machen wissen, als die Residenten der Brittischen Generalgouverneure im Ostindischen Calcutta. Darauf hat schon die Jüdische Nation in Algier den dortigen Statthalter aufmerksam gemacht, und sich zu diplomatischen Missionen erboten. Freilich wird der Statthalter in Oran ein schlimmerer Nachbar seyn, als Spaniens Gouverneur in Ceuta, oder als der vertriebene Dey in Algier war, der den Spruch des Korans gelten ließ, keine Anhänger des Islams zu bekriegen, wenn das Interesse nicht gar zu lockend war.

Allen Flaggen wird künftig diese Eroberung mehr Sicherheit im Mittelmeere und mit dem innern Africa mehr Verkehr gewähren; schwerlich aber ein neuer Europäischer Congreß Frankreich durch einen Tractat zu einer sogenannten freien Schiffahrt nach Algier vermögen. Die andern Raubstaaten mögen sich hüten, Frankreichs Zorn zu reizen, das für seinen Handel im Mittelmeere mehr Segen sieht, wenn alle Seeräuberei verschwindet, indeß England es für vortheilhafter hielt, die Seeräuberei der Barbaresken zu dulden, um in der Levante weniger Concurrenz der Comptoire anderer christlichen Flaggen anzutreffen. Vermuthlich werden nun alle christliche Mächte aufhören, sich von den Monarchen der Raubstaaten die Geschenke vorschreiben zu lassen. So lange die Türken in Algier regierten, herrschte dahin kein Absatz von Waaren, weil die dortigen Einwohner arm und faul waren. Wenn brodlose und mißvergnügte Malteser sich zahlreich in Algier niederlassen, so schadet das Niemand, und nützt Frankreich, denn als Feldbauer zeichnet sich der Maltesische Bauer mit seiner Spatencultur aus. Der ältere Handel Europas über die Handelsstädte in ungesunden Gegenden an der

Africaniſchen Weſtküſte nach dem innern Africa iſt uneinträglich geworden, ſeitdem der Sclavenhandel verſchwunden iſt, und kann auf einem ſchicklicheren Wege auch über Algier geleitet werden. Wächſt Frankreichs Handel im Mittelmeer, ſo iſt dieſe Folge doch für ganz Europa immer erfreulicher, als der bisherige Stand der Dinge. Griechenlands Freiheit erlangt durch dieſe Eroberung einen Stützpunct mehr. Ob aber dieſe Erwerbung nicht auch am Ende die Auflöſung der andern Barbareskenſtaaten und der Türkei ſelbſt nach ſich zieht, ſteht dahin. Für Auswanderer iſt ein neuer Weg geöffnet, aber für die Conſulate giebt es keine Geſchäftchen mehr, durch wohlfeilen Ankauf von Priſen, welche mehr zu enthalten pflegen, als die Schiffspapiere beſagten. Algiers künſtliche Handelsbedeutſamkeit mit einem ſchlechten Hafen wird ſinken; dagegen werden Bona, Oran und die an der Mündung des Schellif mit einem ſichern Hafen nothwendig anzulegende neue Stadt an einem zur Zufuhr beträchtlichen Strome, welcher Algier ganz fehlt, deſto wichtiger werden. Am meiſten dürfte durch dieſe Eroberung das Engliſche Malta verlieren; auch iſt nun vorauszuſehen, daß die verödeten Küſten und Häfen des ſüdlichen Siciliens und Sardiniens wegen

verschwundener Gefahr des Seeraubes sich wieder bevölkern werden. Auch andere Flaggen, als die bisher das Mittelmeer wegen Friedens mit den Barbaresken besuchten, werden künftig daselbst erscheinen.

4.

Lafayette und die Revolution von 1830, von B. Sarrans. [1])

Unter diesem Titel hat der genannte Verfasser ein Werk in zwei Bänden herausgegeben. Das Werk ist nach drei Epochen in Lafayettes Leben in drei Abschnitte getheilt. Die drei Abschnitte sind: Lafayette vor, während und nach der Julirevolution.

Das Buch selbst scheint uns besonderer Beachtung werth zu seyn. Der Verfasser theilt in demselben Briefe mit, die noch nicht herausgegeben waren, und geheime Nachrichten; ja er deckt selbst die innersten Gedanken der Menschen auf. Herr Sarrans lebt noch, und bekennt sich durch Nennung seines Namens öffentlich für den Verfasser dieses Buches;

---

1) Lafayette et la revolution de 1830 par B. Sarrans, jeune.

die Menſchen, von welchen geſprochen wird, leben auch noch, und ſind zum Theil noch thätig auf der politiſchen Bühne. Vor dieſer Betrachtung verſchwinden unſeres Erachtens alle Zweifel über die Wahrheit und Aechtheit deſſen, was in dieſem Buche mitgetheilt worden iſt. Denn Herr Sarrans hat eine ehrenwerthe Stellung im Leben zu behaupten; er iſt Schriftſteller und Journaliſt, er ſteht mit den edelſten Menſchen ſeiner Zeit in Verbindung; er war Generaladjutant bei Lafayette; würde es Herr Sarrans unter dieſen Umſtänden je gewagt haben, Thatſachen mitzutheilen, und Nachweiſungen zu geben, die nicht durchaus auf Wahrheit gegründet wären? würde er ſich der beſtändigen Gefahr ausgeſetzt haben, von ſeinen Zeitgenoſſen der Windmacherei und der Lügenhaftigkeit überführt zu werden? und würde er endlich das auf das Spiel geſetzt haben, was die größte Ehre und den gerechteſten Stolz ſeines Lebens ausmacht, die Hochachtung und die Freundſchaft von Lafayette?

Aber Herr Sarrans fürchtet, durch die Herausgabe dieſes Buches ſich dem Vorwurfe ausgeſetzt zu haben, indiscret geweſen zu ſeyn, und vielleicht ſogar dem Vorwurfe, daß er fremdes ihm gewordenes Ver-

trauen mißbraucht habe Nichtsdestoweniger aber glaubt er, als ein guter Bürger gehandelt zu haben, und wir glauben es mit ihm.

Von Jugend auf beehrte ihn Lafayette mit seiner Freundschaft. Daher war es ihm möglich gewesen seit langer Zeit, entweder aus dem Munde Lafayettes, oder aus den Papieren desselben Bemerkungen zu sammeln über die wichtigsten Umstände und die bezeichnendsten Züge seiner langen und edeln Laufbahn.

Lafayette selbst hatte nie, weder durch Interesse für die Geschichte, noch durch eigene Ruhmliebe, oder durch die dringendsten Bitten seiner Freunde, dahin gebracht werden können, seine Memoiren zu schreiben. Einige Aufklärungen über Puncte seines politischen Lebens, die wenig oder gar nicht bekannt waren, einige Berichtigungen geschichtlicher Irrthümer, waren Alles, was man von ihm erlangen konnte. Herr Sarrans beabsichtigte daher, die unermeßliche Lücke, die in der Französischen Geschichte dadurch entstehen mußte, einigermaßen auszufüllen.

Der Juli 1830 stellte Lafayetten zum zweiten Male an die Spitze einer großen Revolution. Herr Sarrans wurde Generaladjutant desselben. Er blieb

es bis zu dem Tage, da Lafayette abtrat. Man begreift, was er sehen und lernen mußte! Aus dem, was er gesehen und gelernt hat, ist sein Buch entstanden.

Sollen wir über den Character des Verfassers etwas hinzufügen, so reicht die Bemerkung hin, daß er Lafayettes Freund war. Er sieht in Lafayette die höchste und reinste Personification der Julirevolution, der Ordnung, der Freiheit und jeder Tugend. Seine Seele ist voll von bitterem Schmerze über den Gang der Ereignisse. Er hoffte, aus der Asche der alten Bourbons einen Phönix erstehen zu sehen, und glaubt nun das Gekräh eines ordinären Haushahns anzuhören!

Wir theilen zuvörderst einen Auszug aus dem ersten Abschnitte des Buches mit.

Lafayette vor der Revolution von 1830.

Lafayette ist geboren zu Chavaniac, den 6. Septbr. 1757. Seine Familie hatte sich in den Waffen und den Wissenschaften ausgezeichnet; von den Seinigen war eine große Zahl als Krieger auf dem Felde der Ehre gestorben. Aber dennoch wählte Lafayette einen Weg, der Allen offen stand, und auf welchem er Al-

les ſich ſelbſt verdanken mußte. Sein Oheim war in Italien gefallen, ſein Vater bei Minden. Seine Mutter verlor er frühzeitig. Mit ſechzehn Jahren heirathete er die Tochter des Herzogs von Ayen, Mademoiſelle von Noailles, welche, jünger als er, nachmals ſo gerechten Ruhm erworben hat durch ihre Tugenden, ihren Muth und ihre Zärtlichkeit als Gattin. Durch die Noailles hätte Lafayette einen glänzenden Weg am Hofe machen können; er ſchlug aber alle Anträge ſtandhaft aus. Dieſe Weigerung in einem Alter, welches für die Lockungen der Gewalt ſo empfänglich iſt, ging aus dem Gefühle für die Freiheit hervor, welches mit ihm geboren war. Vielleicht iſt hier der rechte Ort, an eine characteriſtiſche Anecdote zu erinnern, welche Herr Vinet, ſein Lehrer in der Rhetorik, ſpäter Vorſteher eines Lyceums in Paris, gern erzählte. Es war ihm aufgegeben, das vollkommene Pferd zu zeichnen, wie es ſchon bei dem Schatten der Ruthe Gehorſam leiſtet. Der junge Lafayette malte jenes Pferd, wie es bei dieſer Drohung ſeinen Reiter abwirft, und ſeine Freiheit wieder gewinnt.

Die Nachricht von dem Americaniſchen Aufſtande gegen das Engliſche Joch gab ihm die Rich-

tung. Die Maßregeln, die Lafayette, damals neunzehn Jahre alt, für diese Sache nahm, wurden mit großer Klugheit und Geschicklichkeit entworfen und geleitet. Ehe er aber seinen Plan ausführen konnte, liefen in Europa unglückliche Nachrichten ein von den Erfolgen der Americaner. Die Commissarien des Americanischen Congresses, die zu Paris waren, glaubten deßhalb, Lafayette den Rath geben zu müssen, für den Augenblick von seiner gefährlichen Unternehmung abzustehen. Aber die Gluth in Lafayettes Herzen für die Americanische Sache konnte durch kein Mißgeschick gelöscht werden. Er rüstete auf eigene Kosten ein Schiff aus.

Im Anfange des Jahres 1777 kam Lafayette in Charleston an. Die Höfe von London und Versailles, deren Mißfallen und Verbote er unbeachtet gelassen, hatten umsonst versucht, seine Reise zu vereiteln. An die Stationen der Antillen waren Befehle ergangen, sich seiner zu bemächtigen. Er aber nahm den geraden Weg nach der Küste der Insurgenten, und kam mitten durch Englische Kreuzer hindurch zum Ziele.

Nach zweijähriger Abwesenheit, die er unter Kämpfen, Siegen und Triumphen hingebracht hatte,

kehrte er in sein Vaterland zurück. Das Volk, und selbst der Hof nahmen ihn mit Enthusiasmus auf. Diese Umstände benutzte er bloß zu Gunsten der Americanischen Sache. Er hatte in Verbindung mit Paul Jones eine Expedition entworfen, durch welche die Englischen Seestädte die Sache der Vereinigten Staaten unterstützen sollten. Diese Expedition war auf den großen Plan einer Landung in England gegründet.

Bei dem Generalstabe des Marschall de Vaux angestellt, drang er beständig auf directe Unterstützung. Man hatte ihm zwar in Philadelphia aufgetragen, keine Truppen für das Innere der Vereinigten Staaten zu verlangen. Er aber überschritt diese Instruction, wohl einsehend, daß man bald in den Fall kommen würde, ihm Dank dafür zu wissen. Endlich, nach mehreren Conferenzen mit den Ministern Ludwigs XVI., wurde beschlossen, daß eine Escadre nach Rhode-Island geschickt werden, und daß eine Armee unter der Anführung von Rochambeau unter die Befehle Washingtons gestellt werden sollte. Franklin und Lafayette brachten auch eine Anleihe von mehreren Millionen zu Stande. Er selbst kam endlich auf einer Französischen Fregatte in Boston an.

In den Feldzuge von 1780 commandirte Lafayette die leichte Infanterie und die Dragoner, welche die Americaniſche Avantgarde bildeten. Im folgenden Jahre errang er den bekannten Sieg über Lord Cornwallis, der zuvor über Lafayette nach London geſchrieben hatte, „daß ihm der Knabe nicht entgehen könne.“ Der Weisheit und Mäßigung von Lafayette war es zu verdanken, daß dieſer große Vortheil ſo wenig Blut koſtete. Die Capitulation von Yorktown entſchied das Schickſal dieſes Krieges. Dieß geſchah im October 1781.

An Bord einer Americaniſchen Fregatte kam er nach Frankreich zurück. Lafayette nahm hierauf Theil an der großen Expedition von Cadix. Die Abfahrt dieſer Expedition unterblieb aber in Folge des Friedens von 1783.

Kurze Zeit darauf machte er den Vereinigten Staaten einen Beſuch. Seine Reiſe durch Städte und Dörfer bot das Schauſpiel eines beſtändigen Feſtes dar. Im Jahre 1785 beſuchte er die Höfe und Heere von Deutſchland. Ob er gleich den Geiſt und das Bekenntniß des Republicanismus mit ſich trug, ſo wurde er doch mit Auszeichnung und Wohlwollen behandelt. Seine Aufnahme bei Joſeph II.

war äußerst schmeichelhaft, noch mehr aber bei Friedrich dem Großen, den er auf seinen Heerschauen begleitete. Hier sah er die reitende Artillerie und nahm sich vor, diese Waffe sobald als möglich in Frankreich einzuführen.

In sein Vaterland zurückgekehrt, beschäftigte er sich in Verbindung mit Malesherbes mit dem Schicksale der Protestanten. Auch gab er mit Genehmigung des Ministers Marschalls von Castries eine bedeutende Summe her, um einen Versuch zur allmäligen Befreiung der Schwarzen zu machen. Diese Leute wurden in Cayenne aufgekauft, um der Freiheit wiedergegeben zu werden; dann wurden sie aber ungeachtet der Einsprüche der Madame Lafayette als Sclaven verkauft von der Partei, die den 10. August 1792 den Triumph davon trug.

Lafayette hatte den Gesandten Jefferson unterstützt, um eine Ligue gegen die Barbaresken zu Stande zu bringen. Dieselbe wurde aber durch die Höfe von Versailles und London vereitelt, indem diese die Piraten unter ihren Schutz nahmen.

Im Jahre 1787 war er Mitglied der Notablenversammlung. Er deckte mehrere Mißbräuche auf, schlug die Aufhebung der Verhaftsbefehle und der

Staatsgefängnisse vor, und setzte einen Beschluß zu Gunsten des bürgerlichen Zustandes der Protestanten durch. Er allein machte den förmlichen Antrag, eine Nationalversammlung zusammenzurufen. „Was, sagte ihm Graf Artois, Sie wollen die allgemeinen Stände? Ja, antwortete er, und obendrein etwas Besseres."

Bei der zweiten Versammlung der Notablen drang er lebhaft auf die doppelte Vertretung des dritten Standes.

Als Abgeordneter bei den allgemeinen Ständen schlug er den 11. Juli seine berühmte Erklärung der Menschenrechte vor. Als sich die constituirende Versammlung permanent erklärt hatte, wurde Lafayette zum Vicepräsidenten derselben ernannt. Er führte in den Nächten des 13. und 14. Juli den Vorsitz, und bewirkte einen Beschluß über die Verantwortlichkeit der Rathgeber der Krone. Den 15. Juli wurde er als Anführer einer Deputation von 60 Mitgliedern nach Paris geschickt und daselbst zum Generalcommandanten der Bürgergarde ausgerufen. Den folgenden Tag ließ er den Befehl zur Zerstörung der Bastille bekannt machen, und den 17. empfing er den König an der Spitze von beinah 200,000 Mann von

mannichfacher Bewaffnung. Nachdem er eine große Menge von Opfern der Wuth des Volkes entrissen hatte, war er in Verzweiflung, daß er Foulon und Berthier nicht zu retten vermocht hatte, und gab seine Entlassung. Die inständigen Bitten der Bürger, vorzüglich der Wähler und des tugendhaften Bailly ließen ihn hoffen, daß er den Gewaltthätigkeiten würde Einhalt thun können. Er verpflichtete sich aufs Neue. Die 60 Districte von Paris beschlossen einstimmig seine Ernennung zum Generalcommandanten und machten sich verbindlich, ihn nach besten Kräften in der Vertheidigung der Freiheit und der öffentlichen Ruhe zu unterstützen.

Bald nachher schlug Lafayette auf dem Stadthause die geregelte Errichtung der bewaffneten Macht vor, unter dem Namen Nationalgarde. Die alte weiße Farbe wurde mit den Farben der Stadt Paris vereinigt, blau und roth. „Meine Herren, sagte er, ich bringe Ihnen eine Cocarde, die ihren Weg um die Welt machen wird. Diese Einrichtung, bürgerlich zugleich und soldatisch, wird das System der Europäischen Tactik umkehren, und wird den absoluten Regierungen die Wahl stellen, ob sie geschlagen seyn wollen, wenn sie diese Einrichtung nicht nachahmen, oder

ob sie umgestürzt seyn wollen, wenn sie dieselbe nachzuahmen wagen sollten."

Seit Anfang Septembers 1789 brachte es Lafayette nicht ohne Schwierigkeit durch seinen persönlichen Einfluß dahin, daß die Gemeinde eine Deputation an die Nationalversammlung schickte, um einige unmittelbare Veränderungen in der Criminalgerichtsbarkeit zu verlangen. Diese Veränderungen bestanden darin, daß das Verfahren öffentlich, die Acten mitgetheilt, den Angeklagten Vertheidiger gegeben, und freier Verkehr mit ihren Familien und Freunden gestattet und die Zeugen confrontirt werden sollten.

Während in Paris die Ordnung erhalten wurde, conspirirte man in Versailles. Das Signal wurde durch das berüchtigte Gelag gegeben, welches man den Leibgarden veranstaltete. Man trat daselbst die dreifarbige Cocarde mit Füßen, die Damen vertheilten weiße Cocarden, man verwünschte die Nation. Diese Herausforderungen, der Mangel an Brod und das Getreibe der Parteimänner erregten am 5. October auf dem Stadthause einen fürchterlichen Aufstand. Lafayette hatte acht Stunden lang die Masse zusammengehalten, welche nach Versailles wollte. Als er aber erfuhr, daß von anderen Puncten der Haupt-

stadt sich Tausende von Wüthenden bewaffnet nach Versailles begaben, verlangte und erhielt er von der Gemeine den Befehl, mit einem Theile der Nationalgarden nach Versailles zu gehen. Bei seiner Ankunft in Versailles ließ er den Eid der Treue erneuern der Nation, dem Gesetze und dem König. Er verlangte, daß man ihm und zwei Commissarien der Gemeinde die Schloßhöfe öffnen solle, die von der Schweizergarde besetzt waren. Als er die Zimmer des Schlosses betrat, fand er die Hofleute in dumpfem Stillschweigen begriffen. „Da kommt Cromwel! rief einer von ihnen. Cromwel, antwortete Lafayette, würde nicht allein hier hereingekommen seyn.“ Die Worte, welche er an den König richtete, zeugten von seinem Respect und seiner Ergebenheit. Dessenungeachtet vertrauete ihm Ludwig XVI. nur die Posten an, die früher von den Französischen Garden besetzt worden waren. Das Schloß, der innere Hof und die Gartenseite blieben den Leibgarden und den Schweizern überlassen. Um 2 Uhr Morgens wollte Lafayette, nachdem er seine Posten visitirt hatte, den König sprechen. Man sagte ihm, der König schlafe. Nach 5 Uhr war Alles ruhig. Lafayette begab sich in sein Generalquartier, das sich dicht neben dem Schlosse

befand, um Rapporte zu empfangen, nach Paris zu schreiben, einige Nahrung zu sich zu nehmen und ein Wenig zu ruhen. Alsbald aber stürzte ein Wache habender Officier auf ihn zu. Eine Bande von Wüthenden, die in den Büschen des Gartens versteckt gelegen hatte, war plötzlich in den Palast eingedrungen, hatte zwei von den Leibgarden getödtet und war bis vor die Zimmer der Königin gedrungen. Diese aber verdankte es dem muthigen Widerstande von zwei Leuten ihrer Garde, daß sie sich in die Zimmer des Königs retten konnte.

Lafayette befehligte sogleich den ersten Posten nach jenen Zimmern. Diese waren aber von dieser Seite barricadirt, so daß es den Räubern gelingen konnte, zu entkommen. Er selbst bestieg das erste Pferd, dessen er habhaft wurde, und während die Nationalgrenadiere die königliche Familie und die Leibgarden retteten, (deren Officiere, beiläufig gesagt, sich sämmtlich, mit Ausnahme von vieren, zu Bette gelegt hatten) entriß er die übrigen Leibgarden den Händen der Menge, welche dieselben in den Straßen aufgefangen hatte. So stand er allein in der Mitte einer zügellosen Menge. Einer dieser Wüthenden forderte

den Kopf von Lafayette. Er rettete sich nur dadurch, daß er den Unsinnigen verhaften ließ.

Der König hatte inzwischen Conseil gehalten und seinen Entschluß bekannt gemacht, sich nach Paris zu begeben. Lafayette fürchtete noch immer für die Königin. Da faßte er den glücklichen Gedanken, die Königin allein mit sich auf den Balcon zu führen und ihr die Hand zu küssen. „Es lebe die Königin, es lebe Lafayette!" erscholl es von allen Seiten. Darauf führte er auf denselben Balcon einen von den Leibgarden und umarmte ihn. Sogleich rief die Menge: „es leben die Leibgarden!" Bei seiner Zurückkunft umarmte ihn Madame Adelaide, die Tante des Königs, und nannte ihn den Retter des Königs und seiner Familie. Derselbe Name wurde ihm in den ersten Tagen von dem Hofe, den Leibgarden und von allen Seiten gegeben. Uebrigens haben es der König, die Königin und Madame Elisabeth bis zu ihrem Ende anerkannt, daß sie Lafayetten bei diesem merkwürdigen Umstande ihre Rettung verdankt haben.

Der Hof begab sich nach Paris. Es ist unwahr, daß die Köpfe der unglücklichen Garden vor dem königlichen Wagen hergetragen worden sind; es ist gleichfalls unwahr, daß man den Herzog von Orleans

während dieser Unruhen im Schlosse gesehen hat; erst, als Alles vorüber war, langte er im Schlosse an. Sein Name war aber ein Mal bloß gestellt, und dieses reichte hin, daß Lafayette diesen Fürsten veranlaßte, das Königreich auf einige Zeit zu verlassen, in einer Unterredung, von welcher Mirabeau sagte, daß sie auf der einen Seite sehr gebieterisch, und auf der anderen sehr geschmeidig gewesen sei.

Bei der großen Gährung jener Zeit genoß Paris zwei Jahre lang einer bewunderungswürdigen Ruhe. Lafayette wollte von der Gemeinde von Paris weder Entschädigung, noch Dank annehmen. Er schlug den Marschallsstab, den Connetablesdegen und die Statthalterschaft des Königreichs aus, Anerbietungen, die ihm mehr als ein Mal gemacht waren. Auf gleiche Weise schlug er die Dictatur und das Generalcommando der bewaffneten Bürgerschaft aus. Als im Jahre 90 bei den großen Nationalfesten alle Deputationen, wie er wußte, mit der Absicht kamen, ihm dieses Generalcommando zu übertragen, suchte er schnell einen Beschluß durchzusetzen, daß Keiner das Commando von mehr als einem Departement oder einem Districte übernehmen dürfe. Als er eines Tages nach einer Revue in die Versammlung

kam unter dem Zurufen einer von Enthusiasmus trunkenen Menge, ergriff er diese Gelegenheit, um auf der Tribune zu erklären, daß er in die Reihe einfacher Bürger zurücktreten werde, sowie die Constitution vollendet sei.

In der berühmten Sitzung, die den Standesvorzügen ein Ende machte, unterstützte Lafayette diesen Vorschlag mit Eifer; er widersetzte sich selbst jeder Ausnahme, die zu Gunsten der Prinzen von Geblüt gemacht werden sollte, und bestand darauf, daß der constitutionelle Grundsatz der Gleichheit unter den Bürgern auf der Stelle ausgesprochen werde.

Den 11. April 1791 fand eine Emeute Statt, die offenbar im Verborgenen vorbereitet war. Der König wurde an seiner gewöhnlichen Reise nach St. Cloud verhindert. Lafayette war zum ersten und einzigen-Male mit der dienstthuenden Nationalgarde unzufrieden; er war es auch mit den Civilbehörden und dem Hofe, und gab seine Entlassung. Die ganze Gemeinde und alle Bataillone beschworen ihn, das Commando wieder zu übernehmen.

Die Entfernung des Königs war für Lafayette eine Crisis, auf welche er um so weniger gefaßt war, als er erst kurz zuvor im Vertrauen auf die Betheue-

rungen des Königs öffentlich erklärt hatte, daß der König nicht abreisen werde. Sobald Lafayette die verhängnißvolle Abreise erfuhr, berieth er sich mit dem Präsidenten der Versammlung und mit dem Maire, und nahm allein die Verantwortlichkeit auf sich, den Befehl zu zeichnen und nach allen Richtungen zu verschicken, die Entführung des Königs, wie er die Flucht desselben nannte, anzuhalten. Aber nicht auf Lafayettes Befehl, sondern weil der König das Unglück hatte, von einem Postmeister erkannt zu werden, fand die Verhaftung in Varennes Statt.

Der Beschluß der Versammlung vom 16. Juli 1791 sprach sich für die Wiedereinsetzung des Königs aus. Die Unzufriedenen vereinigten sich am Morgen des 17., um eine Protestation zu unterzeichnen. Sie begannen ihr Werk damit, daß sie zwei Invaliden erwürgten und ihre Köpfe auf Lanzen steckten. Lafayette eilte sogleich herbei, und ließ die schon begonnenen Barrieren einreißen. Einer legte auf Lafayette an; aber sein Gewehr versagte. Lafayette ließ ihm seine Freiheit, und der Schändliche rühmte sich nachmals seines Verbrechens an den Schranken des Conventes.

Während der letzten Bearbeitung der Constitu-

tionsacte bekämpfte Lafayette den Vorschlag, welcher der Nation für dreißig Jahre das Recht absprach, an der Constitution Aenderungen zu treffen. Als diese vollendet war, setzte er einen Beschluß durch, der alle Maßregeln, die sich auf die Revolution bezogen, abschaffte, namentlich den Gebrauch der Reisepässe, und jede Beschränkung, wodurch die Freiheit innerhalb und außerhalb Frankreich zu reisen irgend gehindert wurde.

Den 8. October nahm er Abschied von der Nationalgarde in einem Briefe, der voll seines Gefühles war für Freiheit und Ordnung. Der Gemeinde von Paris hielt er an demselben Tage eine Abschiedsrede. Darauf verließ er die Hauptstadt, wo er eine unermeßliche Popularität genossen hatte, die um so reiner und merkwürdiger ist, als er dieselbe beständig gebraucht hatte, um das Parteigetreibe und die Ausbrüche der Wuth und der Zügellosigkeit zu unterdrükken, die sich nachher so schrecklich und unglückselig entwickelt haben. Er zog sich in sein Geburtsland zurück, 150 Lieues von Paris. Die Nationalgarde von Paris schenkte ihm die Statue von Washington und einen Degen, der aus den Riegeln der Bastille geschmiedet war.

Die Emigration war unterdessen allgemein ge-

worden, und waffnete ſich im Auslande. Die Coalition entwickelte ſich, ſo daß drei Armeen von 50,000 nothwendig wurden. Luckner, Rochambeau und Lafayette waren die drei Generale, die zum Commando gewählt wurden. Als Lafayette auf dem Wege nach ſeinem Hauptquartiere durch Paris kam, und ſich der geſetzgebenden Verſammlung vorſtellte, ſagte ihm der Präſident, daß die Nation ihren Feinden mit Zuverſicht entgegenſetze: die Conſtitution und Lafayette.

Während dieſer Zeit verlor der Miniſter Narbonne, der das Vertrauen der Generale und der Truppen hatte, ſeine Stelle, und Dumouriez wurde erſter Miniſter. Der Krieg wurde ſofort erklärt.

Ueber Lafayettes Schickſale in dieſer Zeit wollen wir ihn ſelbſt ſprechen hören, in einem Briefe, den er aus ſeinem Gefängniſſe zu Magdeburg an den Hauptmann von Archenholz ſchrieb:

„Meine Lage iſt ſehr ſonderbar, ſchreibt er; ich hatte meine republicaniſchen Neigungen den Umſtänden und dem Willen der Nation geopfert; ich diente der Souveränetät der Nation, indem ich ihrer Conſtitution diente, welche die Folge von jener war; meine Popularität war groß; der geſetzgebende Kör-

per vertheidigte mich am 8. August besser, als er sich selbst am 10. vertheidigte; aber ich hatte den Jacobinern mißfallen, indem ich ihre räuberische Aristocratie bekämpfte, welche die gesetzmäßigen Gewalten an sich riß, den Priestern jedes Ranges, indem ich Religionsfreiheit wollte, den Anarchisten, indem ich sie unterdrückte, den Verschwörern, indem ich ihre Anerbietungen ausschlug. Das sind die Feinde, welche sich mit den Söldlingen des Hofes, der auswärtigen Mächte und der Antirevolutionärs gegen mich verbanden. Erinnern Sie sich, mein Herr, an den vorher entworfenen Angriff vom 10. August, an die Waffenmacht, die im Namen des Gesetzes verlangt, und im Namen des Volkes gewürgt wurde, an die Bürger, die ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes in den Straßen gemordet, in die Flammen gestoßen, und in die Gefängnisse geworfen wurden, um daselbst mit kaltem Blute geschlachtet zu werden, an den König, dessen Leben damals nur gerettet ward durch eine ungesetzmäßige Suspension; erinnern Sie sich, wie die Nationalgarde entwaffnet wurde, wie die ältesten und treuesten Freunde der Freiheit und Gleichheit, wie ein La Rochefoucauld den Mördern anheim fiel, wie die Constitutionsacte ein Proscrip-

tionszeichen wurde, wie die Presse gefesselt, Meinungen mit dem Tode gestraft, Briefe verletzt und verfälscht, an die Stelle der Jury Schlachtbanken gesetzt, und das Justizministerium zu ihrem Haupte gemacht wurde; erinnern Sie sich, wie die Administrativ- und Municipalbehörden von Paris cassirt, und durch eine Emeute wieder eingesetzt wurden, wie die Nationalversammlung, das Messer an der Kehle, gezwungen wurde, diese Greuel zu sanctioniren, mit einem Worte, wie die natürliche, bürgerliche, religiöse und politische Freiheit im Blute ertränkt wurde. Was mußte der Mann denken, was mußte er thun, der von jeher nur für die Freiheit geathmet, der zuerst in Europa die Erklärung der Rechte ausgesprochen, der auf dem Altare der Verbrüderung im Namen des Französischen Volkes den Bürgereid geleistet hatte, und der damals die Constitution ungeachtet ihrer Mängel als den besten Vereinigungspunct gegen seine Feinde betrachtete? Obgleich die Souveränetät der Nation verletzt wurde in den Vertretern und den neuen Uebertragungen der Gewalten, so wollte ich doch nicht, daß die bewaffnete Macht aufhören sollte, Gehorsam zu leisten, und selbst im Felde verlangte ich Befehle von den Civilbehörden. Ohne Zweifel

wünschte ich, daß ein allgemeiner Ausruf die öffentliche Freiheit, die Freiheit der verfassungsmäßigen Gewalten wieder herstellen sollte. Ohne Zweifel verabscheute ich die Verbrechen, die bereits begangen waren, und die noch bevorstanden, zu sehr, um es nicht für eine Pflicht zu halten, jeden Widerstand gegen die Unterdrückung zu befördern; aber ich glaube sagen zu dürfen, daß meine Handlungsweise, ob sie gleich schwierig war, sich der strengsten Prüfung unterwerfen darf.

„Ach! mein Herr, wie dankbar bin ich Ihnen, daß sie den unaussprechlichen Schmerz meiner Seele mit empfunden haben, als ich, glühend für die Sache der Menschheit, dürstend nach Ruhm, mein Vaterland, meine Familie, meine Freunde zärtlich liebend, als ich gezwungen ward, auf das Glück zu verzichten, für die Grundsätze und Gefühle zu kämpfen, für welche ich allein gelebt hatte! Was blieb mir aber zu thun übrig? Sie wissen, daß zur Zeit des 10. August ich als der Letzte und beinah als der Einzige Widerstand leistete; mehrere Bürger waren durch allerlei Künste irre geleitet, die meisten starr vor Schrekken. Ich war abgesetzt, angeklagt, so gut als verbannt. Meine Vertheidigung hätte blutig werden

können, sie wäre aber unnütz gewesen, sie hätte nur mir geholfen, nicht dem Vaterlande, und der Feind hätte Nutzen davon ziehen können. Ich wollte den Feind angreifen, um meinen Tod zu finden; ich unterließ es, weil ich keinen militärischen Vortheil davon erwartete. Ich wollte in Paris sterben; aber ich fürchtete, daß ein solches Beispiel von der Undankbarkeit des Volkes künftige Begründer der Freiheit abschrecken könnte. Ich entfernte mich also, und zwar so heimlich, als möglich, damit nicht eine große Anzahl von Officieren, oder vielleicht selbst von Soldaten sich veranlaßt fände, mit mir zu gehen. Nachdem ich also für die Sicherheit der Plätze und Truppen meines Commandos Sorge getragen hatte, entfernte ich mich, den Tod im Herzen, mit Maubourg [1]), dessen Verbindung mit mir so alt ist, als unser Leben, mit Puzy und einigen anderen Freunden, von welchen die meisten seit Errichtung der Nationalgarde meine Adjutanten waren. Unterwegs stieß Alexander Lameth zu uns. Wir wollten Holland und England gewinnen, die damals neutral waren. Auf dem Gebiete von Lüttich aber begegneten wir einem Trupp Oesterreicher, der uns

1) Der General und Pair Latour-Maubourg, der kürzlich gestorben ist.

der Coalition auslieferte. Wir wurden verhaftet, eingekerkert, und die vier Mitglieder der constituirenden Versammlung nacheinander nach Luxemburg, Wesel und Magdeburg gebracht.

„Die Welt wird erfahren, wie ungeheuer diese Coalition uns gepeinigt hat; diese Qualen sind aber nichts gegen diejenigen, die eine freie Seele über die Ungerechtigkeit des Volkes erduldet. Hier rächt sich die dreifache Tyrannei des Despotismus, der Aristocratie und des Aberglaubens; aber das Ungeheuer ist auf den Tod verwundet. Hier umgeben uns alle Erfindungen der Inquisition und der Grausamkeit; diese Grausamkeiten aber ehren uns, und wenn auch unsere Köpfe bestimmt sind, einem Triumphe zur Zierde zu dienen, wenn auch unsere unterirdischen Kerker, der Mangel an Luft und Bewegung und alle moralischen Qualen ein langsames Gift für uns seyn sollen, immer hoffe ich, daß aus der Kunde unseres Schicksals, aus der Theilnahme und dem Unwillen darüber Keime der Freiheit erwachsen sollen, und daß diese Helden der Freiheit hervorbringen werden. Und für diese spreche ich in der Reinheit meines Herzens die tröstende Wahrheit aus, daß ein einziger Dienst, den man der Sache der Menschheit thut,

mehr Freude giebt, als die Vereinigung aller Feinde, und ſelbſt die Undankbarkeit des Volkes Schmerz verurſachen können.

Was wird aber aus der Franzöſiſchen Revolution werden? Wie groß auch die Macht ſeyn mag, welche Frankreich in ſeiner Nationalgarde hat, wie groß auch die Vortheile ſeien mögen, die Lukner, Rochambeau und ich, ungeachtet ſo vieler Widerſprüche, vorbereitet, und die unſere Nachfolger mit Energie gewonnen haben, kann man auf Immoralität, Tyrannei und Auflöſung bauen?

Ich habe darauf verzichtet, mit den Franzoſen zu leben, aber nicht, für ſie zu ſterben. Wird es aber möglich ſeyn, ſo vielen Riegeln, Wächtern und Ketten zu entkommen? Warum nicht? Schon iſt eine Feile, Nuß, und ein Papierzettel meinen Kerkermeiſtern entgangen; ſchon wird man Ihnen mit Gefahr meines Lebens, dieſen Brief überbringen. Es iſt wahr, zu der Gefahr des Entkommens kommt noch die Gefahr der Reiſe und des Zufluchtortes. Von Conſtantinopel bis Liſſabon, von Kamtſchatka bis Amſterdam ſind alle Baſtillen zu meiner Aufnahme bereit. Meine Freunde wohnen in den Wäldern der Huronen und Irokeſen, meine Wilden ſind

die Despoten von Europa und ihre Höfe. Ob ich gleich zu St. James nicht beliebt bin, so finde ich doch dort eine Nation und Gesetze; ich möchte aber ein Land vermeiden, welches mit dem meinigen Krieg hat. America, dieses Vaterland meines Herzens, wird mich mit Freuden wiedersehen; aber in meiner Sorge um das neue Schicksal Frankreichs würde ich für einige Zeit die Schweiz vorziehen. Doch schon zu viel hiervon. Statt alles Dankes habe ich Ihnen diesen Brief geschrieben, und ich bitte Sie, mein Herr, zu genehmigen u. s. w."

Lafayette.

Der König von Preußen lieferte die Gefangenen an die Oesterreicher aus. Man brachte sie nach Ollmütz. Nachdem die Aerzte drei Mal erklärt hatten, daß es unerläßlich nothwendig sei, Lafayette zuweilen an die freie Luft zu lassen, und nachdem man drei Mal geantwortet hatte, daß Lafayette dazu noch nicht krank genug sei, erlaubte man ihm endlich, spatzieren zu gehen. Man band an diese Gunst keine ausdrückliche Bedingung, hielt ihn aber unter strenger Aufsicht. Es ist unwahr, daß Lafayette vorher sein Ehrenwort gegeben habe, keine Versuche zum Entspringen zu machen.

Der Versuch, den der Doctor Bollmann und der junge Huger aus Süd-Carolina zur Befreiung Lafayettes machten, und das Mißlingen dieses Versuches sind bekannt.

Während Lafayette auf diese Weise in Ollmütz dem Schaffotte aufbewahrt wurde, saß seine Gattin in den Gefängnissen von Paris. Ungewiß über das Schicksal ihres Gatten wartete sie jeden Augenblick, daß man sie dem Tode entgegenführen würde, den schon der größere Theil ihrer Familie erlitten hatte. Der Sturz der Tyrannen rettete ihr Leben. Aber erst nach langer Zeit erlangte sie ihre Freiheit wieder und die nöthige Macht, ihre Pläne auszuführen. Den 9. September 1795 stieg sie in Altona ans Land, und reiste mit einem Americanischen Passe unter dem Namen Motier nach Wien. Sie erhielt eine Audienz beim Kaiser. Der Hauptzweck von Madame Lafayette war, die Gefangenschaft ihres Gemahls zu theilen. Sie erhielt diese Erlaubniß. Als sie den Kaiser hierzu ziemlich bereitwillig fand, wollte sie ihm zu verstehen geben, daß er nach den Gesetzen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit ihrem Gemahl die Freiheit wiedergeben müsse. Der Kaiser antwortete: „Die Sache ist verwickelt; ich habe nicht freie Hand darüber; aber ich ge-

ſtatte Ihnen mit Vergnügen Alles, was in meiner Macht iſt, indem ich Ihnen erlaube, Herrn von Lafayette zu beſuchen. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich gerade ſo handeln. Herr von Lafayette wird gut behandelt, aber die Gegenwart ſeiner Frau und ſeiner Kinder wird ein Troſt mehr für ihn ſeyn. Bei uns nimmt man die Staatsgefangenen, man numerirt ſie und weiß nicht, was aus ihnen wird; ich weiß das aus vielen Beiſpielen."

Man kann ſich die Gefühle Lafayettes denken bei dem Anblicke ſeiner Gattin und ſeiner Kinder, über deren Daſein er ſeit langer Zeit in Furcht und Ungewißheit geſchwebt hatte.

Der Aufenthalt im Gefängniſſe untergrub die Geſundheit der Madame Lafayette. Sie glaubte, etwas thun zu müſſen, um ihre Geſundheit zu friſten, und ſchrieb an den Kaiſer um die Erlaubniß, auf eine Woche nach Wien zu reiſen, geſundere Luft zu ſchöpfen, und einen Arzt zu conſultiren. Nach zwei Monaten Stillſchweigens trat der Kerkermeiſter bei ihr ein, befahl, daß man ihre jungen Töchter in ein beſonderes Behältniß thun ſolle, und eröffnete an Madame Lafayette das Verbot, ſich nie in Wien blicken zu laſſen. Zugleich ertheilte er ihr die Erlaubniß,

das Gefängniß zu verlassen, mit der Bedingung, nie dahin zurückzukehren. Als er von ihr verlangte, ihre Wahl aufzuschreiben und zu unterzeichnen, schrieb sie:

„Ich war es meiner Familie und meinen Freunden schuldig, die nothwendigen Schritte zur Erhaltung meiner Gesundheit zu thun; aber dieselben wissen, daß die Bedingung, die man daran bindet, für mich nicht annehmbar ist. Ich kann es nicht vergessen, daß, als wir bereit zu sterben waren, ich durch die Tyrannei von Robespierre, mein Gemahl durch die physischen und moralischen Leiden der Gefangenschaft, es nicht gestattet war, irgend eine Nachricht von ihm einzuziehen, noch ihm die Nachricht zukommen zu lassen, daß wir noch lebten, seine Kinder und ich; ich will mich nicht dem Unglück einer neuen Trennung aussetzen. Wie auch mein Gesundheitszustand seyn, und wie unpassend auch dieser Aufenthalt für meine Töcher seyn mag, wir werden dankbar die Güte benutzen, die Se. kaiserliche Majestät gegen uns gehabt hat, indem sie uns gestattet, diese Gefangenschaft mit allen ihren Einzelnheiten zu theilen."

Noailles = Lafayette.

Zum noch größeren Beweise der Tugend und Zärtlichkeit von Lafayettes Gattin mögen hier zwei

Briefe ihren Platz finden, deren Original wir durch Zufall aufgefunden haben. Die Briefe sind an den Deputirten Brissot geschrieben. Nach der Proscription von Lafayette hatte nämlich der Minister Roland einen eigenen Commissär beauftragt, der Lafayettes Frau, die mit ihrer Familie in Auvergne geblieben war, nach Paris bringen sollte. Dieses geschah zur Zeit der Septembergreuel. Die Departemental-Administration von Puy hatte den Muth, keinen Gehorsam zu leisten, und die Gemahlin und Familie Lafayettes der Verantwortlichkeit ihrer eigenen Gemeinde anzuvertrauen. Dieß gab Gelegenheit zu den beiden Briefen, die hier mitgetheilt werden.

Puy, Departement der oberen Loire,
den 12. Sept. 1792.

„Mein Herr!

„Ich halte Sie für wahrhaft fanatisch für die Freiheit, und das ist in diesem Augenblicke eine Ehre, die ich Wenigen anthue. Ich will nicht untersuchen, ob dieser Fanatismus, wie der für die Religion, gewöhnlich gegen seinen Gegenstand handelt; aber ich kann nicht glauben, daß ein eifriger Freund der Schwarzen ein Werkzeug der Tyrannei seyn kann, und ich hege die Ueberzeugung, daß, wenn Sie auch für den

Zweck Ihrer Partei begeistert sind, Sie häufig von den Mitteln derselben zurückschaudern. Ich bin gewiß, daß Sie Lafayetten achten, ich möchte beinah sagen, daß Sie ihn verehren als einen muthigen und treuen Freund der Freiheit, selbst wenn Sie ihn verfolgen, weil ihre Ansichten über die Mittel, wie die Freiheit in Frankreich gesichert werden kann, entgegengesetzt sind, und weil seine Ansichten, im Verein mit seinem Wandel, seinem Muthe und seiner Treue gegen geschworene Eide, den Zwecken Ihrer Partei und Ihrer neuen Revolution Widerstand leisten können. Ich glaube Alles dieses, und deßwegen wende ich mich an Sie und verschmähe es, mich an Andere zu wenden. Irre ich mich, so lassen Sie es mich wissen, und ich werde Ihnen zum letzten Male beschwerlich gefallen seyn.

„Ein Verhaftsbefehl von Herrn Roland, vom 2. September, der sich auf einen Beschluß des allgemeinen Sicherheitscomités vom 19. August beruft, hat mich letzten Montag durch den Friedensrichter dieser Stadt hierher bringen lassen, und nach vorhergegangener Verständigung mit dem Departement der oberen Loire, in dessen Jurisdictionssprengel mein Aufenthaltsort lag, mich mit meinen Kindern, wenn die-

ſelben bei mir getroffen würden, nach Paris zu ſchaffen befohlen. Ich geſtehe mit Bedauern, daß der Generalprocurator der Regierung die Schwäche gehabt hat, dem Commiſſär des Herrn Roland die nöthige bewaffnete Macht zu leihen, und ich erkenne dankbar an, daß der Commiſſär und die Truppen, die ihn begleiteten, uns während der Reiſe alle möglichen Aufmerkſamkeiten erwieſen haben. Meine älteſte Tochter war bei mir, und, ſtatt ſich zu verbergen, war ſie erfreut, daß die Befehle auch gegen ſie gerichtet waren. Eine Tante meines Mannes, für welche ich letzten ganzen Winter von ihm getrennt lebte, hat mich hierher begleitet.

„Als Herr Aulagnier, (ſo heißt der Commiſſär) mich fragte, wohin ich in dieſer Stadt gehen wolle, habe ich erklärt, daß ich mich unter den Schutz der Municipalität ſtellen und auf das Departement gehen wolle. Denn dieſem allein komme es in Puy zu, Befehle nach Chavaniac, meinem Aufenthaltsorte, zu erlaſſen, da dieſes im District von Brioude, Canton Paullaguet, liege. Was ich vor dem Departement geſagt habe, und was zwiſchen dieſem und dem Commiſſär, der mich verhaftet hat, ausgemacht worden iſt, findet ſich in dem Protocolle, in welchem ich dem

Departement meine Wünſche und meine Forderungen ausgeſprochen habe. Meine Tante wollte haben, daß ich, nach ſo vielen Stößen, die meine Geſundheit erlitten, von den Strapazen der Reiſe ſprechen ſolle; ich wollte aber keine Ausflüchte machen, da ich ſo gute Gründe habe, nicht nach Paris zu gehen. Ich wollte von den Gefahren ſprechen, die die Ereigniſſe des 2. September in Paris befürchten ließen; als ich aber ſah, daß der Brief des Herrn Roland von demſelben Tage datirt war, wollte ich ihm Bemerkungen erſparen, die ihm peinlich geweſen ſeyn würden; denn ich will mich nicht an ihn wenden, aber ich will ihm auch keine Beleidigungen ſagen. Ich habe mich darauf beſchränkt, den Mitgliedern des Departements zu ſagen, daß es, da ich unter ihrem Schutze wäre, ihre Pflicht ſei, die Gefahren zu erkennen und zu verhüten, die ich zu befürchten habe; ſie werden in Uebereinſtimmung mit Herrn Aulagnier berichten, und ich vertraue mich ihrer Klugheit an.

„Wie die Antwort ausfallen wird, weiß ich nicht. Iſt dieſelbe von der Gerechtigkeit eingegeben, ſo iſt offenbar, daß man mir meine unbedingte Freiheit wiedergeben wird. Geht es nach dem Wunſche meines Herzens, ſo wird man mir erlauben, mich mit

meinem Gemahl zu vereinigen, der mich nach England bestellt, damit wir, sowie er seine Freiheit wieder erlangt hat, nach America gehen können. Will man mich aber in Banden behalten, so würde es meine Gefangenschaft sehr versüßen, wenn man mir erlauben wollte, dieselbe in Chavaniac auszuhalten, auf mein Wort und die Verantwortlichkeit der Municipalität meines Aufenthaltsortes.

„Wollen Sie mir behülflich seyn, so werden Sie ein gutes Werk thun, indem Sie das Schicksal einer Person erleichtern, die ungerecht verfolgt ist, und die, wie Sie wissen, weder Mittel, noch Willen hat, zu schaden.

„Ich würde Ihnen gern hierfür verpflichtet werden."

Noailles Lafayette.

An denselben.

Puy, Donnerstag Abends, den 4. October, den Tag vor meiner Abreise nach Chavaniac.

„Ich hätte Ihnen nicht mehr schreiben sollen, mein Herr, nach dem Gebrauche, den Sie von meinem Briefe gemacht haben. Aber das widerstrebende Gefühl, welches sowohl durch meine ungerechte Gefangenschaft, als auch durch die harte Nothwendig-

keit, mich an die Feinde deſſen zu wenden, den ich liebe, in meiner Seele entſtanden iſt, und ſelbſt das Gefühl, das durch die wiederholten Verläumdungen, die Herr Roland gegen mich gerichtet hat, in meinem Inneren hat erregt werden müſſen, iſt ſeit den Nachrichten von geſtern durch ein Gefühl der Unruhe und des tiefſten Schmerzes überwogen worden, den ich über die unglückſelige Gefangenſchaft deſſen empfinde, der die Freiheit mehr verdient, als ich, weil er weit mehr, als ich, für die Freiheit ſeiner Mitbürger gethan hat.

„Erwarten Sie nicht, in meinen Ausdrücken Bitterkeit zu finden, oder den Stolz der unterdrückten Unſchuld; ich werde für meine Sache ſprechen, mit dem Verlangen, dieſelbe zu gewinnen. Ich habe ſchon an Herrn Roland geſchrieben. In Ihrer Zeitung, in welcher allein ich Nachrichten über meinen Mann finde, habe ich geleſen, daß man ihn von Maubourg und Büreau de Puzy getrennt und nach Spandau gebracht hat. Sein Unglück, ſeine ſchwankende Geſundheit, Alles, was ich fürchte, Alles, was ich nicht weiß, alle dieſe Leiden zuſammengenommen, vermag ich, fern von ihm, nicht zu ertragen. Wenn ich bedenke, welchen Gewinn das Vaterland von den Qualen meines Herzens haben kann, ſo kann ich nicht glauben, daß

man fortfahren wird, mich unter den ſchwerſten Ketten zu halten, nämlich unter meinem Worte, das ich vielleicht zu leichtſinnig gegeben habe, das aber der Preis der Erleichterung iſt, die man meinem Gefängniſſe zugeſteht, und unter der Furcht, die verantwortlichen Behörden bloßzuſtellen, einem Bande, das mir nicht minder heilig iſt. In der That, mein Herr, man legt meiner Perſon zu viel und einer Bedrückung zu wenig Gewicht bei, wenn man mich noch länger gefangen hält.

„Nach Allem, was Ihr Einfluß bewirkt hat, nach Allem, was Sie ſeit einiger Zeit gegen eine mörderiſche Partei zu unternehmen wagen, kann ich nicht glauben, daß Sie von der Comité die Widerrufung ihres Beſchluſſes nicht bewirken wollen oder können. Dieſer Beſchluß war zu einer Zeit gefaßt, da die Comitee befürchtete, daß das Anſehen Lafayettes noch einige Bürger in ihrer Treue gegen die Conſtitution erhalten könne; ich kann nicht glauben, daß Sie nicht bewirken werden, daß der Befehl des Herrn Roland, der ſich auf dieſen Beſchluß ſtützt, gleichfalls widerrufen, und daß mir meine gänzliche Freiheit wiedergegeben werde. Es iſt unmöglich, daß eine Beſcheinigung, welche die Gefangenſchaft Lafayettes bezeugt,

weil er ſich der Sache der Freiheit gewidmet hat, der Frau Lafayettes nicht dieſelben Vortheile gewähren ſollte, als die Frau eines Künſtlers von einer Beſcheinigung haben würde, die dem Manne derſelben bezeugt, daß er ſeiner Kunſt wegen eine Reiſe mache. Ich will nicht davon ſprechen, daß es überhaupt eine Barbarei iſt, Frauen als Geißeln zu behalten; aber ich kann verſichern, daß er durchaus unfähig iſt, einer Sache zu ſchaden, oder förderlich zu ſeyn; ſoll ich es wiederholen, ſo weit mußte man ihn bringen, damit er der Sache der Freiheit nicht mehr diente!

„Ich geſtehe, mein Herr, daß ich nie werde glauben können, daß derjenige, der ſeit ſo vielen Jahren für die Aufhebung der Sclaverei der Schwarzen geſprochen hat, ſich weigern könne, ſeine Beredſamkeit anzuwenden, und eine Frau aus der Sclaverei zu befreien, die keine andere Freiheit will, als ſich in die Mauern, oder wenigſtens um die Mauern der Citadelle von Spandau einſchließen zu laſſen. Herr Roland verſichert mir, er ſei überzeugt, daß ich weder ſchaden könne, noch wolle; dann muß er mich in Freiheit ſetzen; denn nach den Grundſätzen, die er ſelbſt ausgeſprochen hat, muß man Allen Gutes thun, und ſo wenig Böſes, als möglich. Meine Freiheit würde Niemandem Leiden zufügen. Laſſen Sie die fremden Feinde ihren Haß gegen einen reinen Freund der Freiheit ſättigen; vereinigen Sie ſich nicht mit ihnen, um das zu verfolgen, was ihm theuer iſt, und

zeigen Sie ihnen, daß in unserem Lande muthige Vertreter des Volkes sind, welche unnütze Verbrechen verabscheuen, und der Unschuld helfen, zum Wenigsten, wenn dieselbe schwach ist und duldet.

„Ich darf auf diesen Brief eine schleunige Antwort erwarten. Derselbe kann Ihnen ein Beweis seyn, daß ich sehr unglücklich bin; aber kein Ausdruck kann den Zustand meines Herzens schildern, noch den Dank, den ich gegen meine Befreier fühlen würde, wie groß auch die Leiden seyn mögen, die sie mir bisher verursacht haben."

Noailles = Lafayette.

Lafayette war unterdessen der Gegenstand der wärmsten Theilnahme und der lebhaftesten Klagen in beiden Welten. Die patriotischen Journale von Deutschland, England, America waren voll von seinem Namen. Der Präsident der vereinigten Staaten, Washington, schickte einen Gesandten nach Berlin, und schrieb eigenhändig an den Kaiser von Oesterreich. Im Englischen Parlament wurden durch den General Fitz-Patrik zwei besondere Motionen zu Gunsten der Gefangenen der Coalition gemacht.

Das siegreiche Frankreich beschäftigte sich endlich mit den Gefangenen von Ollmütz. Das Directorium befahl seinen Bevollmächtigten, den Generalen Bonaparte und Clarke, vor der Unterzeichnung des Friedens die Auslieferung von Lafayette, Latour-Maubourg und Büreau de Puzy zu verlangen. Diese Unterhandlung dauerte fünf Monate, und Napoleon hat oft erklärt, daß unter allen seinen Unterhandlungen mit fremden Mächten dieses die schwierigste gewesen sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

November 1832.

1.

England seit dem Juni 1830.

(Aus dem Annual Retrospect of public affairs for 1831.)

Zusammentritt des Parlaments. — Standpunct der Parteien im Inlande und Auslande. — Thronrede des Königs. — Discussionen über die Civilliste. — Ministerwechsel.

Die Zusammenkunft eines Parlaments in England ist stets ein Gegenstand von Wichtigkeit; aber die Zusammenkunft eines neuen Parlaments in einer neuen Regierung und in einem neuen plötzlich entstandenen Zustande Europas, mit neuen Bestrebungen und neuen handelnden Männern, mußte natürlich ein außerordentliches Interesse und eine besondere Aufmerksamkeit erregen. Die öffentliche Meinung wird zwar in diesem Lande keineswegs von dem Parlamente beherrscht, ja sie steht ebenso oft mit dem letztern in Widerspruch, als in Einklang; allein eine Versammlung von Männern aus allen Theilen des Landes, welche den Gang der politischen Ereignisse sich zu ihrem Studium machen, die mit der Wichtigkeit, wel-

che ihnen entweder ihr Reichthum oder ihr Rang in ihrer Heimath giebt, das Haus betreten; welche für tüchtige gute Berather in Staatsangelegenheiten gehalten werden, weil sie selbst bei dem Wohlstande des Landes stark interessirt sind, und die, mag es um ihre Erfahrung und Intelligenz stehen, wie es will, zum mindesten die Macht besitzen, ihre vereinigten Ansichsichten zu Gesetzen zu erheben, eine Versammlung dieser Art vermag schon an und für sich der höhern und niedern Volksclasse eine bestimmte Richtung zu geben. Was eine solche Versammlung einstimmig oder durch die Mehrheit beschließt, gilt für die Sentenz eines Gerichtshofs, gegen welche kein wirksames Rechtsmittel Statt findet. Die Reden, welche dort gehalten werden, entheben den Gemächlichen der Sorge prüfender Nachforschung, sie ersparen dem Mißtrauischen seine Angst und seine Bedenklichkeiten und benehmen dem Egoisten den gefährlichen Irrthum, daß man einen jeden Gegenstand von der Schattenseite besehen müsse. Die im Parlament ausgesprochenen Grundsätze erscheinen wie ein Panier. Unter demselben mögen sich nun nach Gefallen die verschiedenen politischen Parteien versammeln, oder es mag der schwächste die versammelten Kräfte von dem unstäten Kriegsdienste hin-

weglocken und einen gemeinschaftlichen Angriff gegen dieses Panier versuchen. Die Meinungen und Gedanken eines Einzelnen, dem in einer Privatgesellschaft kaum Jemand mit Geduld zuhören würde, welche in einem Club oder in einem Weinhause sich nicht einmal bemerklich machen würden, erhalten eine ganz besondere Wichtigkeit, sobald sie von der Menge unterstützt werden und von derselben, wie ein Echo, zurückschallen, von der Menge, welche allein im Stande ist, ihnen Ansehen und Gewicht zu verschaffen. Denn die übereinstimmende Ansicht Mehrerer übt schon, abgesehen von ihrer Haltbarkeit, an und für sich auf den Menschen eine Kraft aus, welche beinah Ueberzeugung in ihm erweckt. Es ist wie mit den Sonnenstrahlen an einem Wintertage, deren Einzelwirkung man kaum fühlt, die aber, wenn man sie in einem Brennglase auffängt, einen Diamanten zu vernichten im Stande sind. Es ist einerlei, welche Zahl den Anfang macht, wenn nur überhaupt ein Zähler vorhanden ist. Die Masse der angehängten Nullen giebt schon eine hübsche Summe.

Die Lage Europas und unserer befreundeten Staaten, worüber man Aufschlüsse erwartet; der Zustand der Parteien im Inlande, von welchem man seit

der letzten Berufung an das Volk durch neue Wahlen keine Musterung machen ließ, die neuen Anträge, welche die Regierung nothwendiger Weise stellen muß, sowie diejenigen, welche einige ihrer Anhänger hoffen, geben der ersten Sitzung einer in einer so wichtigen Periode zusammengetretenen und mit einer so außerordentlichen Machtvollkommenheit begabten Versammlung einen ungewöhnlichen Grad von Wichtigkeit.

Wohl zu keiner Zeit, nicht einmal in den Anfangsepochen der ersten Französischen Revolution, hatten die politischen Ereignisse im Europäischen Staatenverein einen der bestehenden Ordnung der Dinge und den vorhandenen Machtinhabern gefährlichen Standpunct erhalten. Alle Monarchen des Continents waren durch die Furcht vor Veränderungen, wenn nicht durch schon eingetretene Veränderungen beunruhigt. Die arbeitende Classe der Staatsgesellschaft schien überall ein gewisses Mißbehagen mit ihrer Lage zu fühlen und die obern Classen, die Aristocraten durch Rang oder Geld, als ihre natürlichen Feinde anzusehen. Die Neuerungen im Fabrikwesen durch Einführung von Maschinen brachten eine Menge von Menschen außer Arbeit. Die hieraus entstandene Schwierigkeit, Erwerb oder auch nur die nöthigen Unter-

haltsmittel zu finden, reizte die niedere Volksclasse zur größten Erbitterung, so daß sie mit einer Art eines neuen Sclavenkrieges drohten, einem Kriege der Vermögenslosigkeit gegen den Besitz, der vergebens angebotenen Arbeit gegen den aufgehäuften Reichthum, der vor Hunger sterbenden Manufacturarbeiter und Künstler gegen die mit Glücksgütern ausgestatteten Bürger oder gut bezahlten Staatsdiener. Ueberall war der Gewerbsfleiß ins Stocken gerathen, überall lag der Handel danieder. Die Pfeiler des Privateigenthums und der öffentlichen Ordnung wankten bei dem blinden Andrange einer unaufhaltbaren Volksmasse, welche das staatliche Gebäude zu zertrümmern drohte, „damit es nicht ihren Feinden zum Spott diene", ohne zu bedenken, daß sie selbst als erstes Opfer fallen werde.

Diese Unzufriedenheit und Erbitterung erhielt durch die Ereignisse in Frankreich eine politische Richtung, und was zu einer andern Zeit nur ein Auflauf gegen Kornwucherer oder ein Ausbruch der Volksrache gegen den oder jenen Monopolisten gewesen seyn würde, wurde jetzt als der Anfang eines Aufstandes gegen die Regierung betrachtet. Ein gleicher Schreck verbreitete sich über Deutschland, Italien, die Preußi-

schen Rheinprovinzen und die Spanische Halbinsel. Die Schweiz, sonst ruhig und regungslos, blickte von ihren bergigen Höhen zwar frei, aber nicht ohne Besorgniß in die Flammen, welche von politischen Vulcanen rings umher aufloderten. Die Revolution konnte keine besseren Werkzeuge finden, als eine fast verhungerte, arbeitslose und in Manufacturstädten zusammengedrängte Bevölkerung, welche mit dem Maß ihrer Stärke und der Ursache ihres Elends unbekannt war. In allen Zeiten hat eine solche Volksmasse die Elemente zu dem Staatsumsturz, einen reichen Vorrath unglückseliger Demagogen, die bande noire der Civilanarchie in sich enthalten.

Obschon nun das Continent überhaupt an einem solchen Zustand litt, so haben doch die Grundsätze, welche unter der Masse sich entwickelten, sich nirgends anders verwirklicht, als in Frankreich und den Niederlanden, wo sie bereits eine Revolution hervorgerufen hatten. In Frankreich schien die Regierung für einige Zeit alles Ansehen verloren zu haben und die Versammlung der Stände ein Werkzeug der Volkshefe in Paris zu seyn. Der König, das Ministerium, die Kammern und die obern Volksclassen wünschten die Todesstrafe gegen die Exminister, gegen

welche die Unterſuchung bald eingeleitet werden ſollte, zu verhindern, im Fall ſie für ſchuldig erachtet werden ſollten, weil ſie das Blutvergießen verhüten, weil ſie Europa einen Beweis des Contraſtes zwiſchen der gegenwärtigen und frühern Revolution geben, und den Character von Edelmuth und Menſchlichkeit bewahren wollten, welchen das Pariſer Volk angenommen hatte, indem es mitten in den Kämpfen der letzten Woche des Juli das Leben ſeiner Gegner geſchont hatte. Es mag in dieſem milden Benehmen wohl einige Heuchelei geweſen ſeyn, und das Streben, Milde zu zeigen, that ſich auf eine theatraliſche Art kund. Ein Geſetzesentwurf zu Abſchaffung der Todesſtrafe, den man ein Jahr vorher kaum der Beachtung werth gehalten hätte, wurde jetzt von den Kammern mit Enthuſiasmus aufgenommen, und man nahm um ſo mehr auf Beſchleunigung Bedacht, als man eine Gelegenheit, ſich den Staatsgefangenen gegenüber großmüthig zu zeigen, vor Augen ſah. Die Kammer der Deputirten trug kein Bedenken, den Vorſchlag anzunehmen; weil aber die Zeit zu kurz war, ihn zum Geſetz zu erheben, ſannen ſich die Verfechter der fraglichen Propoſition einen Plan aus, bei deſſen Durchſetzung ſie derſelben die volle Gültigkeit eines

Gesetzes, ohne des Königs gewöhnliche Sanction und ohne Verletzung des gesetzlichen Characters der Pairs, zu verschaffen gedachten. Die Sache wurde geschickt eingeleitet. Nach vielfachen Selbstbeglückwünschungen und nachdem die Begeisterung für großmüthige Handlungen erweckt worden war, hielt die Kammer zum ersten Mal eine nächtliche Sitzung, und votirte darin eine Adresse an den König, worin sie ihn bat, bei einem so ruhmwürdigen Vorhaben die Initiative zu ergreifen. Se. Majestät, dessen Vater unter der Schreckensregierung auf dem Schaffot gelitten hatte und welcher eifrig darauf bedacht war, seiner Regierung den Glanz der Milde und Gnade zu verschaffen, der noch dazu mit einigen der Exministers in vertrautem Umgang gelebt hatte und nicht ohne Kummer an den Anblick ihrer Hinrichtung denken konnte, während er zugleich voraussah, daß, wenn das „Schuldig" über sie ausgesprochen werden würde, er von der Prärogative der Begnadigung füglich nicht mehr Gebrauch machen könne, ohne den Schein, ihre Verbrechen beschönigen zu wollen, gegen sich zu lenken, nahm den Vorschlag in aller Hast und mit dem Ausdruck seines eigenen persönlichen Gefühls an. So waren die Kammern, die Minister und der König im Voraus für den An-

schlag zur Rettung der letzten Diener Carl X. gewonnen, mochte nun das Ergebniß ihrer Untersuchung ausfallen, wie es wollte, und so lange als diese Autoritäten bestanden, mußte der Ausdruck der Gefühle und des Mitleids derselben als ein Gesetz erscheinen.

Die Unruhstifter im Volke dagegen wußten, daß das Volk nach Rache dürstete, und fanden leicht Mittel, die constituirten Machtinhaber wegen dieser affectirten Milde zur Verantwortung zu ziehen. Sie brauchten nur den Argwohn der Menge gegen sie zu richten. Sie zeigten der Letztern die Falle, welche man ihrer Menschlichkeit gestellt habe, und entdeckten den Plan, welchen man ersonnen, um sie, vermöge einer anticipirten Begnadigung, um ein blutiges Schauspiel zu betrügen, welches sie als den Preis für die der Freiheit gebrachten Opfer erwartet hätten. Sie stellten das Verfahren der Regierung als eine Justizverweigerung dar. Aus einem schändlichen Beweggrunde habe man dasselbe gewählt. Man wolle die Feinde der Freiheit sich erhalten für künftige Angriffe auf die Regierungsrechte, mit einem Worte, das alte régime zurückrufen, und die Kämpfer „der großen Woche" verrathen. Ihre Bemühungen glückten

in vollem Umfange bei einer so stürmischen und ungezügelten Nation, welche ihre Stärke beim Umsturz schon einer Dynastie kennen gelernt hatte, und jetzt der Ansicht war, daß sie die andere Dynastie, das Werk ihrer eigenen Hände, controlliren müsse. Die executive sowohl, als legislative Gewalt kam auf diese Weise in ein gefährliches Dilemma. Sollte sie auf das Geschrei des Volks, welches die Gerechtigkeit für sich zu haben schien, nicht hören, oder sollte sie auf das Gebot des Pöbels ihre prahlerische Menschlichkeit aufgeben? Am 17. und 18. October rotteten sich Volkshaufen um das Schloß zusammen, die Nationalgarde wurde in großer Anzahl aufgeboten, die Linientruppen wurden zur Hülfe gerufen, und Paris war zwei Tage lang in einem unruhigen Zustande. Der König und das Gouvernement, deren Macht in dieser Zeit im Heimfall begriffen war, konnten einzig und allein an die Nationalgarde appelliren, welche in gleicher Weise, wie der Pöbel, dem Vorschlag der Gnadenausübung abhold war. Der König sah sich daher genöthigt, in gewisser Beziehung dem Pöbel nachzugeben. Denn er gestattete dem Präfecten der Seine, dem Volke zu versichern, daß nach dem Gesetze verfahren werden solle, ungeachtet des „un-

zeitigen" Gesetzesvorschlags hinsichtlich der Capitalstrafen.

So erreichte der Volkshaufe seinen Zweck, und der König konnte nicht umhin, seinen theuern Cameraden der Nationalgarde seinen Dank darüber zu erkennen zu geben, daß sie sein Schloß und die Hauptstadt vor der Wuth des Pöbels geschützt hätten. Von dieser Zeit an bis zu Ausgang des Monats war Frankreich eigentlich ganz ohne Regierung.

Eine Meinungsverschiedenheit über die Art und Weise, wie diese Aufläufe gestillt werden mußten, riß den schon vorhandenen Bruch im Cabinet noch weiter auseinander, und den bekannten Streit über die Präsidentschaft, oder den Streit über die Systeme hervor, wodurch die Auflösung des Ministeriums herbeigeführt wurde. Die ebenerwähnte Proclamation des Seinepräfecten war auf der einen Seite ein Angriff gegen die Kammer der Deputirten, welche die „unzeitige" Adresse votirt, und auf der andern Seite ein Angriff gegen das Ministerium, welches auf dieselbe im Namen des Königs geantwortet hatte. Der Minister des Innern erblickte darin eine Verletzung seiner Autorität, eine Billigung des Aufstandes, welchen jener Beamte, seiner obhabenden Pflicht gemäß,

hätte unterdrücken ſollen, und eine Verſchmähung des einzigen Mittels zu Aufrechthaltung der Ordnung, nämlich der der innigen Vereinigung der Staatsautoritäten. Er beſtand natürlicher Weiſe auf Entlaſſung des Präfecten; aber unter ſeinen eigenen Collegen fand er Vertheidiger des Letztern, welche ein größeres Gewicht, als er beſaßen. Herr Dupont de l'Eure, der Siegelbewahrer, unterſtützte die Sache des Präfecten, und war für den Fall der Abſetzung deſſelben entſchieden, um ſeine eigene Entlaſſung nachzuſuchen. Der Streitpunct hatte ſich ſonach geändert; denn jetzt lag die Frage vor, ob der König auf die Seite des Juſtizminiſters, welcher ein Freund des angeblich ſtraffälligen Beamten war, treten ſollte, oder auf die Seite des Miniſters des Innern, welcher um ſeine Entlaſſung nachſuchen wollte. Des Erſteren Einfluß auf das Volk, unterſtützt durch den Einfluß Lafayettes, und im Nothfall durch die Bajonette der Nationalgarde — denn dieſer alte General drohte, ſeine Oberbefehlshaberſtelle niederzulegen, wenn ſein Freund Dupont ſeine Stelle nicht behielte — ließ über die Beantwortung dieſer Frage für den Augenblick gar keinen Zweifel übrig. Die Abdankung von Herrn Guizot wurde angenommen, und der Herzog von

Broglie, welcher seine Ansichten theilte, verlangte auch, den Austritt aus dem Cabinet mit ihm zu theilen. Nachdem auf diese Weise das Volksgeschrei einen Bruch im Cabinet bewirkt hatte, mußte dem Feinde der Eingang gestattet werden, und der Kampf über den endlichen Besitz der Macht, oder über das künftige oberste Regierungsprincip nahm seinen Anfang.

Als das erste Ministerium des neuen Königs gebildet wurde, schien es nothwendig, verschiedene Parteien in dasselbe aufzunehmen, die zwar insgesammt zur Vertreibung der Bourbonischen Dynastie mitgewirkt, und folglich einiges Recht sich erworben hatten, hinsichtlich der Verfügung über die abgekämpfte Staatsgewalt zu Rathe gezogen zu werden, die jedoch über das System der neuen Regierung, wie solches die neue Ordnung der Dinge am besten sichern, und die gerechten Erwartungen des Volks befriedigen möchte, in Widerspruch wären. Die Einen hingen fest an der alten Charte, sie wollten die Fluth revolutionärer Umtriebe gehemmt, an das Rad der Neuerungssucht einen Hemmschuh befestigt, die Macht der Monarchie aufrecht erhalten, und den freien Spielraum der Presse beengt haben. Sie waren für erbliche Pairs, für ein Wahlgesetz, wobei auf den Ei-

genthumsbesitz volles Gewicht gelegt werde, für Beibehaltung des jetzigen Personals in den Gerichtshöfen, und für ein System der Departementalverwaltung in ähnlicher Weise, als es Minister Martignac vorgeschlagen habe. Mit einem Worte, ihre Absicht ging dahin, die Früchte der Revolution sogleich zu ernten, in so weit, als dieß schon der Wechsel der Dynastie gestattete, und das Reifwerden anderer Früchte zu erwarten. Ihre Gegner gingen freilich von gewaltsameren Grundsätzen aus, und machten die übertriebensten Forderungen. Nach ihnen sollte Alles neu werden. Die Volkssouveränetät nahmen sie in dem Sinne, als ob sie die Souveränetät derjenigen Classe von Menschen sei, welche den Julisieg erfochten habe. Sie verlangten volksthümlichere Einrichtungen, eine fast unbeschränkte Theilnahme an den Wahlen, Pairs nur auf Lebenszeit, ein mehr democratisches Municipalgesetz, in kurzen Worten eine Republik mit einem erblichen Präsidenten. Mußte nun die erstere Partei ihre Absichten auf Macht aufgeben, und konnte die letztere durchdringen, so lag es auf der Hand, daß das Cabinet einen etwas mehr populären Weg einschlagen mußte. Die lang erwartete Veränderung mußte endlich wegen der Drohungen des Volks Statt

finden, welches die Entlassung der Minister nicht weniger, als die Hinrichtung der Staatsgefangenen forderte; aber die Schwierigkeit bestand darin, die richtige Farbe für das neue Ministerium, und Personen zu finden, welche Kraft ihres Einflusses und Charakters den Bestand desselben zu verbürgen geeignet waren. Zwei Minister waren ausgetreten, und es blieb daher eine hinlängliche Anzahl übrig, welche bei vorausgesetzter Uebereinstimmung in ihren Ansichten, das Cabinet durch sich zu reorganisiren, füglich im Stande gewesen wären. Man beschloß aber, einen neuen Präsidenten des geheimen Conseils, oder einen Premierminister zu ernennen, und die Wahl schwankte zwischen den beiden Banquiers, Lafitte und Casimir Perrier, wovon der Letztere, obschon liberal, dennoch weniger der Partei der Bewegung anhing, als der Erstere. Unter den Fahnen eines Jeden versammelten sich zahlreiche Freunde von Einfluß, welche die Regierungssysteme, oder die getheilten Ansichten unter der Nation und in den Kammern vertraten. Der Kampf zwischen diesen Parteien, bei welchen auf der einen Seite Dupont de l'Eure, Marschall Gérard und Sebastiani, auf der andern Seite Casimir Perrier, Baron Louis, Molé und Dupin als Vorkämpfer stan-

den, dauerte vom 20. October bis zum 2. November. An jedem Tage wurden Versammlungen gehalten und neue Projecte in Berathung gezogen, während die gesammte Staatsgewalt in einer Lethargie begriffen war. Endlich gewann die Partei der Bewegung die Oberhand, und es wurde ein Ministerium aus folgenden Mitgliedern gebildet: Lafitte wurde zum Premier- und Finanzminister, der Marschall Maison zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Montalivet zum Minister des Innern, Gérard zum Kriegs-, Dupon de l'Eure zum Justizminister, und Merithou zum Minister des öffentlichen Cultus ernannt. Die Mitglieder des bisherigen Cabinets, welche keinen ausschließlich angewiesenen Geschäftskreis hatten, traten aus dem Ministerium aus.

Dieses Verfahren galt mit Recht für einen der wichtigsten Schritte, welchen man seit der Revolution gethan hatte, denn es sprach sich darin in der That die Entscheidung aus, daß die Politik der reformistischen Partei ihren Fortgang nehmen solle. Sämmtliche Pariser Pressen, mit wenigen Ausnahmen, die auf die Revolution als ihr eigenes Werk zurückblickten, billigten dieses Verfahren, und bezeugten ihren Beifall darüber. Der König schien gar

keine Wahl weder für die eine, noch für die andere Partei zu haben. Er ordnete nur das Spiel seines Staatsraths, wie der Marqueur an einer Billardtafel, ohne selbst an dem Spiel Theil zu nehmen. Man konnte sich leider nicht verhehlen, daß ein so zusammengesetztes Ministerium nur eine schwache Garantie für die Ruhe Frankreichs und Europas gewähren könne, daß es die Geburt des Tumults war, welcher Paris am 17. und 18. October entwürdigte, und daß es zum Vortheil der Revolutionäre ausgehoben worden war, um die überspannten Principien derselben aufrecht zu erhalten. Am wenigsten konnte es dem Englischen Ministerium Vertrauen einflößen, welches zu derselben Zeit, dem Englischen Parlamente einen Bericht über die Lage der fremden befreundeten Staaten abzustatten, aufgefordert worden war.

In den Niederlanden waren damals, nämlich im Monat October, drei Regierungen, von denen eine jede die Unterwerfung Belgiens forderte, die des Königs im Haag, die des Prinzen von Oranien zu Antwerpen, und die de Potters und Compagnie zu Brüssel. Der dem Prinzen von seinem Vater ertheilte Auftrag, welcher auf die Zeit vom 4. bis zum 20. dauerte, hatte keinen andern Erfolg, als daß

ſich derſelbe mit beiden Parteien entzweite. Er hatte den Verſuch gemacht, mit der proviſoriſchen Regierung zu unterhandeln, wurde aber zurückgewieſen. Er hatte das Commando der Belgiſchen Truppen vom König verlangt, und es wurde ihm ſolches verweigert. Eine anſehnliche Anzahl Belgiſcher Räthe blieb bei ihm; bis der ihm ertheilte Auftrag zurückgenommen wurde. Sie hatten ihm die Proclamation vom 16. in den Mund gelegt, in welcher er den Aufſtand genehmigte, die Länder für abgeſchloſſen und getrennt erklärte, ſich den Belgiern als Anführer anbot, und die Diſtricte autoriſirte, Deputirte zum Nationalconvent einzuſenden. In der Proclamation ſagte er: „Ich erkenne euch als eine unabhängige Nation an. In den Provinzen, in welchen ich meine Gewalt ausübe, will ich in keiner Weiſe euere Rechte als Bürger antaſten. Wählet frei, wie eure Landsleute in den übrigen Provinzen, Deputirte zum Nationalcongreß. Ich ſtelle mich ſelbſt an die Spitze der Revolution, die euch auf einen neuen und ſichern Standpunct der Dinge führt, welcher in der Nationalität ſeine Stütze nehmen wird.“ Als dieſe Acte von der königlichen Regierung nicht anerkannt wurde, zogen die Belgiſchen

Räthe von dem Prinzen ihre Hand ab, und kehrten zu ihren Landsleuten zurück. Se. königliche Hoheit selbst nahm von den Einwohnern Antwerpens in einer vom 25. October datirten Adresse Abschied. Er drückte darin sein Bedauern aus, daß es nicht in seiner Macht stände, die Ruhe des Landes wieder herzustellen, zugleich aber auch die Hoffnung, daß er dereinst in ruhigern Zeiten zu ihrem Glück werde beitragen können. In einer Ordonanz vom 20. October hatte Se. Majestät, der König, die dem Prinzen ertheilte Generalvollmacht in so weit zurückgenommen, daß der Sorge desselben nur noch die nördlichen Provinzen und die Provinz Luxemburg anvertraut seyn sollten, und dabei die Festungen Antwerpen, Mästricht und Beuloo (die einzigen Belgischen Städte, in welchen man seine Autorität noch anerkannte) in Belagerungszustand erklärt, auch die Einwohner und Civilbehörden in denselben dem Militärgouvernement unterworfen. So war die Trennung durch die königliche Ordonanz ebenso deutlich ausgesprochen, als in der Proclamation des Prinzen, wenn auch Se. Majestät sich der Worte: „Unabhängigkeit und Nationalität" enthalten, und die Bedingung hinsichtlich der Trennung beigefügt hatte, daß dieselbe nur so

lange bestehen solle, als er, in Vereinigung mit seinen Bundesgenossen, über die Bestimmung der südlichen Provinzen einen Beschluß gefaßt haben würde.

Bei Eröffnung der Versammlung der Generalstaaten aus den nördlichen Provinzen, zwei Tage vor der Publication der gedachten Ordonanz, declarirte Se. Majestät in der Thronrede die Trennung als bereits angenommen, indem er sein Bedauern ausdrückte, daß eine Handvoll Rebellen ein so begünstigtes und liebes Volk von der Krone loszureißen im Stande seyn sollte, und fügte noch hinzu, daß er bei so gestalteten Sachen in die Lage gebracht worden sei, künftig seine Aufmerksamkeit mehr und ausschließlich ihnen widmen, und ihre Kräfte und Mittel einzig und allein zu ihrem Vortheil verwenden zu können. Ein Mitglied aus den südlichen Provinzen erschien in der Versammlung, erhielt jedoch die Bedeutung, daß sein Auftrag seine Endschaft erreicht habe. Se. Majestät spielte nochmals auf die Entscheidung seiner Alliirten über den betreffenden Punct an, mit dem Zusatz: „daß er mit Geduld und Ruhe das Ergebniß derjenigen Maßregeln und das Resultat derjenigen Berathungen abwarten wolle, zu welchen die in den südlichen Provinzen Statt ge-

habten Ereigniſſe in dieſem Augenblick ſeine Alliirten, welche die Garantie ſeines Königreichs auf ſich genommen hätten, veranlaſſen müßten."

So ſtand es bis zum 27. October. Die Trennung der ſüdlichen und nördlichen Provinzen war im Haag ausgeſprochen, und die Unabhängigkeit Belgiens war in Brüſſel proclamirt worden. Den König hatte man in den ſüdlichen Provinzen abgeſetzt. Es blieb jedoch noch eine gute Ausſicht übrig, die nämlich, daß die Schwierigkeiten, mit welchen die Belgier umringt waren, und die Hoffnung, ſich wegen der eingeführten neuen Ordnung der Dinge mit Europa ſchneller ausſöhnen zu können, ſie veranlaſſen würde, die Souverainität ihres Staats auf den Prinzen von Oranien zu übertragen. Dieſe Ausſicht verſchwand mit der Belagerung Antwerpens.

Se. königliche Hoheit, welcher in Belgien nichts mehr zu thun hatte, verließ dieſe Stadt, ungewiß, wohin er ſeine Schritte richten ſollte. Denn in Belgien ſah man ihn als einen Holländer an, und in Holland war er in Gefahr, als ein Belgier beſchimpft zu werden. Im Kampfe begriffen, den er nicht hindern konnte, ohne alle Holländiſche Truppen hinter Mäſtricht zurückzuziehen — ein Vorſchlag,

welchen sein Vater nicht eingehen wollte, und der nach Lage der Sachen, höchst unklug und verwerflich war — verfolgte er die Straße zwischen Macheln und Antwerpen, in deren Mauern die Holländischen Truppen nach dreiwöchentlichem Scharmutziren und immerwährender Veränderung ihrer Stellung hineingetrieben wurden.

Die Bewohner beider Städte faßten bei der Ankunft ihrer Freunde Muth, und nöthigten die Holländer, sich in die Citadelle zurückzuziehen, um einem ähnlichen Schicksal, wie dem der Brüsseler Truppen, zu entgehen. Die Ankunft der Brüsseler Freiwilligen und ihre Aufnahme in der Stadt beschleunigte diesen Schritt. Zwischen dem General Chassé, dem Befehlshaber der Garnison, und den städtischen Behörden kam eine Convention zu Stande, worin zugesichert wurde, daß die Truppen die Einwohner nicht belästigen sollten, vorausgesetzt, daß sie im ungestörten Besitz der Citadelle und des Arsenals blieben. Dieß Versprechen wurde jedoch verletzt. Denn als am 27. Vormittags die Freiwilligen einen Angriff auf das Arsenal versuchten, antwortete der General mit einer wüthenden Kanonade von den Festungswerken und Kriegsschiffen im Flusse, welche

von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr in der Nacht dauerte. Glühende Kugeln und Bomben hagelten in dem Theile der Stadt, welcher dem Arsenal am nächsten lag. An verschiedenen Orten gingen Häuser in Feuer auf. Das Lagerhaus wurde zerstört, 16 Häuser brannten nieder. Die Kanonade wurde in einem Umfang von 30 Meilen gehört, und das Brandzeichen sah man in Brüssel. Der Schaden am Eigenthum war unermeßlich. Dagegen büßten nicht viel Menschen das Leben ein. Die Einwohner flohen nach allen Richtungen aus der Stadt; fremde Schiffe waren in Gefahr; die Stadt gab am folgenden Morgen den Anblick einer großen Ruine, und den Hafenhandel hielt man dergestalt zerstört, daß an eine vollkommene Herstellung desselben nicht zu denken sei. Das Geschrei der Erbitterung und des Abscheus, welches diese Catastrophe erregte, erstickte in den Belgiern den letzten Funken von Ergebenheit und Achtung für das Haus Oranien. Die Herausforderung, welche der General Chassé erhielt, und die, wenn man erwägt, daß nur ein Haufe unregelmäßiger Truppen die Convention gebrochen hatte, in keiner Weise einen Angriff auf die Stadt zu rechtfertigen vermag, wurde über der Größe des von ihm zuge-

fügten Unglücke vergessen. Die Verrätherei der Belgischen Freiwilligen wurde gar nicht in Rücksicht gezogen. Das ganze Verfahren wurde der Holländischen Eifersucht zugeschrieben, der Rachgier des Königs und seinem Wunsche, den Handel Antwerpens zu Gunsten von Amsterdam zu vernichten.

Mit dieser vierten Periode der Insurrection fiel die Zusammenkunft des Parlaments zusammen, einer Periode, in welcher die südlichen Provinzen für unabhängig erklärt worden waren, in welcher die Dynastie nicht allein ausgeschlossen, sondern in welcher auch die Ansprüche des Prinzen von Oranien unter den Ruinen des Arsenals und Lagerhauses zu Antwerpen mit verkohlt waren.

Der Zustand unserer innern Angelegenheiten in diesem Zeitraum war nicht im mindesten beängstigend. Seit dem glücklichen Ausgange der Belgischen und Französischen Revolution hatten Demagogen und Mordbrenner jedes Mittel und jede Gelegenheit benutzt, das Publicum hinsichtlich der Ursache des allgemeinen Elends und insbesondere der die Arbeiter in den Provinzen beunruhigenden Noth irre zu leiten. In der Grafschaft Kent hatten sich zahlreiche Haufen solcher Arbeiter versammelt, um die Agriculturmaschi-

nen zu zertrümmern, Pächter, Gutsbeſitzer und Magiſtratsperſonen zu Erhöhung der Arbeitslöhne zu zwingen, während Brandſtifter Getreideſchober und Meierhöfe anſteckten. Der gröſste Theil der Arbeiter in den ſüdlichen Grafſchaften war durch die Handhabung der Armengeſetze und die Strenge der Armenvögte auf die unterſte Stufe des Jammers und Elends herabgeſunken. Ihre Zahl war herangewachſen, und dabei fehlte es ihnen an Erwerbsmitteln, weßhalb ſie den Kirchſpielen zur Laſt fielen und mehr wie Sclaven, als wie freigeborene Engländer behandelt wurden. Sie ſahen wohl ein, daß ſie in eine ſchlechtere Lage nicht verſetzt werden konnten, und das Geſetz hatte deßhalb bei ihnen ſeine Schrecken verloren. Der Kerker war nicht mehr gefürchtet, und jedes Hinderniß, welches bei Verübung von Greuelthaten und Verbrechen im Wege ſtand, wurde hinweggeräumt. Sie ſahen Reichthümer in großen Maſſen aufgehäuft, die, wie man ihnen begreiflich machte, die Ausbeute ihrer Arbeit ſeien, und deßhalb betrachteten ſie die Reichen als ihre Plünderer. Ihr Lohn war von ihren Brodherren herabgeſetzt worden, die in Ueberfluß zu leben ſchienen. Die Gemeindepatrone, welche ſie von ihren Ländereieinkünften zu erhalten ſchuldig waren, weiger-

ten sich, ihren Forderungen um Unterstützung zu genügen. Das Eigenthum der erstern sahen sie daher als das eines Feindes und das Benehmen des letztern als das eines gefühllosen Tyrannen an. Ohne sich im mindesten Vorwürfe zu machen, zerstörten sie von nun an die Dreschmaschinen, bei deren Gebrauch die Besitzer derselben einen Theil ihrer Arbeit entbehren konnten, und dachten nicht daran, welchen großen Schaden sie zufügten. Sie standen, wenn sie selbst nicht zu Brandstiftern wurden, bei dem Feuer, und weigerten sich, dasselbe zu löschen. Als Müssiggänger konnten sie zu Hause nicht bestehen, und der Mangel, sowie das Bedürfniß nach Erleichterung ihrer Lage, trieb sie aus ihrer Heimath heraus. Sie wanderten in großen Massen aus, jagten den Landbewohnern Schrecken ein, zerstörten das Eigenthum, erhoben Contributionen und bedrohten ganze Districte mit Plünderung und Vernichtung. Dieses Uebel, welches zuerst in Kent seinen Ursprung nahm, verbreitete sich in den benachbarten Grafschaften und dehnte sich, wie wir später sehen werden, über den größten Theil von Südengland aus. In den Manufacturdistricten hatte der Handel sich wieder etwas emporgeschwungen, und die Handarbeiter hatten, wenn sie auch nur einen mäßi-

gen Lohn erhielten, doch eine stäte und beständige Beschäftigung.

Irland hatte einen seiner periodischen Anfälle von Unruhe, nicht wegen der Unterdrückung der Katholiken, nicht wegen Mangel und Hungersnoth, oder neuer Steuern, nicht wegen der drückenden Last des Zehnten, oder der Anstrengungen des Capitän Rock, sondern wegen der Union mit Großbritannien, welche doch so wesentlich zur Wohlfahrt des Reichs und segensreich für den wenigst begüterten Theil der Nation ist(?). Diese Schwesterinsel, welche sich in den Sinn gesetzt hatte, eines Theils unsere nahe Verwandtschaft und anderes Theils unsere getrennte Identität niemals aus unserm Gedächtnisse entschwinden zu lassen, war nach dem Beispiel Belgiens darauf verfallen, daß sie bei einer getrennten Verwaltung und eigenen Legislatur sich besser befinden würde. Sie hielt daher Zusammenkünfte, suchte Clubs zu vereinigen, um eine Auflösung der Union zu befördern. Der leitende Geist dieser neuen Bewegung war Herr O' Connell. Die Hauptclasse, welcher er sein Blendwerk vorhielt, bestand aus den Priestern und den Einwohnern von Dublin. Die erstern glaubten, daß bei einer Trennung die Einkünfte der bestehenden Kirche

in ihre Tasche fallen würden, und die letztern, daß der Adel Dublin, wo das Parlament und die Regierung ihren Sitz nehmen würden, nothwendiger Weise als seinen Aufenthaltsort wählen, und sie hierdurch Nutzen ziehen würden. Die Gegner dieser Anzettler nebst ihrem Gefolge waren alle Reiche, Begüterte und Angesehene Irlands.

Der Stand der politischen Parteien, bei Eröffnung des neuen Parlaments ist nicht leicht zu beschreiben. Die Beseitigung der katholischen Frage von Seiten des Ministeriums und unter Beitritt der Whigs, ungeachtet der widerstreitenden Ansichten und der mehrfachen Vorstellungen des größten Theils der Tories, welche dieselben gewöhnlich unterstützt hatten, hatte den vorigen Standpunct der Parteien verrückt und aus den zerstreuten Trümmern derselben hatten sich noch keine neuen Verbindungen gebildet. Die Tories konnten nicht so schnell wieder um die Regierung zusammengezogen werden, wie bei frühern leichteren und vorübergehenden Entfremdungen. Der Stolz mehrerer war dadurch verwundet worden, daß sie von den Anführern verlassen wurden, das öffentliche Vertrauen gemißbraucht und das Geheimniß der beachsichtigten Reform so lange bei sich bewahrt hatten, bis die Mini-

ſter das Gefecht eröffneten. Die gewöhnlichen Verbindungen Anderer wurden auseinandergetrieben, als man die Segel der Intoleranz ſtreichen ließ, die ſo lange über ihren Häuptern in der Geſtalt parlamentariſcher Majoritäten und Parteifeſtivitäten geweht hatten. Vielleicht war auch ein großer Theil unter ihnen, diejenigen nämlich, welche einen hellern Blick auf die Verhältniſſe warfen, in Beſorgniß wegen gewiſſer gefährlicher Zugeſtändniſſe, die ſie der Furcht oder dem augenſcheinlichen Verlaſſen angenommener Principien, das letztere aber dem aus Selbſtſucht hervorgegangenen förmlichen Abfall zuſchrieben. Es war vorauszuſehen, daß dieſe Partei ihre feindlichen Geſinnungen gegen die Miniſter beibehalten würde, welche durch ihre frühern Streitigkeiten hervorgerufen worden waren. Einige von ihnen hatten ſich der Sache des Volks mehr genähert, und andere hatten ſich ſogar bereits ſchon für die Reform erklärt, und zwar in Folge des von der Regierung gegen ſie beobachteten Verfahrens, und weil das Parlament zu Maßregeln gegriffen hatte, die ſie für verderblich halten mußten.

Als ſie nun vollends ſahen, wie das Haus der Gemeinen ſich bei dieſer Gelegenheit benahm, wurden ſie in ihren neu angenommenen Grundſätzen noch

mehr befestigt, und waren mit einem großen Theile des Volks gleicher Gesinnung. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß, wenn die fraglichen Maßregeln weniger zweckmäßig gewesen wären und weniger Aufklärung durch wiederholte Discussionen erhalten hätten, die in Anwendung gebrachte kühne Kriegslist und das früher beobachtete tiefe Stillschweigen, welches mit dem offenen Gange einer Repräsentativverfassung so unvereinbar ist, sodann endlich die auf das Gebot eines Ministers urplötzlich erfolgte Umwandlung der Minorität zur Majorität, als der gefährlichste und schimpflichste Weg, den man je in der Gesetzgebung betreten, sich dargestellt und folglich den genügendsten Beweis für den Vorfall der Repräsentativverfassung geliefert haben würden.

Auf der andern Seite waren die Minister derjenigen Partei, welche die Bill wegen der Katholiken unterstützt hatte, in der Folge mit zu viel Kälte und Mißtrauen entgegengetreten, als daß diese ihnen treu verbunden bleiben konnten. Die Whigs hatten ihnen stillschweigend gestattet, vorzuschreiten; sie hatten erwartet, zum Beistand aufgefordert zu werden; sie hatten noch bei Lebzeiten des vorigen Königs auf einen Versuch der Verschmelzung gehofft, ohne viel auf

das Gelingen zu rechnen, weil der Widerwille des Monarchen gegen ihre Führer zu bekannt war. Die neue Regierung, unter welcher diese Vorurtheile verschwanden, bot eine Gelegenheit zur Vereinigung beider Parteien dar; doch immer zeigte der edle Herzog an der Spitze der Verwaltung nebst seinen Collegen noch kein Verlangen, die Aemter mit ihren Nebenbuhlern zu theilen. Als sie jedoch sahen, daß Sr. Gnaden in der ganzen Machtvollkommenheit verbleiben und das Ruder unter dem jetzigen, wie unter dem vorigen Regenten in der Hand behalten wollte, ohne sich eine Aenderung in dem zeitherigen Systeme und die Einmischung irgend einer Partei gefallen zu lassen, fingen sie an, ihre Mißbilligung laut zu erkennen zu geben. Anzeigen einer thätigern Feindseligkeit thaten sich in den Pamphlets und andern Schriften der Whigs kund, sowie in den Versammlungen während der Wahlperiode, an öffentlichen Orten und bei festlichen und andern Gelegenheiten, wo politische Erörterungen zur Sprache gebracht werden konnten.

Während der allgemeinen Wahl waren die Fragen über Reform, Vereinfachung, Einschränkung und über Verbesserung und Vervollständigung der Gesetze, sowie über Verbesserung des Colonieweſens überall er-

örtert worden, und man hatte ſich der Deputirten volkreicher Diſtricte behufs deren Unterſtützung zu verſichern gewußt. Durch die letztern Ereigniſſe auf dem Continent und durch die lauten Forderungen des Volks in der Heimath hatte die parlamentariſche Reform eine ſolche Stärke erhalten, daß man hier und da die Hoffnung hegte, es würden ſich Mitglieder des Miniſteriums bekehren laſſen. Man ſtand ſogar in der Erwattung, daß der König in ſeiner Rede den Entwurf zu einer Repräſentationsverbeſſerung ankündigen würde, während andere befürchteten, daß die Regierung von der Beſorgniß mehrerer furchtſamer Freunde unſerer ſtaatlichen und kirchlichen Einrichtungen Vortheil ziehen werde, welche glaubten, daß alle Zugeſtändniſſe verweigert werden würden.

So war die Lage der Dinge außerhalb und innerhalb des Reichs bei Eröffnung des erſten Parlaments unter Wilhelm IV., welches am 2. November ſeine Sitzungen begann. Der König hielt die Eröffnungsrede in eigener Perſon vom Thron herab. Die vornehmſten Gegenſtände derſelben waren der Dynaſtienwechſel in Frankreich, der Zuſtand Belgiens, ein Vorſchlag zur Einmiſchung in die Niederländiſchen Angelegenheiten, ein Vorſchlag zur Anerkennung Don

Miguels als Königs von Portugal, ein Vorschlag zu Berichtigung der Civilliste, und endlich die unruhigen Auftritte in einigen Grafschaften Englands und die zu befürchtenden Unruhen in Irland. In Betreff der Französischen Revolution war die Rede so formal und laconisch, als nur möglich. Diese Kürze war vielleicht wegen des Mitleids gefallener Größe auf der einen Seite und wegen der Achtung für die triumphirende Sache, welche eines Lobspruchs nicht bedurfte, auf der andern Seite für nothwendig erachtet. „Die ältere Linie des Hauses Bourbon, sagte der König, regiert nicht mehr, und der Herzog von Orleans ist unter dem Titel eines Königs der Franzosen auf den Thron berufen worden. Der neue Regent hat mir den ernstlichen Wunsch, das gute Einverständniß erhalten und die mit diesem Lande bestehende Verbindung ohne Eintrag fortsetzen zu wollen, zu erkennen gegeben, und deßhalb trug ich kein Bedenken, meinen diplomatischen und persönlichen Briefwechsel mit dem Französischen Hofe wie früher zu unterhalten." Das Ministerium würde die vielfachen ärgerlichen Discussionen und manche billige Verdachtsäußerungen vermieden haben, wenn es hinsichtlich der Niederländischen Angelegenheiten ebenso zurückhaltend

gewesen wäre. Es verbreitete sich ganz unberufen mit einer kleinlichen Umständlichkeit über diesen Gegenstand, und sprach Grundsätze aus, deren Gefährlichkeit es hätte voraussehen müssen. „Ich habe, sagte Se. Majestät, mit vielem Bedauern von der Lage der Dinge in den Niederlanden Kenntniß erhalten. Ich beklage, daß die aufgeklärte Regierung des Königs den Aufruhr von dessen Besitzungen abzuhalten nicht vermögend gewesen ist, und daß die weise und kluge Maßregel, die Wünsche und Klagen des Volks einer außerordentlichen Versammlung der Generalstaaten zur Prüfung anheimzugeben, keinen befriedigenden Erfolg herbeigeführt hat. Ich bin im Einverständniß mit meinen Alliirten bemüht, solche Mittel zu Herstellung der Ruhe ausfindig zu machen, welche mit der guten Regierung der Niederlande und mit der künftigen Sicherheit anderer Staaten vereinbar sind."

Die Regierung Englands maßte sich somit das Recht an, das Verfahren anderer Regierungen zu critisiren, und indem sie die Staatsverwaltung des Königs der Niederlande (vielleicht mit Recht) aufgeklärt nannte, sprach sie von dessen Gegnern, als wie von Rebellen. Die breite Ankündigung, daß man

auf Mittel zu Herstellung der Ruhe sinne, „welche mit der guten Regierung der Niederlande vereinbar wären", gab dem Verdachte Raum, daß man eine ausgedehnte Einmischung in die Angelegenheiten dieses Landes beabsichtige, und mußte, zusammengenommen mit der Erklärung, den Generalstaaten im Haag gegenüber, alle Gegner der Principien der heiligen Allianz in Aufregung bringen.

Die vorgeschlagene Anerkennung Don Miguels wurde von der Ausübung eines wichtigen Acts der Gerechtigkeit und Menschlichkeit von des Letztern Seite, nämlich von der Bewilligung einer allgemeinen Amnestie abhängig gemacht. Hingesehen auf die Beziehung, in welcher die Brittische Regierung zur constitutionellen Partei während der Verwaltung Cannings und Goderichs stand, hingesehen auf die Ausdehnung unserer frühern Einmischung in die Angelegenheiten Portugals, welche dieser Partei unvorsetzlich so große Nachtheile zuzog, hingesehen darauf, daß durch die Bemühungen unserer Diplomatik und durch die zufällige Anwesenheit unserer Truppen der gegenwärtige Beherrscher von Portugal ohne Widerstand dem Lande wieder zugeführt worden ist, welches er so schlecht regiert hat, und daß derselbe die

Macht erlangt hat, sich an denjenigen zu rächen, welche unseres Schutzes gewiß zu seyn glaubten, schien die Bewilligung einer Amnestie nothwendiger Weise bei der Brittischen Anerkennung ausbedungen werden zu müssen.

Auch konnte das Begehren einer solchen Bedingung (wie bei der deßhalb erfolgten Debatte dargethan worden ist) nicht als ein Einmischen in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Staates angesehen werden. Wir forderten von dem Usurpator nicht, daß er seinen Feinden verzeihe, die Kerker öffne, die confiscirten Güter zurückgebe, und die entrüsteten Opfer seines Despotismus zurückrufe. Wir forderten dieß nicht unter Androhung von Feindseligkeiten für den Fall der Verweigerung, oder unter der Alternative, daß wir die Aufrührer begünstigen und unterstützen würden. Wir erklärten nur, daß wir ihn nicht anerkennen, und die diplomatische Verbindung mit seiner Regierung nicht erneuern könnten, bevor er den fraglichen Act der Gerechtigkeit und Menschlichkeit ausgeübt habe. Er hatte das Brittische Cabinet beleidigt, indem er auf eine schmähliche Weise Verträge verletzt hatte, von denen dasselbe we-

nigstens Zeuge gewesen war, wenn man eine Uebernahme der Gewähr nicht annehmen will. Die Brittische Regierung hatte deßhalb ihren Gesandten von Don Miguels Hofe zurückberufen, und die diplomatische Correspondenz mit ihm abgebrochen. Es verstrichen zwei Jahre, und er bat nunmehr um Wiederanknüpfung der Correspondenz. Der Theil, von dem die fragliche Gunst erbeten wurde, konnte nun, ohne ihm in Bezug auf die Handhabung seiner Angelegenheiten eine Vorschrift zu machen, recht gut zur Antwort ertheilen, daß diese Gunst nur nach Ausübung gewisser Handlungen, denen man eine besondere Wichtigkeit beilege, gewährt werden könne. Ob dagegen das Versprechen der Amnestie von einem so treulosen Fürsten getreulich gehalten, und ob die Individuen, welche eine feindliche Regierung in einer der Zubehörungen seiner Krone bilden, auf seine Zusicherung gebaut und die Waffen niedergelegt haben würden, und ob endlich bei einer Verletzung die Brittische Regierung eine Macht zu Bestrafung des Treubruchs sich aufgespart haben würde, dieß sind Einzelfragen, welche von dem Grundprincip des Vergleichs unabhängig sind. Hätte man unklug verfahren, so würde die bedingte Anerkennung vielleicht zur Ein-

mischung geführt haben, aber eine nothwendige Folge war sie immer nicht.

In dem Theile der Rede, welcher die nothwendige Festsetzung der Civilliste betraf, hatten die Minister hinsichtlich des Umfangs der Verzichtleistung des Königs auf seine erblichen Revenüen Ausdrücke einfließen lassen, die zwar technisch correct waren, aber zu mancherlei Mißdeutungen und Critiken Veranlassung gaben. Als der König sagte, daß er ohne Vorbehalt den Gewinn aus den erblichen Revenüen der Krone dem Parlamente zur Disposition stelle, äußerte die Oppositionspartei hierüber ein wirkliches, oder erkünsteltes Erstaunen, weil man auf den Gedanken kam, daß die Revenüen aus dem Herzogthum Cornwallis vielleicht nicht mit in dem Verzichte begriffen seyn könnten. Denn diese gehören den Worten nach dem Herzog von Cornwalis, und das war jetzt, sowie allemal, wenn kein Prinz von Wallis vorhanden ist, nothwendiger Weise der König selbst.

Die feierliche Weise, in welcher das Ministerium in der Thronrede Sr. Majestät auf die bedrohlichen Unruhen in Irland anspielte, ließ die Wichtigkeit, die sie den aufrührischen Anstrengungen Hrn. O'Connells beilegten, sowie die Besorgniß nicht verkennen,

daß der glückliche Ausgang der Belgiſchen Revolution die Gefahr für die Union des Reichs vergrößern dürfte. Man ſah den Entſchluß durchblicken, dieſe verrätheriſchen Anſchläge Hrn. O'Connells in ihrem Beginn zu zerſtören, weil ſie unter dem Vorwande einer legislativen Trennung beider Länder auf weiter nichts als auf die Zerſtückelung des Königreichs hinzielten. „Ich kann nicht ohne Schmerz und ohne Unwillen, ſagte Se. Majeſtät, mit anſehen, daß gefliſſentlich unter dem Volke der Geiſt der Unzufriedenheit und des Mißvergnügens rege gemacht und die Eintracht geſtört wird, welche glücklicher Weiſe zwiſchen zwei Theilen meines Königreichs beſteht, deren Vereinigung ſo weſentlich zu ihrer gemeinſchaftlichen Macht und ihrer gemeinſchaftlichen Wohlfahrt beiträgt." Der Unruhſtifter, gegen welchen dieſe heftige Anklage gerichtet war, war ſelbſt in dem Hauſe, um Zeuge ihres Eindrucks zu ſeyn.

Die Debatte, welche in beiden Häuſern folgte, war ſehr intereſſant und lebhaft. Die Oppoſitionspartei verlangte die ernſtliche Anwendung durchgreifender Maßregeln in einer ſo außerordentlichen Criſis. Sie gab unverhohlen ihre feindſeligen Geſinnungen gegen den Herzog von Wellington und die gewiſſe

Hoffnung zu erkennen, daß sie im Stande seyn werde, denselben zu stürzen. Hr. Brougham insbesondere, dessen abermalige Wahl zum Deputirten von Yorkshire sowohl ein Triumph seiner überwiegenden Popularität, als auch eine große Vermehrung seines parlamentarischen Ansehns war, focht die Politik in der Thronrede und die Verfahrungsweise des Cabinets mit der Tigerkraft seiner aufgeregten Energie an. Er hatte in der Versammlung zu York den Ministern den Handschuh hingeworfen; er hatte einen Whigkreuzzug bei allen öffentlichen Zusammenkünften und politischen Gastmählern gegen sie gepredigt; er hatte seiner entschlossenen Feindseligkeit in kräftigen Manifesten mit Hülfe desjenigen Theils der Presse, welcher ihm zu Gebote stand, Luft gemacht, und erschien nun im Hause der Gemeinen, um Anführer im Kriege zu seyn, begleitet von einer zuverlässigen Schaar von Reformern, und entschlossen, einen Sturm auf die officielle Macht zu wagen, oder constitutionelle Neuerungen zu erobern. Der ehrenwerthe und einsichtsvolle Mann sprach in einer kräftigen und schmuckreichen Rede gegen die beabsichtigte Einmischung in die Niederländischen Angelegenheiten, und enthüllte mit Glück die Unklugheit des Ministeriums, daß es das

Verhalten der Parteien in dem Belgiſchen Streite critiſirt hatte. [1]) Er ſah es als eine Verpflichtung

---

1) Sowohl Hr. Brougham, als andere Parlamentsmitglieder, welche gegen die Einmiſchung in die Belgiſchen Angelegenheiten ſprachen, und die Rede, inſofern ſie die Belgier als Rebellen brandmarkte, cenſirten, hielten es gewiſſermaßen für Schuldigkeit, die Correctheit des Beiworts „aufgeklärt," welches man der Regierung des Königs der Niederlande beigelegt hatte, zu beſtreiten. Es würde in der That mit dem diplomatiſchen Decorum mehr übereingeſtimmt haben, wenn man bei dieſer Gelegenheit gar kein Beiwort gebraucht hätte; wollte man aber eins gebrauchen, ſo mußte man ein ſolches wählen, welches eine weitere Rechtfertigung nicht zuließ. Wenn man ſich auch in dieſer Beziehung auf Brittiſche Auctoritäten nicht beziehen wollte, ſo konnte man doch wohl Belgiſche in Anſpruch nehmen, namentlich, wenn ſie von der Art ſind, wie ich ſie jetzt citiren will. Der gegenwärtige Regent Belgiens Hr. Surlet de Chokier, welcher funfzehn Jahre lang in den Generalſtaaten geweſen iſt, und meiſtentheils zur Oppoſitionspartei gehalten hat, ſprach im Jahre 1818 von dem König „als einem philoſophiſchen Regenten, der zum Glück der Menſchheit regiere," und am 8. März

des Englischen Thrones an, die Segnungen des Friedens dem Volke zu erhalten, und er kannte kein anderes Mittel, den Frieden zu sichern, als die Abgabe einer bestimmten und deutlichen Erklärung gegen alle und jede wörtliche und thätliche Einmischung in die innern Angelegenheiten eines benachbarten Staats, und daß man unter keinerlei Umständen dieses Princip aufgeben werde. Ich kenne, sagte er, keine Gefahr, welche Feindseligkeiten sicherer herbeizuführen vermag, die solche in unsere Heimath bringen, und einen weitverbreiteten Krieg, in dem wir unterliegen und niedergedrückt werden, verursachen kann, als wenn wir die Principien der heiligen Allianz,

---

1830 zwei Monate vor dem Aufstande drückte er sich folgendergestalt aus: „Niemand ist mehr von Dankbarkeit gegen seine hohe Person durchdrungen, als ich. Ohne Schmeichelei und Complimente kann ich behaupten, unser König ist ein Mann von Talenten und constitutionellen Principien, welcher an geschworenen Eiden fest hält, und die Wünsche aller seiner Unterthanen belauscht, ja selbst die Fremden anhört, welche sich, Europa gegenüber, wegen der allgemeinen Anerkennung brüsten, die sie genießen.

wie sie in der Rede des Königs aufgenommen sind, uns zu eigen machen wollten. Man mag nicht sagen, daß Minister, und daß namentlich ein sehr schwacher Minister, in dessen Hände durch eine sonderbare Verknüpfung von Verhältnissen das Staatsruder dieses Landes gekommen ist, man mag nicht sagen, daß die, welche kaum die Fähigkeit besitzen, sich Geschäftsroutine in den ruhigsten Zeiten anzueignen, die nicht einmal ihre häuslichen Geschäfte in gewöhnlichen Zeiten zu führen wissen, sich je für unfähig halten werden, die Handhabung eines großen und verwickelten Kriegs über sich zu nehmen, und daß diejenigen, welche die Barke in dem ruhigsten Wetter nicht zu steuern vermögen, sich nie in das Gewitter wagen, und dem Sturm Trotz bieten werden. Ich bin überzeugt, daß halsstarrige Menschen sehr geneigt sind, ihre Schwäche zu übersehen, und ihre Stärke zu überschätzen, und daß Niemand die Möglichkeit des Sturzes weniger voraussieht, als derjenige, welcher die Gefahr nicht berechnen kann."

Ich habe diese Stelle hier eingeschaltet, um eines Theils die vernünftigen Ansichten, welche Herr Brougham hinsichtlich der Einmischung in fremde Staatsverhältnisse an den Tag legte, zu offenba-

ren, anderes Theils um eine Probe zu geben, wie derselbe seinen Ton änderte, als er auf das Cabinet zu sprechen kam.

Auf die Einwürfe, welche gegen den Portugal betreffenden Theil der Rede gemacht wurden, antwortete Sir Robert Peel in dem einen Hause, und der Herzog Wellington in dem andern Hause sehr befriedigend. Die Bemerkungen, welche der Graf Grey in dem Letztern über die auswärtige und innere Politik des Landes machte, enthielten, obschon sie dem Character der Regierung nicht so feindlich entgegen traten, wie Hr. Brougham, dennoch keinen geringern Tadel des kundgegebenen Systems. Der Graf behauptete, daß die Worte in der Rede, welche eine Meinungsäußerung über das Verhalten des Königs der Niederlande und seiner aufrührischen Unterthanen enthielten, eine Einmischung angekündigt, und eine Parteilichkeit offenbart hätten, welche ganz unpolitisch sei. Zuerst möge lediglich der Versuch einer Ausgleichung Platz greifen. Wenn aber die Parteien den Rath der Vermittler von der Hand wiesen, wäre es dann nicht wahrscheinlich, daß die bestehende Ruhe gestört werden würde? Wenn die Unabhängigkeit Belgiens hergestellt werde, in welcher Lage werde sich

dann die Englische Regierung befinden, welche die Belgier als Rebellen bezeichnet habe? Er proteſtirte daher gegen dieſe Sprache, „weil ſie unpolitiſch und unüberlegt, ungerecht gegen Belgien und den Intereſſen Englands nachtheilig ſei.“ Der Herzog von Wellington behauptete, daß ſie bei Erwähnung eines ſo eng Alliirten, wie der König der Niederlande ſei, die Vorfälle in ſeinem Reiche nicht anders, als einen Aufruhr gegen eine aufgeklärte Regierung hätten bezeichnen können. Die Aufrührer hätten keine Klagen gegen des Königs Perſönlichkeit laut werden laſſen, ſelbſt gegen ſeine Regierung nicht, das beweiſe der Aufſtand ſelbſt. Se. Gnaden verſicherte Ihre Herrlichkeiten, daß die erwähnte Beſorgniß wegen eines in Folge der Brittiſchen Einmiſchung entſtehenden Kriegs eine Chimäre ſei. Es ſei nicht der mindeſte Verdacht vorhanden, daß irgend eine Macht mit den Waffen zu Aufrichtung und Ordnung der Belgiſchen Angelegenheiten einſchreiten werde. In dieſer Erklärung ſprach der Herzog Wellington ohne Zweifel ſeine eigene Ueberzeugung von der Lage der Dinge in dem damaligen Zeitpuncte aus. Denn die Conferenz zu London hatte begonnen, welcher gegenüber ſich die Franzöſiſche Regierung wider jede bewaffnete

Intervention erklärt hatte. Er unterließ dabei, gründlich herauszusetzen, was die Alliirten Hollands anfänglich beabsichtigt hatten, und was der wahrscheinliche Erfolg ihrer Einmischung gewesen seyn würde, wenn die Unruhen im Norden die Russen nicht verhindert hätten, an den Rhein zu marschiren.

Hinsichtlich der Angelegenheiten Portugals und der Bedingung einer Amnestie erklärte der Herzog Wellington, daß England nicht gerade verpflichtet seyn würde, die Erfüllung der Letztern durch einen Krieg zu erzwingen, obgleich wir verbunden seyn würden, jeden andern Weg einzuschlagen, um die Verletzung der Amnestie ohne eigentliche Feindseligkeiten zu verhüten. Man wird hieraus den Schluß ziehen, daß die Amnestie nie zur Vollführung gebracht, und daß die Listen derselben nur erneuerte Proscriptionslisten geworden seyn würden.

Die Discussionen in dem Oberhause waren weniger wegen Erörterungen einzelner in der Thronrede enthaltener Puncte, als wegen einer Erklärung des Premierministers rücksichtlich eines übergangenen Gegenstandes, nämlich der parlamentarischen Reform, von Bedeutung. Lord Grey, treu den eine lange Reihe von Jahren hindurch bewahrten Grundsätzen,

bemerkte bei dem Vorschlage Lord Farnhams wegen einer bedeutendern Bewaffnung zu unserer Sicherheit, daß man eine größere Sicherheit erlangen werde, wenn man den Beschwerden des Volks abhelfe, dessen Anhänglichkeit und Liebe zu gewinnen, und insbesondere seinen Wünschen durch Annahme einer gemäßigten Reform zu entsprechen suche, als wenn man den Militärstand erweitere. Er hatte diese Fahne in seiner Jugend in der Zeit einer drohenden Revolution aufgepflanzt, und forderte jetzt seine Freunde auf, sich rings um dieselbe zu versammeln. Der edle Graf that dar, daß, wenn man der Stimme einer gemäßigten Reform nicht nachgebe, sie sich darauf gefaßt machen müßten, Zeugen der gänzlichen Zertrümmerung der Constitution zu seyn, und daß die Minister jetzt in sicherer und ruhiger Zeit auf die Verbesserung der Repräsentation Bedacht nehmen müßten, weil dieselbe doch am Ende, und zwar in einer schwierigern und gefährlichern Zeit ihnen abgenöthigt werden würde. Zur Antwort auf diese Bemerkung erklärte der Herzog Wellington zum Erstaunen des Parlaments und des Landes, daß er, nicht im entferntesten mit Plänen zu einer Reform versehen, in der Ueberzeugung stehe, daß die Repräsentation des Landes vollkommen sei, und daß ein

Versuch, sie zu reformiren, eine unpolitische Störung des besten legislativen Systems, was je existirt habe, seyn würde. „Ich meines Theils, sagte Se. Gnaden, habe nie gehört, daß irgend je ein Land eine bessere und genügendere Repräsentation gehabt hätte, als die, deren sich unser Land jetzt erfreut. Ich behaupte, daß dieses Land eine Legislatur besitzt, welche mehr darauf berechnet ist, dem Zweck einer guten Legislatur zu entsprechen, als es irgend eine neu zu schaffende seyn kann, daß ihr, und zwar mit Recht, vom Volke vertraut wird, und daß ihre Discussionen einen mächtigen Einfluß auf das Land äußern. Ich sage ferner, daß, wenn ich eine Legislatur zu schaffen hätte, ich eine am Werth der unsrigen zwar nicht gleiche — denn das wäre ich ja gar nicht vermögend — aber doch eine ihr möglichst ähnliche einführen würde. Ich würde sie aus Männern von einem bedeutenden Grundbesitze in einem Lande bilden, wo Landlords ein großes Uebergewicht ausüben würden. Ich bin deßhalb auf Mittel zu einer parlamentarischen Reform gar nicht vorbereitet, noch sollen irgend dergleichen Mittel der Regierung vorgeschlagen werden, so lange ich meine gegenwärtige Stellung behaupte."

Eine Erklärung, wie dieſe, welche der allgemeinen Anſicht derer, die an politiſche Dinge denken mochten oder nicht, entgegenlief, erſchien als ein Angriff auf den Gemeinſinn des Volks, als ein Richterſpruch politiſcher Unfähigkeit, gefällt wider einen groſſen Theil der Nation, als ein Libell gegen den Patriotismus oder die Fähigkeiten von zwei oder drei Generationen groſſer Staatsmänner, welche eifrig nach Reformen getrachtet haben, und als ein Beiſpiel von dreiſter Verachtung der beſtehenden ausgezeichneten Autoritäten über dieſen Gegenſtand. Sie verrieth eine gänzliche Unbekanntſchaft mit der durchdringenden Ueberzeugung, welche die Ereigniſſe auf dem Continent gegen das Fortbeſtehen des gegenwärtigen Syſtems hervorgerufen hatte. Menſchen aller Claſſen glaubten, daß zwiſchen der Nation und dem Premierminiſter, der ſo ſchonungslos und unberufen ihre Gebete und Anſichten beſchimpfte, ein gutes Einverſtändniß nicht länger beſtehen könne. Der König war noch populär; aber das Dazwiſchentreten eines militäriſchen Anführers, deſſen Anſichten den Volksrechten ſo feindlich waren, zwiſchen den Thron und das Volk ſchien einen ominöſen Schatten auf beide zu werfen. Bis zu dieſer Zeit hatte das Publicum noch groſſe Hoffnung,

daß die Regierung einen Plan zu einer gemäßigten Reform selbst befördern, oder wenigstens ohne Widerspruch entstehen lassen werde. Der Herzog Willington und der erste Kronminister im andern Hause hatten im Verlauf des Monats October Manchester und Birmingham besucht, wo sie mit großem Enthusiasmus aufgenommen und als die künftigen Beförderer des Wunsches, Stellvertreter für diese wichtigen Städte zu erhalten, gefeiert worden waren. An der festlichen Tafel konnten die Stadtbehörden von dem Orakel freilich keine Antwort weder für, noch gegen ihr Lieblingsproject erhalten, aber sie hofften doch wenigstens eine günstige Antwort für die Zeit zu anticipiren, wo er auf dem Parlamentsdreifuß sitzen würde.

Seine Collegen hatten ihm während des Sommers und namentlich nach der Generalwahl Vorstellungen gemacht, daß es höchst nöthig sei, den Forderungen des Volks in einiger Hinsicht nachzugeben; er war aber so unbiegsam, wie sein Commandostab, geblieben und hatte die Kriegsdisciplin in seinem Cabinette eingeführt, um allen fernern Anforderungen ein Ende zu machen. Er hatte seinen Beschluß mit Vorbedacht gefaßt, obschon er ihn Anfangs sorgfältig verheimlicht, aber dann am Ende hinlänglich deutlich

und in entschiedener Art und Weise zu erkennen gegeben hatte, was seine Klugheit sicherlich vermieden haben würde, wenn er des vergrößerten Einfluß der reformistischen Grundsätze im Volke gewahr worden wäre. Die politischen Gegner des Herzogs bemerkten alsbald den außerordentlichen Gewinn, den sie errungen, indem sie die Reform als Hebel, um das Cabinet zum Wanken zu bringen, gebraucht hatten, und seine Collegen bemühten sich am folgenden Abende vergeblich, ihre Stellung zu behaupten, indem sie unter Beschränkungen die Ausführung von Grundsätzen billigten, gegen welche ihr Chef seinen Widerwillen sowohl überhaupt, als in einzelner Beziehung zu erkennen gegeben hatte.

Hinsichtlich der Adresse herrschte in beiden Häusern kein Zwiespalt, und einige der von der Regierung angekündigten Aenderungen, wie z. B. die Festsetzung der Civilliste, ferner die und jene von der Oppositionspartei gemachte Motion, wie z. B. die Reformfrage, (die Herr Brougham berührt hatte) wurden behufs eines Versuchs der Parteikräfte und der Entscheidung über die Nationalpolitik mit Ungeduld erwartet.

Dieser Versuch wurde nicht lange verschoben,

und die Frage hinsichtlich der Civilliste führte, obschon sie nicht die eigentliche Ursache abgab, dennoch zu einem gänzlichen Wechsel in dem Ministerpersonal und zu einer außerordentlichen Aufregung in unsern öffentlichen Versammlungen. Aber ehe das Votum, an welchem das Cabinet des Herzogs Wellington scheiterte, gemacht wurde, ereignete sich ein Vorfall, welcher zwar unbedeutend an sich selbst, dennoch sehr viel zu der Unpopularität beitrug, welche der Herzog durch seine antireformistische Erklärung an den Tag gelegt hatte.

Ungefähr einen Monat vor der Zusammenkunft des Parlaments hatte der König die Einladung erhalten, der Stadt London die Ehre zu erweisen, einem Mittagsmahle der Bürgerschaft beizuwohnen. Er wählte den Lord-Majorstag, an welchem ohnedem gewöhnlich ein Banquet Statt findet, zu seinem gnädigen Besuche. Demgemäß waren die größten Vorbereitungen zu einem glänzenden Gastmahle getroffen worden. Man zog über die Feierlichkeiten bei frühern dergleichen königlichen Festen in London Kundschaft ein und prüfte, ob eine Wiederholung im gegenwärtigen Falle geeignet wäre. Es wurde eine Commission zur Leitung und Beaufsichtigung der Anord-

nungen niedergesetzt, und alle Classen von Bürgern sahen diesem Tage mit Ungeduld entgegen, um eines Theils die Gefühle ihrer Loyalität an den Tag legen zu können, und anderes Theils ihre Neugierde an dem festlichen Gepränge zu befriedigen. Die Straßen sollten überall, wo die Procession durchgehen würde, illuminirt werden. Schon waren überall gefärbte Lampen aufgehängt und sinnreiche Inschriften angebracht worden. Mancher arme Einwohner und mancher kärglich lebende Krämer hatte seine Fenster für bedeutende Summen, womit sie fast ihren Hauszins für das ganze Jahr bezahlen konnten, vermiethet; und eine große Anzahl von Fremden war aus allen Gegenden des Landes herbeigeströmt, um die Festlichkeit mit anzusehen. Alle Gäste waren eingeladen worden. Für Einlaßbillets bot man große Geldsummen und dennoch wurde mehr gefordert. Da man voraussehen konnte, daß eine unermeßliche Menschenzahl sich zusammenfinden würde, hatte man im Voraus vielfältige Maßregeln getroffen, um einem Tumult vorzubeugen, oder die Ordnung zu erhalten. Die Bürgerzunft war aufgefordert worden, mit fünftausend Mann die Straßen der Länge nach zu besetzen, und beinah zweitausend Constabler waren bloß für diesen

Tag angenommen und verpflichtet worden, um die Polizei zu unterstützen.

Aber alle diese Maßregeln zu Aufrechthaltung der Ordnung waren von gewissen Beamten für unzureichend erachtet worden, und das Publicum war am Montag Morgen, den 8. November, nicht wenig erstaunt, als es erfuhr, daß nicht allein der auf den darauf folgenden Tag angekündigte Besuch des Königs verschoben worden sei, sondern daß auch weder die Lord-Majors-Procession, noch das Gastmahl Statt finden solle, daß das Cabinet der innern Angelegenheiten den ganzen vorhergegangenen Tag über mit einigen städtischen Behörden in Mittheilung gestanden habe, daß zwei Cabinetsversammlungen gehalten worden wären, von denen die eine bis Mitternacht gedauert hätte, und daß in Folge der Statt gehabten langen Berathungen die Entschließung Sr. Majestät dahin ausgefallen sei, daß er nach einem großen Kampfe und mit Bedauern dem Vergnügen des abzustattenden Besuchs entsage. Ein unklugeres Benehmen von Ministern läßt sich nicht denken, als das im gegenwärtigen Falle beobachtete. Erst ließen sie den König die Einladung annehmen, und dann riethen sie ihm, aus Furcht vor einem Volksaufstande, dieselbe

auszuschlagen. Hätte man positive Anzeigen eines bestehenden aufrührischen Complots erhalten können, so hätte man die Urheber einziehen und bestrafen müssen. Konnte man dagegen solche entscheidende Anzeigen sich nicht verschaffen, so mußte man den Bestand eines dergleichen Complots ganz und gar bezweifeln. Auf keinen Fall hätte man in einem Augenblicke Furcht zeigen sollen, wo Muth und Entschlossenheit höchst nothwendig waren. Wenn es wirklich Genossenschaften Mißvergnügter gab, so lag es auf der Hand, daß man sie durch die Huldigung, die man ihrer Macht brachte, und die Nachsicht, welche man bei ihren Drohungen bewies, in ihren Entschlüssen noch viel muthiger machte. Die Meinung fremder Nationen über die Lage unserer Verhältnisse im Innern mußte unsern Stolz und unsere gepriesene Sicherheit erniedrigen, sobald sie erfuhren, daß unser Souverän aus Furcht für seine persönliche Sicherheit nicht durch die Straßen seiner Hauptstadt reiten und mit seinen Unterthanen speisen könne. Dem Volke im ganzen Lande mußte die Stimmung der Einwohner Londons ebenso bedenklich vorkommen, wenn sie in Erfahrung brachten, daß ein gewöhnliches Bürgerfest, welches Jahrhunderte hindurch ohne Unterbrechung

gefeiert worden war, jetzt aus Furcht vor dem Pöbel nicht begangen werden könne. Die erste Folge der fraglichen Bekanntmachung war ein panisches Schrecken in der handelnden Classe und ein plötzliches Sinken der öffentlichen Fonds, welche in einem Tage beinah um vier Procent fielen. Die zweite Folge war die, daß Jedermann die Verfahrungsweise der Minister mißbilligte, daß sie den Besuch verschoben und als Grund hiervon die Besorgniß wegen eines Tumults angegeben hatten. Es war wohl vorauszusehen, daß bei einer so seltenen Gelegenheit, wo städtisches Gepränge und eine Hofprocession, Se. Majestät umgeben von städtischer Pracht, zu sehen war, große Menschenmassen sich zusammenfinden würden. Konnte man nun wohl ein bloßes Menschengedränge für gefahrbringend halten? Da gab es ja wohl früher schon Gelegenheit, seine veränderte Gesinnung an den Tag zu legen. Auf jeden Fall mußte man sich selbst sagen, daß die Regierung späterhin nicht im Stande seyn werde, das Land zu überzeugen, daß sie auf einen unwiderstehlichen Verdacht von Verrath und Aufruhr hin so gehandelt und eine allgemeine Bestürzung verursacht habe. Wie war aber das Publicum erstaunt, als es noch an demselben Tage erfuhr, daß der Lärm

nur in Folge einer bloßen Täuschung entstanden, daß ihre Furcht durch die lächerlichsten Gerüchte veranlaßt worden sei, und daß zwei städtische Behörden, der Stadtrath und der Aldermannshof, nach genauen Untersuchungen sich von dem Ungrunde einer öffentlichen Besorgniß überzeugt hätten. Verdacht und Unruhe wurden belacht, als es sich ergab, daß eine dienstfertige Mittheilung des erwählten Lord-Majors an den Herzog Wellington, welcher Se. Gnaden wegen seiner persönlichen Sicherheit bedenklich gemacht und ihm gerathen hatte, im Schutz einer Bedeckung zu kommen, die Veranlassung dazu gegeben habe, und daß dieser Aldermann, von welchem der Brief herrührte, selbst darüber erschrocken sei, daß der letztere eine so üble Wirkung hervorgebracht, daß derselbe, außer einigen vagen Gerüchten gar nichts weiter vernommen, das Volk für loyal halte, und darüber betroffen sei, daß die Regierung seinen Worten ein solches Gewicht beigelegt und dem König gerathen habe, sich seines Besuchs zu enthalten.

In beiden Häusern des Parlaments wurde die Sache mit einer Freimüthigkeit erörtert, welche bewies, daß ein berühmter Name kein Schild für politische Mißgriffe sei, und das Resultat war, daß das Mi-

niſterium mit Lächerlichkeit bedeckt wurde. Die gewechſelten Briefe wurden verleſen und Jedermann erſtaunte über des Herzogs Mangel an Feſtigkeit und Ueberlegung, daß er ſich durch einen Aldermann hatte einſchüchtern laſſen, ſowie über des Aldermanns Ungeſchick, welcher dabei zugleich um die Erhebung zum Baronet und um den Schmaus gekommen war. Se. Gnaden konnte ſich mit nichts entſchuldigen, als mit der auf ſeine eigene Unpopularität gegründeten Annahme, daß ein Angriff auf den König im Werke geweſen ſei. Das war nun aber wohl keine Entdeckung, daß die Nächte im November lang ſeien, daß ſich um die königliche Proceſſion Volksmaſſen zuſammendrängen würden, und daß man in dieſem nächtlichen Gewirre beſorgen müſſe, von Taſchendieben, welche gewöhnlich bei einer ſo einladenden Gelegenheit ihr Gewerbe treiben, beunruhigt zu werden. Eine andere Entdeckung hatte man nicht gemacht, und Jedermann lachte darüber, daß man den Popanz einer Revolution und die Ermordung des Königs bloß deßhalb befürchtet habe, weil der Pöbel gedroht hatte, den Miniſter mit Koth zu bewerfen, und weil ein kopfloſer Aldermann den letztern gebeten hatte, ſich zu dem Gaſtmahl mit einem Trupp Reiter einzufinden.

Der Unwille der Bürger über den ihnen gemach-

ten Querſtrich war außerordentlich. Einige waren über ihren Verluſt und andere darüber außer ſich, daß man ihre Loyalität in Zweifel gezogen hatte. Alle ließen ihre ſtarke Mißbilligung darüber laut werden, daß ihnen auf eine ſo unverantwortliche Weiſe ihr Gewinn, ihr Vergnügen und ihre Unterhaltung entzogen worden ſei. Am Abend des Lord-Majortags fanden einige unruhige Auftritte Statt, welche aber durchaus keinen politiſchen Character an ſich trugen. Dieſelben rührten nur von müſſigen jungen Leuten in dem Alter von ſiebenzehn bis zwanzig Jahren her, welche gegen die neue Polizei eine Antipathie hegten, weil dieſe ihren Ausſchweifungen bisher thätig geſteuert hatte. Schaaren ſolcher junger Müſſiggänger durchzogen die Straßen, griffen Beamte an und ſchlugen aus bloßem Uebermuthe, oder um den Dieben in der Ausübung ihres Geſchäfts behülflich zu ſeyn, Fenſter ein. Um die Rotunda, einen Saal oder Theater in der Surreyſtraße ohnweit der Blackfriorsbrücke, welche behufs öffentlicher Verſammlungen und für die Vorleſungen der Demagogen offen ſteht, hatten ſich Volkshaufen verſammelt, die ſich jedoch nur Neckereien gegen die Vorübergehenden erlaubten. Auch hier war alſo von einem Friedensbruch nicht die Rede.

Als sich das Parlament von dem leeren Schrekken erholt hatte, erhielt es die erste Ministerialmittheilung, einen Plan über die Festsetzung der Civilliste.

Vor der Revolution im Jahre 1688 wurden die Staatseinkünfte und Staatsverwaltungskosten in die der Krone und die der Nation eingetheilt. Ohne weiter zurückzugehen als bis Stat. 12. Carls II: Cap. 4, wodurch dem Könige die Abgabe des tonnage und poundage auf Lebenszeit verwilligt wurde, findet sich, daß die Einkünfte der Civilliste immer in der jetzigen Weise verwilligt wurden. Das Maß- und Pfundgeld (tonnage-poundage) wurde Carl II. auf seine Lebenszeit und ebenso Jacob II. auf seine Lebenszeit verwilligt. Nach der Revolution gestand man es Wilhelm auf fünf Jahre zu, und durch Stat. 7. K. Anna wurde es der Königin und ihren Erben für immer verwilligt. Diese Quelle des Einkommens, welches der Anfang unserer indirecten Steuern war, lieferte jährlich ungefähr 600,000 Pf. Die Erbschaftssteuer wurde Carl II. und seinen Nachfolgern als eine Entschädigung für die Nutzungen aus dem Vormundschaftsgericht ꝛc. zugestanden und betrug jährlich ungefähr 666,383 Pf. Außerdem wurde auf jeden Feu-

erherd eine Steuer gelegt, welche Carl II. und seinen Nachfolgern für immer überlassen wurde, und die nach Davenant sich jährlich auf 245,000 Pf. belief. Die Einkünfte des Postamts, welche ebenfalls Carl II. verwilligt wurden, betrugen 45,000 Pf. Jacob II. wurde, um die Flotte in Stand setzen zu können, vom Jahre 1685 bis zum Jahre 1693 die Erhebung eines Imposts auf Wein und Essig gestattet, wodurch 172,000 Pf. eingingen, und ferner die Erhebung eines Zolls auf Französische Leinwand und Französischen Brantwein auf die Jahre von 1685 bis 1690, wodurch etwas weniger als 100,000 Pf. gewonnen wurden. Diese und einige andere geringere Auflagen bildeten die Besteuerung des Königreichs vor der Revolution und beliefen sich nach der höchsten Berechnung nicht über 2,061,856 Pf. Mit diesem Einkommen bestritt Jacob II. seinen Hofhalt, unterhielt damit eine bedeutende Seemacht und bezahlte davon seine Armee. Es bestand damals noch kein Unterschied zwischen Civil- und andern Ausgaben der Regierung. Indem diese Einkünfte als erbliche Kroneinkünfte verwilligt wurden, mußten die Nachfolger auch die Verpflichtung als erblich betrachten, daraus alle Ausgaben des Staats zu bestreiten. Ehe das System, Schulden zu wirken,

aufkam, wurden dem Könige, ſobald er ſich in einen Krieg einlaſſen wollte und ein außerordentlicher Aufwand für das Militär oder die Marine ſich nöthig machte, dieſerhalb Subſidien verwilligt. Zur Zeit der Revolution hatten wir keine Nationalſchulden. Die Kriege des Königs Wilhelm und der Königin Anna machten größere Beiſteuern nothwendig, als in einem Jahre aufgebracht werden konnten, und führten uns auf das Syſtem hin, die Nachkommenſchaft zu belaſten. Die Krondomänen, von deren Abwurf in frühen Zeiten der ganze Haushalt des Königs beſtritten wurde, waren ſchon unter der Regierung Eduard III. ſo verringert worden, daß ſie damals nicht mehr eintrugen, als 154,139 Pf. Unter Heinrich IV. fiel der Ertrag auf 48,000 Pf. herab, und, als Heinrich V. die Eroberung Frankreichs unternahm, hatte er nur 66,966 Pf. Einkünfte. Unter der Regierung Heinrich VI. zog das Parlament die Kronbeſitzungen wieder an ſich. Auf kurze Zeit verwilligte, und zu gewiſſen Endzwecken beſtimmte Beiſteuern waren die einzige Hülfsquelle der Krone in dieſen frühern Zeiten der Geſchichte.

Die erſte von den übrigen Staatslaſten getrennte Civilliſte wurde unter der Königin Anna

durch das Gesetz vom März 1701 (Stat. 1. K. Anna Cap. 7) eingeführt. In diesem Statut wurde festgesetzt: 1) daß die zur Zeit der Revolution bestandenen Steuern der Königin auf Lebenszeit verbleiben sollten; 2) daß das Maß- und Pfundgeld, welches Wilhelm III. zugestanden worden war, von der Königin auf Lebenszeit erhoben werden solle; 3) daß diese Steuern, zusammengenommen mit der Erbschaftssteuer, dem Posteinkommen, den Erstlingen, dem Lehngelde, den Weinschanksconcessionen, den fiscalischen Geldstrafen, den Einkünften aus dem Herzogthume Cornwallis und andern Revenüen aus Krongütern in England und Wallis verwilligt werden sollten, um 700,000 Pf. zu Bestreitung des königlichen Hofstaats und Erhaltung der Ehre und Würde der Krone aufzubringen. Vor dieser Zeit waren jedoch die zu Gunsten der Krone bestehenden Auflagen, namentlich unter der Regierung Wilhelm III., allgemein bekannt. Die Civilliste der Ausgaben Wilhelm III. belief sich vom November 1688 bis Michaelis 1689 auf 428,918 Pf., von 1689 bis 1690 auf 644,145 Pf., von 1690 bis 1691 auf 657,092 Pf., von 1691 bis 1692 auf 631,988 Pf., von 1692 bis 1693 auf 696,968 Pf., von 1693 bis 1694 auf 682,436 Pf.,

von 1684 bis 1695 auf 761,739 Pf. In diesem Jahre starb die Königin, deren Ausgaben in der Civilliste mit begriffen waren. Die dem Prinzen und der Prinzessin von Dänemark (der nachherigen Königin Anna und ihrem Gemahl) gemachten Verwilligungen waren ebenfalls mit darin eingeschlossen und betrugen jährlich zwischen 40,000 und 53,000 Pf., ingleichen eine dem Herzog von Glouceſter ausgesetzte Pension von 15,000 Pf. Die Privatschatulle des Königs und der Königin stieg jährlich nicht über 40,000 Pf. und fiel bis auf 22,000 Pf. herab. Die Civilliste Wilhelms III. vom Tode der Königin an betrug von 1695 bis 1696 699,485 Pf., für 1697 745,496 Pf., für 1698 374,777 Pf., für 1699 892,669 Pf., für 1700 683,947 Pf., für 1701 704,412 Pf., für 1702 293,949 Pf. von Michaelis bis Johannis. Des Königs Schatulle belief sich oft nur auf 10,000 Pf. bis 15,000 Pf. Die gesammten Ausgaben der Civilliste während 13 oder 14 Jahren seiner Regierung betrugen nur 8,876,095 Pf., mit Einschluß von 638,921 Pf. für den Prinzen und die Prinzessin von Dänemark, 75,000 Pf. für die Französischen Protestanten und 175,000 Pf. für die Königin Witwe Carls II. Außerdem war auch eine Summe von 534,000 Pf.

für außerordentliche Fälle, die jetzt von der Civilliste ausgeschlossen ist, mit darin begriffen, wie z. B. alle Jahre 10,000 Pf. für die Subscription Sr. Majestät in der Englischen Bank, und 42,000 Pf. für der Königin Begräbniß.

Das unter der Regierung der Königin Anna hinsichtlich der Ausgaben zum Unterhalt und Glanz der Krone eingeführte Princip ist seitdem beim Beginn einer jeden neuen Regierung festgehalten worden, und hat sich in der Ausführung als so zweckmäßig dargethan, daß es auch in andern constitutionellen Regierungen eingeführt worden ist. Da der König in solchen Staaten einen Theil der legislativen Gewalt bildet, so hat man nicht mit Unrecht es für passend angesehen, daß er, um seine Functionen unabhängig ausüben zu können, der Nothwendigkeit, sich in Ansehung seines persönlichen Unterhalts der Freigebigkeit des Parlaments anheim geben zu müssen, enthoben werde, und daß daher beim Antritt seiner Regierung ein für alle Mal seine nothwendigen Ausgaben festgesetzt werden.

Da die Grundsätze, welche rücksichtlich dieses Gegenstandes aufgestellt wurden, den letzten Act in dem officiellen Leben Wellingtons bilden, und das

letzte von dem Kanzler der Schatzkammer dem Parlament hinterlassene Vermächtniß ausmachen, so wird es interessant seyn, einen kurzen Abriß seiner Rede und der dadurch veranlaßten Debatte zu geben.

Er ging von dem Vertrauen aus, daß er bei jeder Maßregel, die auf die Zufriedenheit des Königs, und Aufrechthaltung des Glanzes und der Würde der Krone abzwecke, den Beifall des ganzen Hauses haben werde. Das Volk sei von jeher der Monarchie ergeben gewesen, und die Popularität des jetzigen Königs beweise, daß diese Ergebenheit nicht abgenommen habe. Er baue jedoch nicht dergestalt auf diese Anhänglichkeit, daß er eine blinde Genehmignng seiner Pläne ohne strenge Prüfung derselben erwarte.

Indem er nun die neue Festsetzung der Civilliste in Antrag bringe, befinde er sich in einer ganz andern Lage, als irgend einer seiner Vorgänger. Beim Beginn der frühern Regierungen habe man nicht nur neue Verwilligungen machen, sondern auch Schulden bezahlen müssen. Beim Tode der Königin Anna habe diese Schuld 500,000 Pf., beim Tode Georg I. 1,000,000 Pf., beim Tode Georg II. 5,000,000 Pf. betragen, und während der Lebzeit und beim Tode Georg III. waren die Schulden in der Civilliste auf drei bis

vier Millionen Pf. gestiegen. Beim Schlusse der letzten Regierung war keine Schuld vorhanden, und man hatte daher nur für die Zukunft zu sorgen. Ein anderer Umstand war der, daß die erblichen und zufälligen Kronrevenüen mit Einschluß der Admiralitätsgebühr und des Westindischen 4 1/2 Procent betragenden Zolls der Verfügung des Parlaments anheim gegeben worden waren. Unter diesen Verhältnissen und bei der erfolgten Verzichtleistung auf die ebengedachten königlichen Rechte suchte der Kanzler der Schatzkammer eine Summe zu erwirken, bei deren Verwilligung man nicht nöthig haben würde, Schulden für die Civilliste aufzuhäufen, (was freilich gewissermaßen Mißtrauen erregte) und welche zugleich hinreichend seyn würde, den Unterhalt und die Würde der Krone zu sichern. Die Normirung der Civilliste für die ganze Dauer der Regierung würde, wie er meinte, ohne Nutzen seyn, wenn die Verwilligungen unzureichend, und die Bestimmungen so unvollkommen wären, daß man sich bei jedem außergewöhnlichen Vorfalle an das Parlament wenden und dasselbe um Beistand und Befreiung von den sich aufgehäuft habenden Lasten angehen müsse. Er schlug vor, daß man bei Festsetzung des Betrags sich eher durch die Erfahrung aus der

Vergangenheit leiten laſſen müſſe, als daß man ganz neue Berechnungen zum Grunde lege. Beim Regierungsantritt des vorigen Königs wären die erblichen Revenüen Sr. Majeſtät aus England auf die Summe von 850,000 Pf., und die Revenüen aus Irland auf die Summe von 207,000 Pf. beſtimmt worden, während die erblichen Einkünfte aus Schottland, welche unberührt geblieben wären, im letzten Jahre auf 109,000 Pf. ſich belaufen hätten. Nach dieſem Einkommen und dieſen zufälligen Revenüen ſchätzte er den Betrag der Civilliſte des verſtorbenen Königs im Durchſchnitt auf 1,221,600 Pf. Bei dieſer Feſtſetzung ſollten aber einige Ausgaben der Civilliſte entnommen, und auf andere Caſſen geworfen werden. Nach dieſem Abzuge bleiben für die Civilliſte der letzten Regierung 1,056,000 Pf. Er würde nun, um den Beſtand der künftigen Civilliſte zu reguliren, eine Summe für das ganze Königreich annehmen und dieſe auf 970,000 Pf. ſetzen, wonach 85,000 Pf. weniger, als die des letzten Königs. Es würde dieß aber nicht die einzige Erſparniß ſeyn. Das Einkommen Sr. Majeſtät als Herzogs von Clarence würde ebenfalls wegfallen, wodurch man wieder 38,000 Pf. erſpare; auch würden noch einige andere Poſten wegfallen, ſo daß

die Verminderung im Ganzen 133,000 Pf. ausmachen würde. (Ich muß aber beiläufig bemerken, daß dieß keine Ersparnisse für die Civilliste sind, weil die beiden letztgedachten Items aus dem consolidirten Fonds bezahlt werden, und das Land jetzt keinen Herzog von Clarence hat). Durch Reductionen der Pensionsliste und das Wegfallen einiger andern Ausgaben zu dem Betrage von 23,000 Pf., bereicherte er die reinen Ersparnisse auf 160,000 Pf. Indem er nun die Ausgaben, welche durch den Umstand, daß der König vermählt ist, nöthig werden, auf 100,000 Pf. anschlug, welche unter Georg IV. weggefallen waren, stellte er den Unterschied als noch vortheilhafter dar. 40,000 Pf. seien erspart worden, indem der König Diener des vorigen Königs behalten, und somit deren Pensionirung, wie sie nach dem Tode Georgs III. Statt gefunden, umgangen habe.

Es sei vorgeschlagen worden, daß man die Kosten zum Unterhalt der Krone von allen andern trennen und dieselben von der Civilliste auf einen andern Fonds übertragen möchte. Aber diesem Vorschlage widersetzte sich der Kanzler; er wollte dagegen eine andere Einrichtung eingeführt wissen, die nämlich, daß, wenn eine Besoldung aus zwei Fonds bezogen werde,

und der eine dieser Fonds die Civilliste sei; dieselbe ganz und gar aus demjenigen Fonds bezahlt werden möge, aus welchem dermalen der größere Theil davon bezogen werde. Die Besoldung der Beamten, welche den geringern Theil derselben von der Civilliste empfangen, sollten auf den consolidirten Fonds gewiesen werden. Ebenso verhielt es sich mit den Besoldungen der Richter, welche 26,130 Pf. betrugen, der Sprecher im Unterhause, der Consuln und anderer Beamten, welche sich auf 64,521 Pf. beliefen. Bei dieser Abrechnung der Besoldungen und deren Uebertragung von der Civilliste zum consolidirten Fonds würde dann die obenerwähnte Abzugssumme von 166,000 Pf. herauskommen.

Dieser Abzüge ungeachtet, behielt er die frühere Classification bei, und theilte die Civilliste in zehn Classen: 1) die Schatulle des Königs und der Königin 110,000 Pf.; 2) die Besoldungen der obern Hofchargen 140,000 Pf. mit Abzug der Accidenzien, welche unter der letzten Regierung 8803 Pf. betrugen; 3) die Rechnungen der Handwerker und Kaufleute in den verschiedenen Departements des Oberhofmeisters, Obermarschalls, Oberstallmeisters, Oberkämmerer und Oberbaumeisters 210,500 Pf. am Be-

trag; 4) königliche Gnaden und Beiträge zu wohlthätigen und geheimen Zwecken 23,196 Pf.; 5) Pensionen aus der Hofcasse unter dem Handsiegel des Königs 74,000 Pf.; 6) Besoldungen und Jahrgelder auswärtiger Gesandten 186,800 Pf., nach Abzug der Nebeneinnahmen, welche, was die Erstern anlangt, 140,000 Pf., und was die Letztern betrifft, 468,000 Pf. betragen, und mit Einschluß der Ausgaben für die Südamericanischen Missionen, welche das letzte Jahr auf 22,300 Pf. sich beliefen, und wobei sich eine Ersparniß von 27,250 Pf. ergab. Wir hatten im Jahre 1820 nur achtzehn Gesandte. Jetzt hätten wir fünfundzwanzig aus diesem Fonds zu erhalten; 7) 13,751 Pf. Verwillungen an den Präsidenten des Westminstergerichts, dem Lord Major und den Stadtältesten in London. Die 8. Classe umfaßt die Besoldungen des Großkanzlers, geheimen Siegelbewahrers, des ersten Schatzcommissionärs und des Kanzlers der Schatzkammer ꝛc. Sie betragen 24,318 Pf.

Die Irländische Civilliste, welche die 9. Classe bildete, wurde auf 125,000 Pf., und die Schottische auf 21,005 Pf. festgesetzt. Die ganze Kostenberechnung belief sich somit auf 960,000 Pf., wozu er noch 10,000 Pf. für besondere Vorfälle zählte. Der

Miniſter ſchloß mit der Bemerkung: „er hoffe, daß man ſich mit den gemachten Abzügen zufrieden ſtellen werde, es ſei dem Verlangen vorzunehmender Einſchränkung inſoweit nachgegeben worden, als es die Würde und der Glanz der Krone geſtatte, und das Haus werde die einzelnen von ihm angegebenen Anſätze für angemeſſen erachten.“ Nicht mit einer Sylbe gedachte er in ſeiner Rede der Einkünfte aus dem Herzogthum Cornwallis, welche, nach Maßgabe eines Vorſchlags unter der vorigen Regierung zu Bezahlung der Schulden des Prinzen von Wallis verwendet werden ſollten, und welche jährlich ungefähr 12,000 bis 20,000 Pf. betragen, noch auch der Revenüen aus dem Herzogthum Lancaſter, die nach der Schätzung von Hrn. Burke in 4000 Pf. baarem Gelde und 40,000 Pf. Patronatseinkünften beſtehen, obſchon man annahm, daß dieſe Revenüen unter der in der Thronrede angekündigten Verzichtleiſtung auf die erblichen Einkünfte begriffen ſeyn würden.

Lord Althorpe, Sir H. Parnell, Hr. Hume, Hr. Brougham und Lord Palmerſton äußerten ihre Mißbilligung zuvörderſt im Allgemeinen darüber, daß die vom Schatzmeiſter vorgeſchlagene Feſtſtellung der Civilliſte verwickelt und unverſtändlich ſei. Sie tadelten

die Rechnung insbesondere aus folgenden Gründen: 1) wegen der darin obwaltenden Uebertreibung; 2) wegen Mangels richtiger Classification; 3) weil, ehe man den Handel mit der Krone auf die ganze Regierungszeit abschließe, eine Untersuchung nothwendiger Weise vorangehen müsse; und 4) weil die Revenüen aus den Herzogthümern Cornwallis und Lancaster in der königlichen Verzichtleistung ausgelassen seien. Nachdem Sir R. Peel und der Generalanwald hinsichtlich einiger oder aller gedachter Puncte ungenügende Antworten ertheilt hatten, vertagte der Ausschuß die Debatte auf den Montag, den 15. November. Einige von der Oppositionspartei verlangten, daß der Aufwand für die Krone von dem Aufwande zu andern Zwecken getrennt werden möge; Alle beklagten sich darüber, daß man die Ansätze in Verhältniß zu den gefallenen Preisen nicht gemindert habe, und ebenso bestanden Alle darauf, daß man einen besondern Ausschuß erwählen möge, um die Nothwendigkeit der Ausgaben zu prüfen.

Herr Hume that dar, daß der Verzicht auf die zufälligen Revenüen nur eine Parade und ein Blendwerk für das Publicum sei. Die Admiralitätsabgaben beliefen sich jetzt auf 1229 Pf., andere Abgaben

auf 284 Pf., und mit den westindischen 4½ Procent betragenden Abgaben wolle es gar nichts sagen, denn diese habe man bereits zu Gunsten der Westindischen Kirche fallen lassen, und zwar in einer Acte, welche bestimme, daß, wenn diese Abgaben mehr als 21,000 Pf. eintragen würden, der Ueberschuß nicht der Krone, sondern der Staatscasse zufließen solle. Die Einkünfte aus Gibraltar überstiegen alljährlich nicht 10,000 Pf. Sämmtliche Casualrevenüen betrügen jährlich nicht über 24,000 Pf., und hierauf habe nun Wilhelm IV. Verzicht geleistet. Hr. Brougham machte mit großem Nachdruck auf die Täuschung aufmerksam, welche man durch die Worte in des Königs Rede, welche seiner Ansicht nach nicht bloß von dem Verzicht auf die lumpige Summe der Casualrevenüen zu verstehen wären, sondern auch nach gewöhnlichem Sprachgebrauch wegen geschehener Erwähnung der erblichen Revenüen den Verzicht auf die Einkünfte aus den Herzogthümern in sich begriffen, dem Hause und Publicum gegenüber versucht habe.

Am Montag wurde die Debatte wieder aufgenommen. Sir H. Parnell trug, nachdem er ein gleiches Feld durchschritten hatte, auf Niedersetzung eines Specialausschusses behufs einer vorzunehmenden

Prüfung an. Es erfolgte hierauf eine geschickte Antwort von Seiten des Schatzmeisters, die jedoch keinen neuen Punct zum Vorschein brachte. Sodann setzten andere Mitglieder, wie Herr Banks, Herr Calkraft und Hr. H. Sumner die Debatte fort. Sir H. Parnell klagte darüber, daß er die Rechnungen, welche verwickelt und verwirrt wären, nicht verstehen könne, daß er keine Ersparnisse herauszufinden vermöge, als 27,000 Pf., und daß die scheinbare Ersparniß lediglich nur in der Abschaffung von Accidenzien, und in der Uebertragung von Ausgaben aus dem einen Fonds in den andern bestehe. Ebenso beschwerte er sich darüber, daß, obgleich nur drei Classen oder Ausgabecapitel der Civilliste angehörten, welche 460,000 Pf. betrügen, es dennoch nach dem vorgeschlagenen Plan das Ansehen gewinne, als wenn die Krone die ganzen 970,000 Pf. zu verausgaben habe. Bei dem gegenwärtigen Reglement habe man das Jahr 1815 zum Maßstab genommen, welches Jahr bedeutende Ausgaben nöthig gemacht habe. Der Baronet schloß mit dem Vorschlage, daß man einen Ausschuß niedersetzen möge, welcher nicht etwa Zeugen abhören, oder Personen, Papiere und Documente zu Rathe ziehen, sondern um die Richtigkeit der Po-

ſten feſtzuſtellen. Hr. Banks unterſtützte ihn. Es wurde votirt; 233 Stimmen waren für, und 204 gegen die Motion. Die Majorität betrug daher 29 Stimmen. So erlitten die Miniſter in vollem Hauſe mit 29 Stimmen eine völlige Niederlage.

Es war beim erſten Anblick klar, daß dieſe Abſtimmung ein Todesſtreich für das Miniſterium ſeyn müſſe. Der Antrag, mit welchem ſie durchfielen, war die erſte Maßregel einer neuen Regierung; er war längſt verſprochen und reiflich überlegt worden; er hing mit der Zufriedenheit des Monarchen und dem Glanze der Krone eng zuſammen; und er berührte die Gefühle des Volks ſehr ſtark zu einer Zeit, wo die allgemeine Noth dem Verlangen der Erſparungen großen Nachdruck gab. Der Anlaß zu dieſer Niederlage ſchien freilich nur die Form zu betreffen, war aber doch eine Erklärung über das Vertrauen, welches die Miniſter beſaßen.

Sie brachten Berechnungen und Anſchläge zum Vorſchein, welche ſie für reiflich überlegte ausgaben; ſie verlangten, daß das Parlament im Vertrauen auf die Richtigkeit ihrer Rechnungen jene Vorſchläge annähme, indem ſie der Unterſuchung ihre Verantwortlichkeit entgegenſtellten. Die Mehrheit weigerte aber

ſich auf ihre Angaben zu verlaſſen, und beſtand auf der Prüfung durch einen Ausſchuß; hierin lag die Erklärung, daß das Miniſterium kein Vertrauen mehr genieße, ebenſo deutlich und offen, als ob geradezu über den Character der Regierung abgeſtimmt worden wäre. Der Führer im Unterhauſe fühlte, daß er keine Macht mehr über ſeine Truppen beſitze; er ſah, daß manche ſeiner Freunde zum Feinde übergingen, und daß er die Sache der Regierung im Angeſicht einer ſo mächtigen Gegenpartei nicht vertreten könne. Er hatte bei der letzten Wahl den Zauberſtab verloren, mit welchem er dergleichen kleine Factionsſtürme beſchwören konnte, und ebenſo hatte der Marſchallsſtab im Oberhauſe ſeine befehlende Kraft eingebüßt. Die widerſtreitenden Elemente, aus denen die Majorität beſtand, würden ſich vielleicht bei dem nächſten Votum geſchieden, und es würden unter Umſtänden einige von den frühern Anhängern Wellingtons ſich wieder zu deſſen Fahnen gewandt haben; aber ſie waren einmal zur Deſertion gewöhnt, und konnten, wenn man ihrer am meiſten bedurfte, zu den Feinden übergehen. Es war augenſcheinlich, daß auch ſonſt das Miniſterium unpopulär geworden war. Die Miniſter waren ſchwach an Talenten, während ſie das

Monopol der Macht an sich zu reißen suchten. Sie konnten weder gute Einrichtungen schaffen, noch dieselben vertheidigen. Dadurch, daß sie in der königlichen Rede auf eine Einmischung in die Belgischen Angelegenheiten hingezielt, hatten sie die Freunde des Friedens und der Nationalunabhängigkeit beunruhigt. Die Abneigung des Herzogs Wellington gegen jede Art von Reform in einer Zeit, wo Revolutionen in andern Ländern gefürchtet wurden, weil man sich auf Reformen nicht eingelassen hatte, erregte große Besorgniß. Endlich hatten sich die Minister lächerlich gemacht, indem sie den König von dem Besuch in dem Stadthause abgehalten hatten, wobei die Fortdauer der unentbehrlichen Achtung unmöglich bestehen konnte.

Die Niederlage bei der Civilliste war nicht die Ursache, sondern die Folge dieses Mißcredits, und deßhalb schlugen sie den ehrenvollen und klugen Weg ein, ihre Stellen niederzulegen. Ihr Fall war lediglich Folge ihrer Handlungsweise, nicht der Intrigue, nicht einer Laune des Monarchen, nicht einer Hofcabale, noch des ihnen entzogenen aufrichtigen Vertrauens ihres Gebieters. Da sie aber einmal das Vertrauen des Parlaments verloren hatten, und nicht

länger die Zügel der Regierung lenken konnten, nahm Se. Majestät ihre Resignation willig an. Er befragte die beiden dirigirenden Minister einzeln wegen Wiederbesetzung des Ministeriums, und beide nannten den Graf Grey. Demgemäß empfing Se. Herrlichkeit sogleich am 16. um 5 Uhr eine Botschaft, und durch dieselbe den Befehl Sr. Majestät, ein Cabinet zu bilden mit dem Bemerken, daß der Herzog Wellington, so lange er Minister war, sein ungetheiltes Vertrauen genossen habe, und daß er, Se. Majestät, dasselbe nunmehr in demselben Umfange und ohne Vorbehalt auf Se. Herrlichkeit übertrage.

Obgleich das letzte Ministerium, wie eine Aufzählung der Ministernamen ergeben würde, schwach an Talenten, Kenntnissen und Familieneinfluß war, so war es doch im Stande, die katholische Frage, die Bill wegen Erleichterung des Zustandes der Nonconformisten und die Abschaffung des Biermonopols durchzusetzen.

Sir R. Peel, der Vorsitzende im Unterhause, würde an jeder Regierung Theil nehmen können, welche nach offenen und liberalen Grundsätzen verführe. Derselbe hat in schwierigen Zeiten, ohne zu gewaltsamen Mitteln zu greifen, für die Gesetzesre-

form und die Aufrechthaltung der Ordnung mehr gethan, als irgend ein Staatssecretär des Innern seit 100 Jahren. Er war stets ein freisinniger und aufrichtiger Freund der Reformen. Niemals trachtete er nach ungesetzlicher Macht, seine Geschäftsthätigkeit war rasch und ununterbrochen; während er im Parlament durch seine Gabe, Gründe, und besonders die Thatsachen klar zu entwickeln, große Dienste leistete. Es würde schwer seyn, von dem Herzog Wellington in Ausdrücken zu hoher Bewunderung zu sprechen, wenn man auf seine außerordentlichen militärischen Verdienste hinblickt; allein seine Politik in äußern und innern Staatsangelegenheiten, mit einziger Ausnahme seiner edlen und glücklichen Bemühungen bei Durchsetzung der katholischen Bill, verrieth keine gleichmäßige Geschicklichkeit, die bürgerlichen und politischen Angelegenheiten einer großen und freien Nation zu leiten.

(Der Beschluß folgt.)

2.

Lithauen und seine letzte Insurrection.

(Beschluß.)

IX.

Da die Affaire von Schavlé eine der letzten unseres Lithauer Feldzugs ist, so ist es wohl nicht am unrechten Orte, auf einen Augenblick die Erzählung der militärischen Operationen zu unterbrechen, und einige Notizen über die innere Verwaltung des Landes während der Insurrection zu geben. Ich rede hier nicht von dem Theil des Landes, dessen Hauptörter beständig vom Feinde besetzt waren, oder die zwischen Russischer und Polnischer Herrschaft wechselten [1]); da in ihnen die Bewohner den Befehlen zweier, ganz entgegenstehender Regierungen unterworfen waren, so herrschte daselbst eine vollkommene Anarchie, und man gehorchte nur dem Recht des Stärkeren. Aber ganz Samogitien, die Districte Upita und Vilcomir, wußten ihre Unabhängigkeit bis ans Ende des Feldzugs zu erhalten, und da die Gegenwart der Rus-

1) Die Districte Wilna, Troki, Oschmiana, Kowno, Widzé und Zaviley.

sen daselbst nur ephemerisch war, so waren sie auch nicht im Stande, die alte Ordnung der Dinge dort vollkommen einzuführen.

Vielleicht ist dieß die einzige Revolution, wo die Revolutionären, zufrieden, ihr Leben für die Vertheidigung des Geburtslandes zu opfern, weder nach Stellen, noch nach Macht trachteten. In Folge der alten Constitution des Landes werden die Civilbehörden in Lithauen alle drei Jahre durch freie Wahl der Bürger ernannt. Die Insurgenten wollten die nicht absetzen, welche ihre eigene Wahl und das Vertrauen ihrer Landsleute zu den Stellen berufen hatten, die sie inne hatten. Indem sie Häupter der patriotischen Regierung wurden, behielten die Marschälle des Adels durchgängig ihre Aemter, mit Ausnahme derer, welche, weil sie wegen ihres Alters oder Arbeitsscheu den Geschäften ihrer neuen Stellung nicht gewachsen waren, selbst ihre Würden niederlegten. Auch muß man den Beamten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich des ihnen bewiesenen Vertrauens würdig zeigten; sie waren die ersten, die zur Aufrechterhaltung der Insurrection ihre Güter zum Opfer brachten, und sich durch die Großherzigkeit ihrer freiwilligen Gaben

auszeichneten; die jüngern zahlten sogar mit ihrer eigenen Person.

Indessen mußte man doch die bisher von der Russischen Regierung ernannten Beamten durch andere ersetzen, und ebenso erforderte der durch die Insurrection eingeführte Zustand der Unabhängigkeit neue, dem Volke bisher unbekannte Aemter. Da, wo man Alles erschaffen, Alles organisiren muß, kann die Thätigkeit nie groß genug seyn; und wenn die Maschine am künstlichsten zusammengesetzt ist, geht sie am schlechtesten. Um also soviel wie möglich die Form der Administration zu vereinfachen, setzte man einen aus vier Mitgliedern bestehenden Verwaltungsrath nieder, dem die Verwaltung der vier besonderen Zweige übertragen wurde [1]), welcher unter dem Vorsitze des Obergenerals der Armee die zur Aufrechterhaltung der Insurrection nöthigen Mittel ergreifen, und allgemeine Reglements erlassen sollte, deren Ausführung dann jedes Mitglied in seinem Verwaltungszweige durch die in jedem Sprengel angestellten Commissarien zu besorgen hatte.

Jeder District hatte seinen besonderen Verwal-

1) Krieg, Polizei, Finanzen und Lebensmittel.

tungsrath, welcher unabhängig von den übrigen handelte. Da der Feind uns keine Zeit ließ, irgend etwas zu concentriren, oder im Großen zu organisiren, so war eine Centralregierung von Lithauen nicht vorhanden, und die in den Verhältnissen der verschiedenen Massen des Volkes nothwendigen Veränderungen konnten nicht vorgenommen werden.

Das sicherste und rühmlichste Mittel, unserer Insurrection einen kräftigen Aufschwung zu geben, wäre gewesen, den Bauern die Freiheit zu geben, den eingebornen Landmann zu heben, und ihm zu zeigen, daß nur die Russische Herrschaft ein Hinderniß für den Adel gewesen wäre, für sein Glück zu sorgen. Die Revolution würde, mit Wohlthaten anfangend, neue Kraft aus der Hingebung des Volkes geschöpft haben, das damals für Polen kämpfend, zugleich auch für die Erhaltung der eigenen Freiheit gekämpft hätte. Die Regierungsmitglieder wünschten es, der aufgeklärtere Theil des Adels war von der Nothwendigkeit dieser Maßregel überzeugt, aber aus nicht minder gebieterischen Gründen vertagten sie es bis auf ruhigere Zeiten. Eine unter gegenwärtigen Umständen proclamirte Unabhängigkeit wäre eher schädlich, als nützlich gewesen. Dieser schnelle Uebergang von der

härteſten Sclaverei zur vollkommenſten Freiheit, hätte natürlicher Weiſe Mißbräuche erzeugen müſſen. Die Bauern, vom Strahle der plötzlichen Freiheitsſonne geblendet, hätten nur der Rache ihr Ohr geliehen, und ſich den grauſamſten Exceſſen gegen die Herren hingegeben, von denen ſie tyranniſirt worden waren. Trennung wäre da entſtanden, wo engſte Eintracht nöthig war, eine um ſo verderblichere Trennung, als dieſe Maßregel uns den größeren Theil des Adels entfremdet hätte; und unglücklicher Weiſe iſt die politiſche Erziehung aller Völker des Nordens noch ſo weit zurück, daß die Hauptſtärke im Adel beruht. Endlich wagten nicht einmal die Polniſchen Landboten, die mit Vollmacht ihrer Committenten verſehen und als geſetzlicher Reichstag conſtituirt waren, die Unabhängigkeit der Ackerbau treibenden Claſſe zu proclamiren, wie hätte es eine revolutionäre und dazu nur proviſoriſche Regierung thun dürfen? Die kalte Vernunft übertäubte für den Augenblick den Ruf der Menſchlichkeit; man begnügte ſich, in unbeſtimmten Ausdrücken Verſprechungen zu geben, um das Volk dadurch zu electriſiren, die aber immer klar genug waren, um den Argwohn der Grundeigenthümer zu erregen, welche feſt an ihren Privilegien unbedingter

Herrschaft hielten. Man dachte daher nur an Maßregeln, die höchst dringend und für den Augenblick unumgänglich nöthig waren.

Das gleiche Ziel der Unabhängigkeit, das sich alle diese provisorischen Regierungen steckten, dieselbe Lage und dieselben Bedürfnisse des insurgirten Landes bewirkten, daß man über die zu ergreifenden Mittel vollkommen einverstanden war, und daß, wenn auch bisweilen die Meinungen über Nebenpuncte von einander abwichen, sie doch in der Hauptsache stets übereinstimmten. Die Reglements, welche sie feststellten, jeder Verwaltungsrath für seinen District, waren folgende:

Der große Proceß der Nationalunabhängigkeit brachte alle kleinen Differenzen über Eigenthum und das Gezänk der Advocaten zum Schweigen. Nach einem Puncte hin war die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet. Die Richter verließen ihre Sitze, die Advocaten ihre Arbeitsstuben und griffen zu den Waffen, und zwei Drittheile der Grundeigenthümer befanden sich in den Reihen der Insurgenten. Es war daher absolut nothwendig, für den Augenblick den Lauf der Civilangelegenheiten zu suspendiren, und die provisorische Regierung verordnete allgemein einen

Stillstand der Processe bis zu Beendigung des Kriegs, wobei alles in statu quo gelassen wurde. Zu gleicher Zeit erließ man an das Criminaltribunal den Befehl einer genauen Aufzeichnung aller zu seiner Gerichtsbarkeit gehörigen Rechtssachen; man ertheilte allen denen die Freiheit, deren Unschuld durch die Untersuchung bereits erwiesen war, befreite die wegen polizeilicher und anderer leichten Vergehungen gefangen Gesetzten, für welche die schon erduldete Einkerkerung eine hinreichende Strafe schien, und ließ nur die im Gefängniß, die schwerer Verbrechen überführt waren, und deren Befreiung unter gegenwärtigen Umständen die öffentliche Ruhe gefährden konnte.

Zu gleicher Zeit verkündete man, um nicht in Terrorismus zu verfallen, und um allen Grausamkeiten einer um so gefährlicheren Reaction den Weg abzuschneiden, als der Haß noch neu war, vollkommene Vergessenheit des Vergangenen. Die einzige Strafe, die den Russischen Creaturen zu Theil wurde, war die öffentliche Verachtung, und Niemand war weiter wegen seines öffentlichen Betragens verantwortlich, als vom Augenblick der Insurrection an.

In dem Kriegszustande, in welchem man sich befand, war es das Wesentlichste, Dringendste, unsere

Streitkräfte zu vermehren, und uns in den Stand zu ſetzen, einem zahlreichen Feinde die Spitze zu bieten. Demzufolge riefen die proviſoriſchen Regierungen den ganzen Adel auf, die Waffen zu ergreifen. Dieſer Aufruf war im Grunde nichts, als eine reine Formalität. Der größte Theil wartete dieſen Aufruf nicht erſt ab, um zu thun, was Pflicht und Ehre geboten, und alle die, welche gegen die Stimme des erwachenden Vaterlandes taub blieben, erduldeten deßhalb keine Verfolgungen. Man mußte dieſe unentſchloſſene, ſchwankende Maſſe ſchonen, um ſie nicht zu zwingen, ſich offen in die Arme des Feindes zu werfen. Nur den augenſcheinlichen böſen Willen wollte man ſtrafen, damit Furcht oder Egoismus ſie abhielten, ihn ferner ſo offen an den Tag zu legen.

Das Einſchreiben der, obgleich ſehr zahlreichen Freiwilligen gab nichts Poſitives. In Maſſe konnte man das Volk nicht aufbieten, weil die Zeit der Ausſaat ihre Arbeit erforderte, und der Ackerbau unſere einzige Quelle des Reichthums iſt. Die Regierung behielt ihre alte Zählung nach Feuerherden bei, und befahl die Aushebung eines Fußſoldaten von fünf Höfen, und eines bewaffneten und equipirten Reiters von zwanzig. Man ſchickte alte Krieger in die ver-

schiedenen Gemeinden, um dieser Aushebung vorzustehen, und die neuen Recruten einzuexerciren. Mit Eifer erfüllten sie diesen Auftrag, ungeachtet der Invasion der Russen. Diese Maßregel konnte uns in dem einzigen Gouvernement Wilna eine Armee von 24,000 Mann Infanterie und 6000 Mann Cavallerie verschaffen, die zwar zu schwach war, um gegen die Moscovitische Macht zu kämpfen, deren Zahl aber noch bei weitem die schwachen Vertheidigungsmittel überstieg, die wir ihnen in der Wirklichkeit entgegensetzten.

Gleich nach Ausbruch der Polnischen Revolution wurde Lithauen von den Russischen Behörden entwaffnet, und behielt keine anderen Waffen übrig, als die, welche man den wachsamen Nachforschungen zu entziehen gewußt hatte. Bei denen, die als Jagdliebhaber bekannt waren, wurde Alles weggenommen, und es existirten weder Arsenäle, noch beträchtliche Vorräthe von Feuergewehren. Die Aufforderung an den Adel, alle Waffen zur Verfügung der Regierung zu stellen, brachte nur einige hundert Flinten, von denen noch dazu die meisten im schadhaftesten Zustande waren. Diesen Mangel an Feuergewehren suchte man durch Sensen abzuhelfen, eine romaneske Waffe, die

nur zu gebrauchen ist, wenn regelmäßige Truppen zur Unterstützung da sind, und nur in der dritten Linienreihe von einigem Nutzen seyn kann. Vornehmlich fehlte es gänzlich an Pulver. Es wurden von allen Seiten Emissarien ausgeschickt, um welches aufzutreiben; sie hatten sich aber nur mit Mühe eine kleine Quantität verschaffen können, obgleich sie das Pfund mit einem Holländischen Ducaten bezahlten. Staniewicz, der sich durch unermüdliche Thätigkeit auszeichnete, und dessen District wegen seiner Lage an der Preußischen Grenze die meisten Hülfsquellen darbot, theilte seine Munition mit den andern Führern der Insurrection, ohne jedoch die im Lande umherstreifenden Haufen hinlänglich versehen zu können. Man verschaffte sich rohes Material, um selbst Pulver zu verfertigen. Die ohne festen Ort der Niederlassung schnell improvisirten, vom Feinde verfolgten Fabriken hatten keine Muße, ihre oft durch Mangel an Materialien unterbrochene Arbeit zu vollenden, und lieferten daher ein grobes, schlechtes Pulver, das aber doch drei Monate lang die einzige Hülfsquelle der Insurgenten war. Zu gleicher Zeit beschäftigte man sich eifrig damit, die ganz zerrütteten Flinten wieder brauchbar zu machen, und bediente sich zu diesem

Zweck, aus Mangel an Büchsenmachern, Schlossermeister, ja sogar einfacher Schmide. Zu Wornie in Samogitien errichtete man eine Stückgießerei, unter der Leitung eines alten Artillerieofficiers; in der Eile stellte man die dazu nöthigen Maschinen auf, schmolz Kirchenglocken ein, und brachte es zu zwei Sechspfündern, aus der unsere ganze Artillerie bestanden haben würde, wenn nicht General Malinowski mit seiner Invasion nach Samogitien dazwischen gekommen wäre, und die Stückgießerei nebst unseren Hoffnungen zerstört hätte.

Der Ankauf der Waffen und Munition, die Anlegung der Pulvermühlen, und die Löhnung der Truppen, die man durch das Versprechen eines Soldes gewinnen mußte, erforderten viele Ausgaben. Im Vorgefühl der Insurrection hatte der Lithauische Adel vorsetzlich die Bezahlung der halbjährigen Abgaben zurückgehalten, deren letzter Termin im Monat März ablief. Diese Abgabe belief sich auf funfzehn hunderttausend Papierrubel, die man jeden Augenblick einzuzahlen bereit war, und womit die provisorischen Regierungen soviel wie möglich sparten, indem sie diese Fonds für die Ankunft der Polnischen Truppen aufbewahrten, und die Ausgaben des Augenblicks

mit den freiwilligen Gaben der Führer und Anhänger der Insurrection deckten.

Was die Lebensmittel anbetrifft, so hatten wir daran keinen Mangel. Jeder Bürger beeiferte sich, deren zu liefern, um so mehr, als das Magazin von Dalistowo, das für die Moscovitische Armee errichtet worden, verproviantirt war, und man sie lieber freiwillig seinen Landsleuten geben, als sich zwingen lassen wollte, sie den Unterdrückern Polens zu überliefern.

Ohne Unterlaß gegen Hindernisse kämpfend, immer neue Hülfsquellen aufsuchend in einem armen Lande, dessen Industrie erstickt war, von allen Seiten durch Russisches und Preußisches Gebiet eingeschlossen, genügten die Mitglieder der provisorischen Regierungen selten ihrer eigentlichen Aufgabe, wurden aber nie ihrem Character untreu. Beharrlich in ihren Entschlüssen, ließen sie sich auf keinen Vergleich ein, und obgleich von der Unmöglichkeit des Sieges überzeugt, hatten sie dennoch den Muth, die ganze Verantwortlichkeit des Nichtgelingens auf sich zu nehmen. Die Drohung mit schleunigem, gewissem Tode im Falle des Ungehorsams begleitete alle ihre Befehle; demnach waren sie allein schuldig; auf sie allein mußte die

Rache des Siegers fallen. Die Bürger hatten ihre Proclamationen zu ihrer Rechtfertigung, die authentischen Beweise, daß sie nur den Drohungen gewichen seien, und daß nur die Furcht des Todes sie genöthigt habe, sich den Befehlen einer revolutionären Regierung zu unterwerfen, welche sie nicht anerkannt hätten.

In diesem Zustande ängstlicher Erwartung der Entwicklung zeigte sich die Cholera, blieb aber fast unbemerkt. Ihr wenig gefährlicher Character, die Niedersetzung von Gesundheitscommissionen und Krankenhospitälern, endlich der Eifer unserer Aerzte setzten ihren Verwüstungen Schranken. Im Lager der Insurgenten war die Epidemie fast unbekannt. Wir waren zu sehr aufgeregt durch das Unglück unserer Waffen, als daß wir auf den eingebildeten Schrekken der Cholera viel Rücksicht hätten nehmen sollen, und die kleinere Furcht wich der größeren.

Die Ankunft der Polnischen Truppen machte dem Provisorischen ein Ende. Die Verwaltungsmitglieder legten ihre Functionen nieder, und überließen dem Obercommandanten die Sorge, eine Centralregierung zu ernennen, die, von der Nationalregierung sanctionirt, dadurch, daß ganz Lithauen unter ihren

Befehlen stünde, entscheidendere Maßregeln ergreifen könnte. Die Ersparnisse aller Detaschements kamen in die Generalcasse der Polnischen Armee; der Obrist Przezdziecki lieferte allein 48,000 Polnische Gulden, den Rest der bei Oschmiana den Russen genommenen Casse, und Graf Zaluski und Andere thaten deßgleichen. Indem man dem General Gielgud die Rechnung der rückstehenden Abgaben überreichte, legte man ihm zugleich die Briefe der reichen Grundeigenthümer vor, die, von seiner Ankunft unterrichtet, fragten, wem sie ihre Abgaben zu entrichten und ihre freiwilligen Gaben zu überbringen hätten. Noch mehr, der Lithauische Adel schlug jeden Sold aus, und machte sich verbindlich, bis ans Ende des Krieges auf eigene Kosten zu dienen.

Als die Polnische Nationalregierung bewaffnete Hülfe nach Lithauen sandte, vergaß sie auch die Civilverwaltung nicht, und schrieb in ihren Instructionen die zu befolgende Bahn vor, um den Erfolg der Sache der Freiheit zu sichern.

Nach diesen Instructionen sollten die Polen bei ihrem Eintritt in Lithauen nur die Anstrengungen der Insurgenten unterstützen. Demnach war es ihnen eingeschärft worden, sich aller Veränderungen zu ent-

halten, die, obgleich nützlich, doch den Argwohn der Lithauer erregen, und ihren Eifer erkaltrn könnten. Die Behörden sollten in ihren Aemtern bleiben, und indem man nur den Namen Gouvernement in den von Palatinat veränderte, sollte der Vorsitz des Centralgouvernements einem Marschall anvertraut werden, für welchen, wenn der Adel ihm sein Vertrauen entzöge, sogleich ein Nachfolger gewählt werden sollte.

Sobald die Regierung einmal niedergesetzt wäre, sollte sie im Namen des Reichstages und der Nation den verschiedenen Classen des Volkes gesetzliche Vortheile einräumen, um sie durch das Band des persönlichen Interesses an die Sache der Insurrection zu knüpfen. Die Freisprechung der Bauern sollte eine der ersten Handlungen der Centralregierung seyn. Diese Maßregel war unumgänglich nothwendig, um diesen Krieg wahrhaft national zu machen. Auch sollte man jedem Cultus besonderen Schutz angedeihen lassen, eine allgemeine Toleranz bekannt machen, und den Bischöfen der Griechischen Religion einen Sitz im Senat zusichern. Die Generäle sollten alle diejenigen streng bestrafen, die von unüberlegtem Haß gegen die Russen hingerissen, die Bekenner des Grie-

chischen Glaubens beleidigten, oder während der Ausübung der Ceremonieen des Cultus dieser Religion sich unehrerbietig betrügen.

Die käufliche Race der Juden konnte nicht anders zur Mitwirkung bewogen werden, als durch die Aussicht auf einen unmittelbaren Gewinn; man sollte ihnen daher bei den Unternehmungen der Proviantversorgungen für die Armee den Vorzug geben, während man ihnen zugleich den Genuß der Rechte und Privilegien einräumte, deren sich die Juden in Polen erfreuen.

Zur Bestreitung der Kosten des Feldzugs sollte man unmittelbar zur Eincassirung der Abgaben schreiten, und obendrein noch überall Büreaus eröffnen, wo die Patrioten ihre freiwilligen Gaben, mochten sie nun in Geld, oder in Effecten bestehen, niederlegen könnten.

Eine ununterbrochene, tägliche Communication mit dem Königreiche einzurichten, die Gemüther zu erwärmen, und den Eifer der Lithauer durch Journale und periodische Blätter zu erregen, dieß Land seit dem Augenblick der Insurrection ganz beraubt war, dieß Alles gehörte zu den von der Na-

tionalregierung des Königreichs der Centralregierung des Großherzogthums vorgeschriebenen Pflichten.

Der letzte Artikel der Instructionen betraf die militärischen Operationen. Man rieth darin den Generälen, jede geordnete Schlacht bis zur Ankunft neuer Verstärkung zu vermeiden, die Zeit gehörig zur Einübung der insurgirten Truppen zu benutzen, und sich um jeden Preis der Küste des Baltischen Meeres zu bemächtigen, von wo aus uns vom Auslande Waffen und Munition zukommen sollten.

Chlapowski war der Ueberbringer [1]) dieser Instructionen. Ohne Zweifel hatte er das Recht, den Plan des Feldzugs nach den localen Umständen zu verändern, aber in rein administrativen Dingen mußten Chlapowski und Gielgud buchstäblich die Instructionen der Nationalregierung befolgen; sie waren nur da, um die Ausführung zu unterstützen.

Unglücklicher Weise glaubte Gielgud, keiner Behörde Gehorsam schuldig zu seyn, und nahm auf diese Instructionen fast gar keine Rücksicht. Aus erbärmlichen Familienrücksichten erschuf er, ohne Zustimmung und

1) Gegeben den 12. Mai 1831 zu Warschau und unterzeichnet vom Präsidenten der Nationalregierung, Fürsten Czartoryski.

Wissen der Lithauer, eine Art Centralregierung, unter deren Mitgliedern wir mit großem Erstaunen Menschen von anerkannter Nichtigkeit, meistentheils unserer Revolution fremde, oder doch in zweideutigem Rufe stehende Männer figuriren sahen, während die, welche unser Vertrauen besaßen, oder ihre Vaterlandsliebe an den Tag legten, in Vergessenheit gelassen wurden. Der General Thadeus Tyszkiewicz, Senator des Königreichs Polen, ein mittelmäßiger, kleinmüthiger Mensch, der sich bisher sehr kluger Weise seitwärts gehalten hatte, den Chlapowski von seinem Landgut Swislocz entführen lassen mußte, um ihn zu nöthigen, unserer Sache beizutreten, und dessen einziges Verdienst darin bestand, des General Gielguds Onkel zu seyn, wurde an die Spitze der Lithauischen Angelegenheiten gestellt. Um das Unpassende dieses Betragens zu bemänteln, und den über diese Wahl unzufriedenen Insurgenten den Mund zu verschließen, hatte Gielgud die Unverschämtheit, zu sagen, Tyszkiewicz sei von der Nationalregierung des Königreichs mit dieser Würde bekleidet worden. Die Verwaltung des Inneren vertraute er Johann Gielgud an, einem noch beschränkteren Menschen, als der General sein Bruder, nicht allein unfähig zur Leitung

der Angelegenheiten, ſondern auch nicht einmal im Stande, einen Brief richtig zu ſchreiben, und unſeren Angelegenheiten mit Rußland gänzlich fremd. Caſſimir Kontrym, ehemaliger Unterbibliothekar der Univerſität Wilna, ein unzuverläſſiger Menſch, ein groſſer Freund von halben Maßregeln, der bei der Angelegenheit der Philareten durch heimliche Intriguen ſowohl die verfolgte Jugend, als auch die verfolgende Regierung gegen ſich reizte, erhielt die Oberaufſicht über die Finanzen. Ob er dazu fähig war, oder nicht, dieſe Frage iſt ſchwer zu entſcheiden, zumal da er nur wenige Stunden in der Verwaltung blieb, und dann verſchwand, um nie wiederzukommen. Die Sorge über die Lebensmittel wurde Martin Zaleski anvertraut, ehemaligem Rath im Miniſterium des öffentlichen Unterrichts des Königreichs, einem übertriebenen Frömmler, der alle ſeine Zeit auf lächerliche Bet- und Bußübungen verwandte, ſeinen Beichtvater mehr, als Gott fürchtete, und den Soldaten, welche Lebensmittel verlangten, Faſten und Enthaltſamkeit predigte.

Nur zwei Mitglieder genoſſen das volle Vertrauen der Lithauer. Der Fürſt Gabriël Oginski war mit dem Departement des Krieges beauftragt,

und obgleich man behauptete, sein vorgerücktes Alter mache ihn unfähig, die doppelten Beschwerden des Lagers und der Administration zu ertragen, so waren doch sein Ruf, sein edler Character, seine reine Vaterlandsliebe, und seine für die Sache der Freiheit bekannte Ergebung mehr, als hinreichende Garantien für die Insurgenten. Weit entfernt, die Unthätigkeit seiner ehrenwerthen Collegen nachzuahmen, arbeitete er, so lange es seine erschöpften Kräfte erlaubten. Um dem Mangel an Munition abzuhelfen, schloß er einen Vertrag mit den Samogitischen Juden, die sich verbindlich machten, den Polen binnen Monatsfrist 4000 Pfund Pulver zu liefern. Gielgud ließ ihm keine Zeit, diese Unternehmung in Ausführung zu bringen. Als der erste Transport ankam, waren wir schon bei Plemborg besiegt, und eben auf dem Marsche nach Schavlé, um uns auch dort schlagen zu lassen. Dieser Transport ging in der Verwirrung verloren, ohne daß die Armee irgend einen Vortheil davon zog.

Joseph Straszewicz, ein junger, aufgeklärter, thätiger, unternehmender, mit der Insurrection eng verflochtener Lithauer, der sich schon als Mitglied der provisorischen Regierung im District Upita ausgezeich-

net hatte, war einer von denen, auf welche die Insurgenten rechnen konnten. Gielgud verurtheilte ihn aber bei seiner Wahl zu vollkommener Unthätigkeit. Er übertrug ihm den diplomatischen Theil der Regierung, welcher für ein Volk, das nur mit den Waffen in der Hand unterhandeln konnte, und um welches sich die fremden Mächte nicht bekümmerten, völlig null war. Die energischen Pläne, die er zur Aufrechterhaltung der Insurrection vorlegte, wurden verworfen. Er faßte den Plan, eine Lagerzeitung herauszugeben, die zur Bekanntmachung der Befehle der Regierung und der Armee dienen, die Lithauer beständig mit den Polnischen Angelegenheiten bekannt machen, und ihre Hoffnungen beleben sollte, weil sie sonst durch Unglücksfälle leicht entmuthigt werden konnten. Er machte sich verbindlich, aus seiner Privatcasse allen Aufwand zu decken, wenn nur Gielgud die Lagerdruckerei, die einzige, über welche zu disponiren war, ihm überließe, und seinem Generalstabe Befehl ertheile, ihn mit officiellen Nachrichten zu versorgen. Dieser verzögerte mit seiner gewöhnlichen Unentschlossenheit seine Entschließung, bis die Druckerei auf einem unserer Märsche verloren ging, und Straszewicz sich in die Unmöglichkeit versetzt sah, seinen Plan auszu-

führen; so blieben die Lithauer in gänzlicher Unwissenheit über das, was in Europa, in Polen und selbst bei ihnen vorging.

Diese Regierung, oder vielmehr diese Parodie einer Regierung, lähmte durch ihre Unthätigkeit Alles, was bis dahin schon geschehen war. Die Menschen, aus denen sie bestand, erstaunt, sich an der Spitze so verwickelter Angelegenheiten zu sehen, dachten nie daran, daß sie Amtspflichten zu erfüllen und die Interessen des Volkes zu vertheidigen hätten; sie haben nicht ein einziges positives Zeichen ihres Daseins gegeben. Kein Reglement wurde festgesetzt, keine Proclamation publicirt, und die von der Nationalregierung vorgeschriebenen Maßregeln mißverstanden. Der Soldat blieb ohne Stiefeln und Wäsche, Lebensmittel mangelten, Abgaben gingen nicht mehr ein, weil man nicht daran dachte, Einnehmer zu ernennen, und die Bürger wußten nicht, wohin sie ihre freiwilligen Gaben bringen sollten. Die Lithauer hatten, in die Finsterniß der Unwissenheit versenkt, nur ihre Vaterlandsliebe zum Compaß, und suchten im Finstern tappend nach Mitteln, dem Vaterlande nützlich zu seyn.

Während dieses gänzlichen Stillstandes der bürgerlichen Verwaltung benutzte die Russische Regierung

jedes Mittel, uns von der Polnischen Sache abwendig zu machen. Die Commandanten wurden milder gegen die in ihre Hände fallenden Insurgenten, achteten das Eigenthum, und behandelten unsere Frauen mit der Rücksicht, die dem schwächeren Geschlechte gebührt. Der Kaiser Nicolaus, durch den ungünstigen Gang der Polnischen Angelegenheiten erschreckt, und überzeugt, daß die heftigen Maßregeln der Ukase vom 22. März nur dazu dienen könnten, die Lithauer zur Verzweiflung zu treiben, befahl: „die Aufhebung der Sequestration bis auf weiteres, in Hinsicht der Güter derer, die binnen Monatsfrist, vom Tage der Publication gegenwärtigen Befehls an gerechnet, ihre Reue an den Tag legen würden.“ [1])

Nach Ankunft der Polnischen Truppen in Lithauen nahm er, um dem Brande Einhalt zu thun, der sich auch auf die ruhigen Provinzen auszustrecken drohte, einen noch versöhnenderen Ton an, und schärfte seinen Generälen und Behörden ein: „daß den Grundeigenthümern, welche, sogar mit bewaffneter Hand, an der Empörung Theil genommen hätten, sobald sie sich freiwillig melden und

1) Ukase vom 6. Mai 1831.

ihre Reue an den Tag legen würden, eine Bescheinigung dieses Schrittes ausgestellt, und nachdem sie schriftlich das Versprechen geleistet hätten, in Zukunft ihren Eid der Treue zu halten, in ihre Heimath entlassen werden sollten. Man sah wohl, daß hierin ein geheimer Vorbehalt künftiger Bestrafung enthalten war; indessen die Russischen Generäle rühmten die Großmuth und Güte ihres Monarchen, und verbreiteten überall, wohin nur ihre Schriften dringen konnten, das Versprechen einer unbegrenzten Amnestie und vollkommenen Vergessenheit des Geschehenen. Der Graf von Strogonow, Kammerherr S. kaiserlichen M. ging noch weiter. Er schrieb an den Grafen Zaluski, versprach ihm Verzeihung und die frühere kaiserliche Huld, wenn er selbst die Waffen niederlege, und auch seine Landsleute, auf die er einen wohlbekannten Einfluß ausübte, zu überreden suche, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Er fügte hinzu, General Nabokow, zu Birzé, sei besonders dazu autorisirt, allen denen Amnestie angedeihen zu lassen, die in seine Hände den Eid der Treue erneuern würden. Er sagte endlich, er thue diesen Schritt beim Grafen

---

1) Ukase vom 4. Juni.

Zaluski nicht als Privatmann, sondern handle nach höhern Befehlen. Nichtsdestoweniger blieben diese Bemühungen ohne Wirkung, und ich kenne auch nicht einen, unter denen wenigstens, deren Abfall hätte von Bedeutung seyn können, welcher diesen Lockungen Gehör gegeben hätte. Aber leider fehlte der Nation Einheit, dem Ganzen Kraft. Die Centralregierung war nicht von uns gewählt; von Gielgud ungesetzlich gebildet, von den Insurgenten laut verdammt, erhielt sie sich gegen den Willen der Nation. Worin liegt nun wohl die Schuld, daß wir so vielen vereinigten Ursachen unterlagen, da schon eine einzige hinreichte, die beklagenswertheſten Resultate herbeizuführen.

X.

Unsere Generäle schmachvoll vor Schavlé zurückgeschlagen, warfen sich maschinenmäßig auf Kurszany. Ueber die Streitkräfte und Bewegungen des Feindes blieb man in gänzlicher Unwissenheit; die Bestürzung war so groß, daß am nämlichen Abend ein Schuß einen panischen Schrecken im Lager verbreitete, und Gielgud, ohne nur an Bekämpfung des vermeintlichen Feindes zu denken, keine Befehle als zur Flucht zu geben wußte. Bagage, Kanonen, Fußgänger, Reiter

stürzten bunt durch einander über die Brücke der Stadt; hätte uns der Feind in dieser Verwirrung angegriffen, Gott weiß, welche Folgen es gehabt hätte! Glücklicher Weise war es nur ein falscher Lärm, die Flintenschüsse waren aus Versehen zwischen der ersten Uhlanenescadron und den Insurgenten gewechselt worden. Nach und nach kehrte die Ruhe wieder zurück, und man brachte die Nacht in beständiger Furcht vor einem Angriffe und in gänzlicher Erschöpfung zu.

Am folgenden Morgen versammelte sich der Kriegsrath; er bestand aus vier Generälen und Brigadechefs; aus dem Chef der Artillerie und dem der Ingenieurs. So viele, sich immer häufende Fehler, das einstimmige Murren der Truppen, machten Gielgud zur ferneren Führung des Commandos unfähig. Er hatte lebhafte, bittere, von der Verzweiflung eingegebene Vorwürfe zu ertragen. Man beschloß endlich, ihm das Commando zu nehmen, sich einen Weg nach Polen zu bahnen; und um den uns verfolgenden Feind zu täuschen, uns in drei Corps zu theilen, zu deren Commandanten Chlapowski, Rohland und Dembinski erwählt wurden. Sie hatten unbegrenzte Vollmacht, nach den Umständen zu handeln, und Befehle zu geben, sollten aber dabei soviel Verbindung unter

ſich erhalten, als es die Ereigniſſe erlauben würden. In dieſem Kriegsrathe entſchied man auch die Richtungen, welche dieſe drei Corps zu nehmen hätten. Rohland ſollte ſich nach Polangen wenden, Chlapowski nach Jurborg; Dembinski entſchloß ſich, nach Lithauen zurückzukehren und dort ſeine Rettung zu verſuchen. Der ehemalige Commandant Gielgud ſchloß ſich mit ſeinem ganzen Generalſtabe an das Chlapowskiſche Corps an. Außerdem autoriſirte der Tagesbefehl jeden Officier, ſich von der Armee zu trennen, und den Krieg auf eigene Hand zu führen.

Unſere Soldaten, die es einem Siege gleich hielten, nicht mehr unter Gielguds Commando zu ſtehen, nahmen dieſe Nachricht mit einmüthiger Freude auf. Nach Polen! war das Loſungswort bei der Trennung. Dieſe Freude war jedoch ſehr kurz. Mit Veränderung der Führer veränderte man nichts, als die Namen, denn mit Ausnahme Dembinskis befolgten ſie ganz das Vorbild ihres Vorgängers. Gleich nach der Trennung ſchritt Chlapowski zur Vernichtung der Bagage, deren lange Reihen die Geſchwindigkeit hemmte, und das Zuſammentreffen unſerer Märſche hinderte. Dieſe Maßregel war weiſe und nützlich; aber man durfte nicht ſo weit gehen, auch die fahrenden Lazarethe und

Lagerapotheken zu verbrennen. Der Wald, in welchem dieſer Brand von tauſend Wagen ausgeführt wurde, bot ein furchtbares Schauſpiel dar. Die Luft ertönte vom Geſchrei unſerer Verwundeten, die mitleidslos auf die benachbarte Ebene geworfen wurden, und von ihren Landsleuten, die ſie der blutgierigen Rohheit der Koſaken überlieſen, als letzte Gnade den Tod erflehten. Die, welche ihre Wunden nicht am Gehen hinderten, rafften ihre letzten Kräfte zuſammen, um ſich im Rücken des Corps nachzuſchleppen; andere zogen einen ſchwachen Strahl der Hoffnung einer gewiſſen Gefahr vor, und verfolgten ohne irgend einen Schutz die Spur der Armee, indem ſie ſo bei jedem Schritt Gefahr liefen, dem Feinde in die Hände zu fallen. Aber was man kaum glauben ſollte, iſt, daß man nach der Verbrennung unſerer Feldlazarethe, nach der Ueberlieferung unſerer Verwundeten an die Ruſſen bei unſerem Eintritt in Preußiſches Gebiet unter dem Schutz der Armee die Equipagen der Generäle, ihre Bagagen, und ſelbſt ihr Küchenſervice ſah! Dieſ verbrecheriſche Betragen vollendete das Unglück und Elend. Der Soldat ſah in dem Schickſal ſeiner Cameraden ſein eigenes, ſobald er von einer feindlichen Kugel erreicht würde. Niedergeſchlagen, in dum-

pfe Träumereien verſenkt, antwortete er dem ihm Muth einſprechenden Officier, er wolle nicht mehr kämpfen, weil eine leichte Wunde ihn der Willkür des Feindes überliefere. Iſt eine Armee einmal auf dieſen Punct gebracht, ſo hat man keine Soldaten mehr. Aber eine furchtbare Verantwortlichkeit laſtet auf dem General, deſſen ſchuldvolle Handlungsweiſe der erſte Grund von allem dieſem Unglück war!

So verſtrichen zwei Tage und zwei Nächte eines ſchnellen, forcirten Marſches friedlich. Kein einziger Schuß wurde gewechſelt, nirgends ſah man Koſaken, die ſichern Vorboten der Ruſſen; von vorn hatten wir keine Feinde, und den Rücken deckte Rohland. Die Hoffnung, den Ruſſen zu entwiſchen und nach Polen zu bringen, hielt unſere ſchwindenden Kräfte aufrecht. Die ununterbrochene Ruhe unſerer Märſche brachte auch nach und nach wieder Ruhe in die Armee, und der Soldat, der ein gebieteriſches Bedürfniß hat, ſein Vertrauen irgend Jemand zu ſchenken, glaubte gern, das dem Talente des Generals verdanken zu müſſen, was nur die Wirkung des Zufalls war. Die Officiere ſuchten dieſer Meinung noch feſtere Stützen zu geben, ja mehrere theilten ſie auch wirklich. Chlapowski wird uns retten, uns nach Po-

ten führen! Diese Worte belebten die Reihen, als wir am 12. Juli die Grenzpfähle der Preußischen Grenze erblickten, und Chlapowski gegen Mittag dieselbe zuerst überschritt, und seinen Säbel niederlegte. Die 1. Uhlanenescadron, und das mit ihm von Polen gekommene Detaschement, die nur Vertrauen zu ihm hegten, folgten seinem Beispiel. Sogleich gab Chlapowski den Officieren die Erlaubniß, ihre Pferde gegen die der Ulahnen umzutauschen, weil diese der Preußischen Behörde überliefert werden müßten. Zwei Stunden nachher gab es keine Ulahnen mehr. Schlechte Bauernklepper vertraten die Stelle ihrer Schlachtpferde. Der Commandant der Infanterie, Obrist Oborski, im höchsten Grade empört über dieß kleinmüthige Benehmen, befahl seinen Truppen, auf Russischem Gebiet ein Lager aufzuschlagen. Als man erfuhr, daß man auch die Patronen zerstören wolle, bemeisterte sich tiefer Unwille der Soldaten; sie warfen sich auf ihre Waffen, als ob sie durch eine allgemeine, freiwillige Bewegung die Infamie ihres Führers bestrafen wollten. Der Rest des Tages verstrich in unruhiger Spannung, und falsche Gerücht, die vorsetzlich verbreitet wurden, raubten den Truppen ihre letzten Hoffnungen. Sie theilten sich in zwei Parteien, und die Sonne

des nächsten Tages beschien zugleich den noch immer auf Preußischem Gebiete unbewaffnet stehenden Chlapowski, und Oborski auf Russischem Gebiete, der gegen eine so ehrlose Handlung protestirte. Gegen Mitternacht erhielten die Preußischen Behörden in Memel die Nachricht, daß die um Schutz bittenden Polnischen Truppen die Preußische Grenze bei Schlaugsten überschritten hätten. Sogleich begab sich der Commandant des Gesundheitscordons mit mehreren Beamten dahin, um dieß Ereigniß zu Protocoll zu nehmen, und erstaunt, die Truppen mit niedergelegten Waffen zu sehen, ohne einen Feind zu erblicken, der sie dazu zwänge, verbot er allen Kampffähigen, das Preußische Gebiet zu betreten, bevor er die Ueberzeugung erlangt habe, daß sie von den Russen gedrängt seien. [1]) Schon dieß Verbot beweist, mit welchen Augen die Preußen selbst das Betragen des Generals Chlapowski ansahen.

Er sagt in seinem Briefe: „der Instinct trieb Jedermann nach Preußen." Hat er

1) Man sehe den Bericht unseres Eintritts in Preußen vom 15. Juli, der in Memel gedruckt und in der officiellen Berliner Zeitung wiederholt worden ist.

denn vergessen, daß sich die Infanterie beständig geweigert hat, seinem Beispiel zu folgen? Daß selbst in seiner Gegenwart auf den Antrag eines Ulahnenunterofficiers Skotnicki, dreißig dieser Tapferen aus den Reihen traten, und glücklich nach Polen kamen? Endlich, daß ihn der größere Theil seiner Truppen verließ, um Rohland zu folgen? Anstatt diese Tapferen zu verläumden, die das Opfer seiner Unfähigkeit wurden, wäre es ehrenvoller für den General Chlapowski, frei zu bekennen, daß er in dieser critischen Lage den Kopf verloren habe. Niemand wird sich darüber wundern, denn um ehemaliger Ordonnanzofficier Napoleons gewesen zu seyn, braucht man nicht gerade auch Napoleons Genie gehabt zu haben.

Um den ganzen Tadel dieser Handlung auf einen Andern zu wälzen, übergab er wieder Gielgud das Commando, und schien nur seinen Befehlen zu gehorchen. Gielgud war es, der den Unterhändler mit den Preußischen Behörden machte, der die Protestationsacte aufsetzte, eine absurde Acte, in der man die Lithauischen Insurgenten ganz vergaß, [1]) der den Be-

1) Das Polnische Corps, das nach Lithauen zur Organisation der Insurgenten in regelmäßige Corps gesendet wurde, fand bei seiner Ankunft in dieser

fehl ertheilte, die Ueberbleibsel unserer Munition zu vernichten, anstatt sie Rohland zuzusenden, und er war es auch, der als Opfer Polnischer Verzweiflung fiel. Als Chlapowski die Grenze überschritt, erklärte er laut, er thue es, um den Befehlen des Generalcommandanten Genüge zu leisten, dem zu gehorchen, seine Soldaten Pflicht sei. Die aber, welche wußten, daß in Folge der Entscheidung des zu Kurszany gehaltenen Kriegsrathes Gielgud keinen Einfluß mehr hatte, und daß den Commandanten der detaschirten Corps Vollmacht ertheilt worden war, nach ihrem Gutdünken zu handeln, ließen sich von dieser Comödie nicht irre führen, deren Schmach und traurige Folgen ewig dem General Chlapowski zur Last fallen.

Provinz die Insurrection durch die überwiegenden Streitkräfte der Russen fast gedämpft, und sah sich daher genöthigt, nach einem Verlust von 3000 Mann, in verschiedenen Gefechten, und nachdem er alle seine Munition verbraucht hatte, sich entweder den Russen zu ergeben, oder über die Preußische Grenze vorzudringen. Man hielt es daher für das Beste, sich den Preußen zu ergeben als abermalige Protestation gegen die Vereinigung Polens mit Rußland.

Am 13. gegen 4 Uhr Abends erschienen Truppenmassen auf dem Wege von Garsden. Es war das Corps des General Rohland, der dieselbe Richtung wie wir genommen hatte, Gielguds Rückzug deckend, und verstärkt durch das Detaschement des Obersten Kors und die Brigade der Lithauischen Cavallerie, unter den Befehlen des Oberstlieutenant Jackowski, der der Verfolgung der Russen entwischt, seine Vereinigung mit ihm bewerkstelligt hatte. An Rohland brachen sich die Anstrengungen des Feindes. Zu Powandynie glaubte er sogar das Opfer zu werden. Die schlecht einexercirten und schlecht disciplinirten Truppen ließen sich überrumpeln, und die Russen drangen bis in die Mitte des Lagers. Ungeachtet der durch diesen plötzlichen Angriff verursachten Verwirrung, sammelten sich die Polen wieder, schlugen die Russen zurück, und setzten ihren Rückzug fort. Hätte damals Chlapowski, der nur zwei Meilen davon war, und den Kanonendonner hörte, zur Unterstützung Rohlands manövrirt, vielleicht hätten wir doch einen Sieg in dem unglückseligen Feldzug Lithauens zählen können. Aber rette sich wer kann, war schon lange Chlapowskis Losungswort, der in Eile nach Preußen zu marschirte, ohne sich um das Schicksal

der Schlachtopfer seiner Nichtigkeit zu bekümmern. Nach dieser Schlacht schickte der Russische General Oelingshausen einen Parlementär ab, um Rohland aufzufordern, sich zu ergeben, weil er von allen Seiten umzingelt nirgends entwischen könne, und wenn auch seine kleine Truppe Wunder der Tapferkeit verrichtete. Auf diesen Vorschlag antwortete man, die Polen seien entschlossen, lieber zu sterben, als sich zu ergeben. Eigentlich commandirten der General Szymanowski und der Oberst Koss im Namen des Generals Rohland. Es kam ihnen nicht in den Sinn, daß in demselben Augenblick Chlapowski sich zum freiwilligen Kriegsgefangenen Preußens mache.

Die Ankunft dieses Corps, das entschlossen war, sich mit der Spitze seines Bajonetts einen Weg nach Polen zu bahnen, erweckte die Scham und Ehre, und führte unsere Soldaten zur Pflicht zurück. Aber schon hatte die Ansteckung des bösen Beispiels mehrere unter ihnen gewonnen. Die beunruhigenden Gerüchte trugen ihre Früchte; die Zerstörung der Patronen raubte ihre Hoffnung, und die verführerische Aussicht nach Ruhe verlockte die durch Strapazen demoralisirten Menschen. Das zweite Jägerregiment zu Fuß war zum erstenmale taub gegen die Stimme seiner

Officiere. Oberst Wolski verließ die Bahn der Ehre, verleitete es, und das ganze Regiment, seinen Führer an der Spitze, legte die Waffen nieder, während das ganze Officiercorps mit 160 Soldaten und Unterofficieren, wieder zum Corps des General Rohland stieß. Fürst Czetwertynski befahl seinen Artilleristen, die Kanonen wieder zu holen, die den Preußen schon übergeben waren, und sich in ihrem Territorium befanden. Der ganze Gielgudsche Generalstab, mehrere Officiere und Soldaten ergriffen ihre Waffen wieder, um dem zu folgen, welcher ihnen versprach, sie ihrem Vaterlande wiederzugeben. Mit Verachtung und Verwünschungen wurden die überhäuft, welche in ihrer schmachvollen Apathie versenkt blieben, und hier war es, wo der Capitän des 7. Linienregimentes, Skulski, der Gielgud alles Unglück der Armee Schuld gab, das verrathene Vaterland mit einem Pistolenschuß rächte.

Gielgud war jedoch kein Verräther; zum Verräther gehört Character und Thatkraft, und beides mangelte ihm gänzlich. Im Jahre 1812 von Napoleon zum Obersten eines neu zu bildenden Regimentes ernannt, gelangte er in Friedenszeiten durch Anciennität zur Generalswürde, und dieß war sein erster Feldzug. Beschränkt, aber demungeachtet eitel und hals-

ſtarrig, jedoch tapfer, war ſein Beruf, zu gehorchen und nicht zu commandiren, auszuführen, aber nicht ſelbſt Pläne zu entwerfen. Was ſeinen Character anbetrifft, ſo war er weder Ruſſiſch, noch Polniſch. Ein wahres Muſter eines Conſtantiniſchen Soldaten, eine Maſchine, die des Commandanten Wort in Bewegung ſetzt, kümmerte er ſich wenig um die Sache, die er vertheidigte. Freiheit, Deſpotismus, Alles war ihm gleich; ſein Wille richtete ſich nur nach dem Befehl ſeines Obern, und unglücklicher Weiſe empfing er in Lithauen von Niemand Befehle. Die Kugel, die in ihm den Verräther tödten ſollte, verfehlte ſo ihr Ziel.

Während der entwaffnete, von Preußiſchen Lanciers escortirte Chlapowski auf Befehl des Preuſſiſchen Majors von Buddenbrock ſeine Richtung nach Stutten nahm, dem zur Quarantaine beſtimmten Ort[1]), verfolgte das Corps des Generals Rohland ſeinen Weg nach Jurborg, um den Uebergang über den

---

1) Er zog dort ein mit 2508 Mann, unter welchen 35 Oberofficiere, 202 Subalternofficiere, 2142 Unterofficiere und Soldaten, 13 Chirurgen, 1209 Pferde und 6 Kanonen waren, außerdem 307 Verwundete.

Niemen zu bewerkstelligen. Kaum hatten wir die Ebene von Schlaugsten aus dem Gesicht verloren, als die Kanonen des Feindes sich in unserem Rücken hören ließen, und ein Parlementär des General Kreutz bei der Avantgarde erschien, mit der Aufforderung, uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Man gab ihm dieselbe Antwort, die man zwei Tage vorher dem General Delingshausen ertheilt hatte, und setzte den Marsch fort, ganz erstaunt, keinen Versuch zu sehen, unser Vorwärtsdringen aufzuhalten; man erfuhr aber seitdem, daß die Russen weit von uns waren, und daß der Officier von Kreutz uns nur zeigen wollte, daß wir von allen Seiten umzingelt seien, um uns einzuschüchtern.

Rohlands Truppe war weit entfernt, ein regelmäßiges Armeecorps vorzustellen. Officiersgruppen ohne Soldaten, Soldaten ohne Befehle, die kein bestimmtes Regiment hatten, und sich bald an das eine, bald an das andere Bataillon anschlossen. Subordination kannte man nicht mehr; selbst der Schatten von Disciplin war verschwunden. Die Infanterieofficiere, fast alle zu Pferde, waren nicht mehr an ihrem Posten; die Colonnen lösten sich auf; der Soldat verließ die Reihen, durchbrach die Linie, und keine

Officiere waren da, um Ordnung wieder herzustellen. Die Cavallerie, ausschließlich aus Insurgenten bestehend, war schlecht bewaffnet und gar nicht einexercirt. Die Pferde von Strapazen und Hunger erschöpft, schwankten unter ihrem eigenen Gewicht, und konnten weder einem feindlichen Choc widerstehen, noch selbst einen Anlauf ausführen. Die Russen machten beständige Jagd auf uns; ihre Avantgarde folgte uns auf dem Fuße; die Kosaken schwirrten um uns herum; die Augenblicke der Ruhe waren kurz, und selbst dann bat der Soldat, traurig auf seinen Carabiner gestützt, der der matten Hand entschlüpfte, vergeblich um ein Stück Brod, um die erschöpften Kräfte zu beleben. Hunger trieb zum Plündern; die Ermüdung der forcirten Märsche erschöpfte die Menschen, die vor Mattigkeit zusammenstürzten. Die Gräben der Landstrasen lagen voll sterbender Nachzügler, die die Russen nur aufzusammeln hatten, um sie zu Gefangenen zu machen. Die Lithauischen Bauern, deren Niedergeschlagenheit und Entmuthigung zunahm, je weiter sie sich von ihren Wohnungen entfernten, sammelten nur noch ihre letzten Kräfte, um in Masse zu desertiren, und ihre Hütten zu gewinnen. Der einzige Marsch von Schwekschnie nach Nowe-Miasto kostete uns über

die Hälfte unſerer Leute, ohne daß wir ein ernſthaftes Gefecht hatten. Bei Nowe-Miaſto griffen die Ruſſen unſere Arrieregarde an; die 12. Ulahnenescadron machte einen Angriff; der Feind, der nicht ſtark genug war, um ſich in einen ernſten Kampf einzulaſſen, zog ſich zurück, aber das Regiment verlor ſeinen tapferen Commandanten, den Major Fürſt Giedroyc.

Bis jetzt waren wir noch immer längs der Preußiſchen Grenze hin marſchirt, die uns im Falle der Noth ein ſicheres Aſyl darbot. Hinter Nowe-Miaſto aber wendet ſich der Weg, und geht von Neuem ins Ruſſiſche Territorium. Der Feind war nun Meiſter des Terrains, konnte uns umzingeln, und jede Möglichkeit des Rückzugs abſchneiden. Dieſer Umſtand war des Ueberlegens werth. Unſere Generäle hielten daher einen Kriegsrath über die zu ergreifende Richtung. Auf die Truppen, welche gänzlich erſchöpft waren, und unter denen das böſe Beiſpiel Chlapowskis zu wirken begann, konnte man nicht mehr rechnen. Unſere Soldaten, von Hunger und Mühſeligkeiten aufgerieben, beneideten das Loos ihrer Cameraden, die vor der Gefahr geſchützt, jetzt nach ſo vielen Mühſeligkeiten ruhten. Nach der Preußiſchen

Grenze hin wandten sich ihre Blicke, und zehn Meilen, die uns noch von Jurborg trennten, erschienen ihnen wie ein unendlicher, schwer zu überwindender Raum. Wer stand uns auch dafür, daß die Russen nicht vor uns nach Jurborg kamen, um uns den Weg über den Niemen zu versperren, und uns zwischen vier Feuer zu nehmen. Dieß war die gerechte Furcht unserer Generäle, als die Ankunft eines Preußischen Officiers ihrer Unentschlossenheit ein Ende machte. Er stellte ihnen die Unmöglichkeit vor, einem an Zahl fünfmal überlegenen Feinde zu widerstehen, und die absolute Nothwendigkeit, den Eintritt in Preußen augenblicklich zu bewerkstelligen, wenn wir daselbst ein Asyl finden wollten, weil, wenn die Russen uns angriffen, es höchst wahrscheinlich sei, daß die Hitze sie verleite, die Neutralität zu verletzen, und die Preußische Armee nicht stark genug sei, uns zu beschützen. Man entschloß sich daher, den Schutz des Königs von Preußen in Anspruch zu nehmen. Der Major Hordynski machte zwar den Vorschlag, sich mit den Waffen in der Hand durch Preußisches Gebiet einen Weg nach Polen zu bahnen. Er behauptete, wir könnten dieß in einem einzigen Marsch bewerkstelligen, ohne den Preußen Zeit zu gönnen, uns

daran zu hindern. Aber da dieser Schritt den Preußen hätte zum Vorwand dienen können, die Neutralität zu brechen, und ein Armeecorps nach Polen zu werfen, so verwarf man natürlich diesen unklugen Vorschlag eines sonst tapferen Mannes, den der Gedanke, sich als Gefangenen zu ergeben, zur Verzweiflung trieb. Die Nacht verstrich noch unter beständigen Scharmützeln mit den Kosaken, und wahrscheinlich wartete General Kreutz nur auf den Augenblick, wo wir Preußens Grenze verlassen haben würden, um uns ganz zu umzingeln, denn in dem Augenblicke, wo wir unseren Rückzug bewerkstelligten, sahen wir die Russischen Massen sich vor unseren Augen entwickeln.

So mußte also General Rohland am 15. Juni zu demselben Mittel seine Zuflucht nehmen, welches General Chlapowski am 12. in Anwendung gebracht hatte, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Preußen selbst zuerst die Nothwendigkeit dieses Schrittes bewiesen, während sie Chlapowski den Eintritt in ihr Gebiet verwehren wollten, da sie keinen Feind sahen, der ihn dränge.[1])

1) Mit Rohland traten über die Grenze 398 Officiere, 3770 Soldaten, 19 Stück Kanonen und 25 Kriegs-

Von allen Generälen und Oberofficieren, die bei dieser unglücklichen Lithauischen Expedition betheiligt waren, und abgesonderte Detaschements commandirten, bezahlte nur Gielgud das Verbrechen seiner Schwachsinnigkeit mit dem Leben. Chlapowski im Anfange des Feldzugs der Gegenstand der Liebe und Bewunderung der ganzen Armee, verlor selbst die Achtung derselben. Rohlands Nichtigkeit war so erwiesen, daß der Soldat gar nichts von ihm erwartete; Szymarowski und Koss endigten ehrenvoll und fleckenlos, und nur Dembinski erntete äußerlichen Ruhm. Sein Plan schien tollkühn, man beklagte sein Schicksal, und dennoch gelang es ihm allein, die Trümmer der Polnischen Armee und der Insurrection nach Warschau zurückzuführen. Er selbst hat der Nachwelt die Erzählung dieses wunderbaren Rückzugs überliefert, dessen Plan mit der Kühnheit der Verzweiflung aufgenommen und mit der Kraft und dem Talent des Genies ausgeführt wurde.

---

karren. Die Königsberger Zeitung fügt bei Verkündigung dieses Ereignisses hinzu: „Dieß Corps trägt alle Zeichen des ermüdeten Feldzugs an sich. Die Menschen sind sonnverbrannt und wilden Blicks; die Pferde abgezehrt.

Die Lithauiſche Inſurrection verblutete an der tödtlichen Wunde. Zwar blieben noch einige zerſtreute Banden bis in den Monat November, aber ihre von den Ruſſen gar nicht beachteten Anſtrengungen konnten den Polen von keinem Nutzen ſeyn. Es war Nichts, als die convulſiviſche Bewegung der ſterbenden Inſurrection.

So endigte dieſer bewaffnete, große und freiwillige Aufſtand eines ganzen Volks, das mit den Polen durch unauflösbare Bande der Verbrüderung und des Ruhms verknüpft war. Er endigte in dem Augenblicke, wo die Ankunft regelmäßiger Truppen ihm mehr Beſtand geben ſollte; er endigte durch die gehäuften Fehler des mit dieſer Expedition beauftragten Polniſchen Generals. Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß die Bewohner des Großherzogthums das Ruſſiſche Joch hätten abwerfen können; unſere militäriſchen Thaten können keinen Vergleich aushalten mit den Heldenthaten unſerer Polniſchen Brüder, die den Augen des erſtaunten Europas die Wunderthaten des Alterthums erneuert haben. Ein ungeordneter Haufe von Menſchen ohne Führer und Mittel konnte es regelmäßigen, eingeübten, von erfahrenen Generälen angeführten Truppen nicht gleich thun,

und drei Monate Widerstand sind mehr, als man von einem waffenlosen Volke erwarten konnte. Die sich selbst überlassene Insurrection mußte unterliegen; aber die Hoffnungen Skrzyneckis, die Furcht des Kaisers und seines Feldmarschalls bewiesen, wie große Hülfsquellen sie der Polnischen Sache darbot. Hätte man statt Gielgud einen geschickten General nach Lithauen geschickt, vielleicht Pac, den Abgott des Adels und des Volks, der schon durch den Zauber seines Namens mehr Wunder bewirkt hätte, als durch seine Tapferkeit, vielleicht hätten die Angelegenheiten unseres unglücklichen Vaterlandes ein weniger trauriges Ende genommen.

Die Insurgenten, von einem geschickten Generale commandirt, konnten sich lange halten, und die Russen sehr beunruhigen. Paskiewicz, zwischen zwei Feuer genommen, mußte, um aus dieser gefährlichen Lage zu kommen, sich zurück auf Lithauen werfen, und so dem erschöpften Polen einige Augenblicke der Ruhe lassen. Wenigstens wäre er nicht über die Weichsel gegangen, und selbst, wenn er es gethan hätte, sicherte ihm die Einnahme Warschaus, als solche, nicht den Sieg. Die Armee des Königreichs hätte sich nun ins Großherzogthum geworfen, und durch eine Ver-

einigung mit den Lithauern wäre man ſtark genug geweſen, dem von ſeinen Grenzen abgeſchnittenen und der Hülfsquellen beraubten Feind zu imponiren. Wilna hätte Warſchaus Stelle erſetzt; und hatten wir einmal die Ufer des Baltiſchen Meeres in unſerer Gewalt, ſo wären unſere Verbindungen mit dem Auslande deſto leichter geworden.

Durch die gänzliche Vernichtung der Lithauiſchen Inſurrection verlor Polen, was das Materielle anbetrifft, das Gielgudſche Corps und die Hülfstruppen der Inſurgenten; aber weit mehr noch in moraliſcher Hinſicht. Obendrein hatte Paskiewicz nun den Rücken frei, ſeine Communicationen mit dem Reiche waren wieder hergeſtellt, und ſeine Armee wurde durch 30,000 Ruſſen verſtärkt, die bis jetzt mit der Unterdrückung der Inſurrection beſchäftigt geweſen waren; dieß war ein ſchweres Gewicht in die Wagſchale zu Gunſten der Ruſſen.

3.

Lafayette und die Revolution von 1830, von B. Sarrans.

(Fortsetzung.)

Seit dem Jahre 1800, da er nach Frankreich zurückgekehrt war, hatte Lafayette den größten Theil seiner Zeit auf seinem Landgute La Grange hingebracht. Dieses Gut war das Erbe von seiner Schwiegermutter, der Herzogin von Ayen, die auf dem Schaffotte des Schreckens gefallen war. Der Beschluß, welcher die Restitution der Güter der Verurtheilten befahl, hatte ihm diese Trümmer eines großen Erbtheiles zurückgegeben. Hier lebte Lafayette im Schooße seiner zahlreichen Familie, glücklich in dem Glücke, das seine väterliche Sorgfalt Allem bereitet, was ihn umgiebt, und hing gänzlich seinem herrschenden Geschmacke für den Ackerbau nach. Er hielt sich von den Tuillerien der Restauration ebenso fern, als er den Tuillerien des Kaiserreiches fremd geblieben war.

Die berüchtigten Ordonnanzen standen im Moniteur vom 26. Juli. Dieses Blatt erhielt Lafayette in La Grange am Morgen des 27. Er zweifelte nicht, was er zu thun habe. Er nahm Post, und

verdankte es vielleicht nur der Schnelligkeit seiner Reise, daß er unterwegs nicht arretirt wurde. Denn es ist unmöglich, daß bei einer Crisis solcher Art die contrerevolutionäre Regierung ihre Augen nicht auf den Mann gerichtet haben sollte, den man den Revolutionsmann nannte. Wie dem auch seyn mag, am Abend des 27. war es Lafayettes erste Sorge, den aufgestandenen Patrioten die Stütze seines Namens und seiner Person anzubieten. Seit 4 Uhr des andern Morgens war eine Deputation der Schüler der polytechnischen Schule bei ihm vereinigt, und einige Stunden danach kämpfte und starb diese Schaar junger Helden an der Spitze des Volks in allen Theilen der Hauptstadt.

Der Widerstand ordnete sich auf allen Puncten mit verschiedener Aussicht auf Erfolg und Unfall. Einige Barricaden fingen an zu entstehen, und das Blut floß schon in Strömen, als die Deputirten nach ihrer Verabredung vom vorigen Abend sich bei Herrn Audry de Puyraveau zu versammeln begannen. Es war Mittag; die Sonne brannte heiß; der Lärm der Sturmglocke, der Donner der Kanonen und das Krachen des Gewehrfeuers verkündeten den Aufstand des Volks. Die Vertreter Frankreichs entschieden, so

glaubte man wenigstens, über das Schicksal des Vaterlandes; ein unentschiedenes Gefühl von Furcht und Hoffnung beunruhigte alle Gemüther; man lebte das Leben nicht, man verschlang dasselbe, man starb vor Ungeduld.

Eine große Anzahl von Bürgern, bewaffnet und unbewaffnet, umgab das Haus des Herrn Puyraveau. Sie suchten an der Miene eines jeden der Deputirten, der an ihnen vorüberging, zu errathen, ob er in seinem Mannesherzen Muth und Hingebung für das Vaterland hege. Lafayette wurde mit lebhaftem Zurufe begrüßt; er war die Hoffnung der Freiheit. Er und Laffitte fanden sich zuerst ein zu der Zusammenkunft. In Kurzem haben die Deputirten Platz genommen, auf die gesonderten Besprechungen folgt ein Stillschweigen, und man fängt endlich an, sich mit der Erhaltung der Freiheit zu beschäftigen, für welche das Volk instinctmäßig seit 36 Stunden kämpft und stirbt.

Ich theile jetzt das mit, was ich in diesem wichtigsten Augenblicke gehört und gesehen habe; der Saal, wo das Geschick eines Volkes oder vielmehr das Geschick Europas besprochen wurde, lag an ebener Erde; ich stand an dem Fenster desselben mit

ungetheiltem Blicke und mit offenem Ohre. Mein Vaterland mag es beurtheilen, ich werde ohne Furcht und ohne Haß sprechen und nur die Wahrheit sagen.

Herr Mauguin nimmt zuerst das Wort. Er ist der Mann der Gefahr, der Redner der Revolution, die Natur hat ihn zum Tribunen gemacht. Er beschreibt mit großen Zügen ein schauderndes Bild der Lage von Paris. Er spricht von dem Verbrechen des Hofes, dem Zorne, dem Kampfe, den Erfolgen, den Unfällen, der Furcht und der Hoffnung des Volkes. Hören Sie, rief er mit Begeisterung, den Donner der Kanonen und das Röcheln der Sterbenden; ein großes Volk macht eine Revolution und Sie müssen dieselbe leiten; es ist nicht mehr erlaubt, zu zaudern; unser Platz, meine Herren, ist zwischen den Bataillonen des Volkes und den Reihen des Despotismus; verlieren Sie keine Zeit, die königliche Garde verliert auch keine; noch ein Mal, die Revolution ist es, die uns ruft.

Bei dem Worte Revolution stehen mehrere Deputirte auf und wollen sich zurückziehen. Carl Dupin, Sebastiani und Guizot zeichnen sich aus als die eifrigsten Anhänger der gesetzlichen Ordnung. „Ich

proteſtire gegen jede Handlung, welche die Legalität überſchreitet, ſagt Dupin;" was ſprechen Sie von Widerſtand, ſagt Sebaſtiani, mit Zorn und Eile, es handelt ſich nur darum, die geſetzliche Ordnung zu erhalten; die geringſte Unüberlegtheit, ſagt Guizot, wird unſer gutes Recht bloßſtellen; unſere Pflicht iſt nicht, für oder gegen das Volk Theil zu nehmen, ſondern nur uns als die Vermittler hinzuſtellen, um die Bewegung des Volkes aufzuhalten und den König zu überzeugen, daß er durch ſeine Miniſter getäuſcht worden iſt.

Da läßt ſich eine Stimme hören, die den Freunden der Freiheit wohl bekannt war, die Stimme Lafayettes, der immer den Muth und das Geſchick hatte, die Fragen auf den wahren Geſichtspunct zurückzuführen. Ich muß geſtehen, ſagt er lächelnd, daß ich nach dem Moniteur von vorgeſtern und dem Gemetzel, das ſeit zwei Tagen dauert, nicht verſtehe, was Legalität iſt. Darauf nimmt er den ruhigen und feierlichen Ton an, welcher dem Ernſte der Lage angemeſſen war, erklärt, daß es ſich um eine Revolution handele, und ſchlägt die unmittelbare Einrichtung einer proviſoriſchen Regierung vor. Dieſer Gedanke, der ſpäter angenommen wurde, war zur Zeit noch zu

ſchneidend und zu patriotiſch, als daß er nicht einer guten Anzahl ſeiner Collegen übereilt hätte vorkommen ſollen.

In dieſem Augenblick kommt die Nachricht, daß ſich das Volk nach einem gräßlichen Blutbade des Stadthauſes bemächtigt habe, aber der Kampf dauert fort, die königlichen Truppen erhalten Verſtärkung, und es iſt zu fürchten, daß ſich der Sieg auf ihre Seite neigt. Hierdurch wird der ſinkende Muth Einiger von den Kämpen der Legalität wieder belebt. Herr Guizot, deſſen Vorſchlag, einen reſpectvollen Brief an den König zu ſchreiben, verworfen worden war, zeigt ſich geneigt, ſich den Gefahren einer Proteſtation zu unterziehen, deren Entwurf er vorlas, und in welcher noch die Rede von Treue gegen den König war. Dieſe Proteſtation wurde angenommen ungeachtet der muthigen Bemerkung des Herrn Laffitte, der erklärte, daß dieſelbe den gerechten Forderungen nicht genüge, die ein Volk machen dürfe, daß ſeit zwei Tagen ſoviel Blut vergoſſen habe.

Herr Perrier ſchlägt vor, eine Commiſſion zum Herzog von Raguſa zu ſchicken, um von ihm einen Waffenſtillſtand zu erreichen, während welches die Deputirten ihr Bedauern an den Stufen des Thrones

niederlegen könnten.[1]) Lafayette verlangt aber, daß man sich darauf beschränke, dem Herzoge im Namen des Gesetzes und unter seiner persönlichen Verantwortlichkeit zu befehlen, daß Feuer einzustellen. Dessen ungeachtet wurde diese Commission ernannt. Sie bestand aus den Herren Perrier, Laffitte, Mauguin, Lobau und Gerard. Lafayette war sichtbar über ein Zaudern entrüstet, da das Blut so vieler Bürger um ihn strömte. Er erklärte seinen Collegen, daß sein Name bereits durch das Zutrauen des Volkes und mit seiner Genehmigung an die Spitze der Revolution gestellt sei; daß er sehnlich wünsche, sein Entschluß möge ihre Zustimmung erhalten, daß er es aber jedes Falles seiner Ehre schuldig sei, den nächsten Morgen in Paris sein Hauptquartier aufzuschlagen.

---

1) Die Unparteilichkeit verlangt, nicht unerwähnt zu lassen, daß Herr Perrier schon in vertraulicher Weise den Vorschlag gemacht hatte, dem Herrn Marmont einige Millionen anzubieten, um ihn für die Sache des Volkes zu gewinnen, und daß er sogar verlangte, Herr Laffitte solle sich dieser Unterhandlung unterziehen, der schon mit dem Herzog von Ragusa in Geldgeschäften gestanden hatte.

So endete diese erste Sitzung. Das ganze Resultat war eine Proclamation ohne Kraft und ohne Farbe, die den folgenden Morgen bekannt gemacht werden sollte. Es war 2 Uhr; man bestellte sich um 4 Uhr zu Herrn Berard.

Um 4 Uhr vereinigten sich die Deputirten bei Herrn Berard. Hier wird mir mein Amt als Geschichtschreiber peinlicher. Ich habe Scenen zu beschreiben, welche man vielleicht aus unseren parlamentarischen Annalen ausstreichen sollte; die Belehrung der Zukunft aber verlangt dieselben, und meine Feder wird ihre Schuldigkeit thun. In dem kurzen Zeitraume, der zwischen der ersten und zweiten Vereinigung der Deputirten verlaufen war, war der Zustand der Dinge durchaus ein anderer geworden. Die Patrioten waren auf mehreren Puncten geschlagen worden. Das Stadthaus, schon genommen und zwei Male wieder genommen, war endlich in der Gewalt der königlichen Truppen geblieben. Diesen Truppen machten es zwar brave Bürger abermals streitig, aber die Kämpfenden fingen an, entmuthigt zu werden. Die Energie erschöpfte sich, ohne alle Leitung, die Unruhe war auf dem höchsten Gipfel und die Niederlage des Volkes wurde im Allgemeinen als unvermeidlich an-

gesehen. Soll ich es sagen? kaum die Hälfte der Deputirten, die der Vereinigung am Morgen beigewohnt hatten, fand sich zu der Zusammenkunft des Abends ein. Unterdessen eröffnete die Commission, die zum Herzog von Ragusa geschickt gewesen war, der Versammlung die übermüthige Antwort dieses Wüthrichs, der die vollkommene Unterwerfung des Volkes verlangte als die vorläufige Bedingung jeder Unterhandlung. Diese Antwort erfüllte die Gemüther der Deputirten mit Unwillen, die dem Vaterlande treu waren. Der größte Theil jener Herren wurde aber eiskalt vor Schrecken, und bei dem Unglücke Frankreichs dachten sie auf nichts, als auf Mittel, wie sie für ihre Person den Folgen der Ordonnanz entgehen könnten, die Paris in Belagerungszustand erklärte. Da wurde die Proclamation gebracht, die am Morgen beschlossen worden war, und die einige Journalisten abgedruckt und der servilen Ausdrücke entkleidet hatten, welche die Furcht in dieselbe hineingebracht hatte. Hier habe ich neue Schwächen zu berichten. Diese Protestation, schwach und farblos wie sie war, wurde verworfen aus Furcht, die sich der Herren Villemain, Sebastiani und Bertin-de-Vaux bemächtigt hatte; keiner dieser Herren wagte es, die-

ſelbe zu unterſtützen; ſie zogen ſich zurück, ungeachtet der heftigen Bitten mehrerer ihrer Collegen, welche ſie beſchworen, am Rande des Abgrundes das Vaterland nicht zu verlaſſen. Da erklärte Lafayette, wie er es ſchon am Morgen gethan hatte, ſich mit Gut und Blut der Bewegung anzuſchließen, und von Tages Anbruch an ſein Hauptquartier auf dem Stadthauſe oder jedem anderen Puncte aufzuſchlagen, der vom Volke beſetzt ſei.

Unterdeſſen hatten ſich die Patrioten abermals des Stadthauſes bemächtigt. Die Schweizer und die Garde hatten ſich zurückgezogen durch die Leichen hindurch, welche den Greveplatz, die Kais und die Brükken bedeckten. Nur zehn Deputirte waren verſammelt, als dieſe glückliche Nachricht eintraf. Sie fachten manchen erloſchenen Patriotismus wieder an, und ſelbſt Herr Guizot ſchlug vor, unter die Proclamation die Namen aller der Deputirten zu ſetzen, gleichviel, ob ſie abweſend, oder gegenwärtig waren, deren liberale Geſinnungen bekannt wären. Herr Sebaſtiani, der wieder in dem Saale erſchienen war, proteſtirte aufs Neue, und vielleicht wäre dieſe langſame Maßregel abermals verworfen oder aufgeſchoben worden, ohne Herrn Laffitte, der mit der kalten Verneinung

und dem Muthe eines wahrhaften Bürgers, die ihm eigen sind, die Frage zerschnitt und sagte: „Wir wollen diesen Weg einschlagen, meine Herren; unterliegen wir, so werden sie uns verleugnen und beweisen, daß wir nur unserer acht gewesen sind; gewinnen wir, so seien Sie ruhig, man wird eifersüchtig darauf seyn, unterzeichnet zu haben." Die Erklärung wurde angenommen, und, in der Voraussetzung von Patriotismus, von 73 parlamentarischen Namen unterzeichnet. Der Name des Herrn Dupin war auch aufgeschrieben, wurde aber auf die Bemerkung Mauguins wieder ausgestrichen, daß man sich dadurch gewissen und unangenehmen Einsprüchen aussetzen werde.

Um 8 Uhr sollte eine neue Versammlung Statt finden bei Herrn Audry de Puyraveau. In dieser Versammlung traten wieder alle Züge von Muth und Schwäche hervor, die sich in den vorhergehenden gezeigt hatten. Ein Streit, den ich nie vergessen werde, entstand zwischen den Herren Lafayette, de Laborde, Laffitte, Mauguin und Audry de Puyraveau auf der einen und zwischen den Herren Sebastiani und Maugin auf der anderen Seite. Die ersten verlangten, daß die Deputirten, die zu Paris gegenwärtig waren, sich mit ihrer Amtskleidung und der drei-

farbigen Cocarde bekleiden, und sich kühn an die Spitze des Volkes stellen sollten; die zweiten unterstanden sich, noch von gesetzlicher Ordnung, von Vermittelung und von Zugeständnissen zu sprechen, die man von Carl X. erlangen könne. Das war zuviel für die Bürgerseele von Lafayette; er erhebt sich und fragt seine Collegen, welches der Posten sei, den sie ihm im Namen des Vaterlandes bestimmen, er sei bereit, denselben auf der Stelle einzunehmen. Die anders Denkenden hatten sich entfernt, und die patriotischen Deputirten, bloß noch fünf an der Zahl, aber entschlossen, ruhmvoll die dreifarbige Fahne aufzustecken, trennten sich, und bestellten sich auf den anderen Morgen um 5 Uhr zu Herrn Laffitte. Es war Mitternacht.

Welch eine Nacht vom 28. auf den 29. Juli! Nie war der Himmel so schön, nie ein Volk so groß! Ein Wiederschein von der Pharsalischen Nacht belebt das dunkele und großartige Gemälde. Alles wacht in der großen Stadt, Alles regt sich, Alles waffnet sich, oder arbeitet an den Barricaden. Die große Stille, die in Paris herrscht, wird nur durch das Geräusch des Pflasters unterbrochen, das man aufreißt, durch das Stöhnen des Verwundeten, den ein Freundesarm in das Vaterhaus trägt, durch das Wer da!

des Bürgersoldaten, oder durch das Wache, Achtung, welches 100,000 Bürger sich von Viertelstunde zu Viertelstunde zurufen; nein, das Volk war nie so groß!

Lafayette widmete diese feierliche Nacht der Besichtigung der Barricaden, die der Instinct und das Vorgefühl der Bürger auf allen bedrohten Puncten errichtet hatte. Bei jeder dieser improvisirten Befestigungen konnte er den Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken über das Ganze der militärischen Anordnungen, die der Klugheit eines Vauban Ehre gemacht haben würden. Wer hat sie, wiederholte er mit Begeisterung, wer hat sie den Krieg gelehrt in einem Tage, in einer Nacht?

Mit Tages Anbruch hatte der Kampf wieder begonnen. Lafayette säumte nicht, sich zu Herrn Laffitte zu begeben. Kanonen- und Musketenfeuer ertönte in allen Straßen, die an die Straße stießen, welche Lafayette zu Fuße durchschritt. Es war ein rührendes Schauspiel, wie das Volk mit Begeisterung den Veteranen der Freiheit erkannte, aber nur leise rief: es lebe Lafayette! um ihn den königlichen Soldaten nicht kenntlich zu machen. So kam Lafayette durch tausend Gefahren und tausend Beweise von

der Sorgfalt des Volkes zu Laffitte, wohin ſich auch mehrere ſeiner Collegen und verſchiedene Deputationen der braven Bürger begaben, die Lafayetten auf das Stadthaus führen wollten, das nun entſchieden von den Patrioten beſetzt war.

Ich habe geſagt, daß von Tages Anbruch an das Volk und die königlichen Truppen die Feindſeligkeiten mit Erbitterung eröffneten. Um das zu begreifen, was bei Herrn Laffitte vorging, und um die Miene zu würdigen, welche die Herren Deputirten annahmen, iſt es von Wichtigkeit, ſich zu erinnern, wie an dieſem entſcheidenden Morgen, und ſelbſt vor der Vereinigung der 35 oder 40 Deputirten, die ſich um 11 Uhr bei Herrn Laffitte verſammelt befanden, die militäriſchen Operationen ſich gewendet hatten.

Mit der Morgenröthe entſpannen ſich auf einzelnen Puncten Gefechte. Mit Ausnahme des Stadthauſes, der Zugänge zum Greveplatze und der Boulevards St. Denis und St. Martin, von wo man den Feind den Abend vorher zurückgeſchlagen hatte, ſchlug man ſich auf allen Puncten, die am vorigen Tage der Schauplatz des Kampfes geweſen waren. An den Barricaden, in den Straßen, in den Häuſern, in den Säulengängen der Kirchen, überall be-

wies man in unendlicher Weise den Heldenmuth, die Großherzigkeit und die Todesverachtung, durch welche schon die vorhergehenden Tage zu der schönsten Zeit wurden, die das Menschengeschlecht je geadelt hat, und zu der ruhmreichsten, welche die Freiheit und die Philosophie je verherrlichen können.

Nach einigen Stunden erbitterten Kampfes war alle Wahrscheinlichkeit des Sieges auf der Seite des Volkes. Schon hatten sich mehrere Bataillone der Linie von der königlichen Armee getrennt; nur die Garde und die Schweizer kämpften mit Hartnäckigkeit. Aber allmälig wurden sie von den Posten zurückgedrängt, die sie am vorigen Abend in dem Mittelpuncte der Stadt einnahmen, und sie zogen sich nach dem Louvre und den Tuillerien zurück. Von der anderen Seite hatten die Patrioten, als sie sich von den Deputirten verlassen sahen, deren Muth sie so oft und so vergeblich zu ermuthigen gesucht hatten, die kühne Idee gehabt, eine provisorische Regierung zu proclamiren, die sie, aus eigener Machtvollkommenheit, aus Lafayette, Gerard und Choiseul zusammengesetzt hatten. Als die leichtgläubigen Bürger sich auf das Stadthaus begaben, um mit dieser vermeintlichen Gewalt in Verbindung zu treten, ant-

worteten die Schildwachen: „Man kann nicht eintreten, die proviſoriſche Regierung hält Sitzung.“ Dieſe Regierung, welche in That und Wahrheit nur in der Einbildung einiger Patrioten ſaß, war von der beſten Wirkung auf die öffentliche Geſinnung. Ganze Compagnieen der Nationalgarde erſchienen in Uniform, in Waffen, den Tambour an der Spitze; das Volk, durch dieſe Zeichen von Vereinigung kühn gemacht, und überzeugt, daß es nicht mehr ſich ſelbſt überlaſſen ſei, ſtürzte ſich mit Vertrauen auf die Rotten des Abſolutismus; der Angriff des Volkes regelte ſich auf allen Puncten, eine Maſſe von Angriffscolonnen bildete ſich und ging auf den Feind los, unter der Anführung der Schüler der polytechniſchen Schule, jener zwanzigjährigen wahrhaften Generale, wie ſie ein Bürgerdichter ſo gut genannt hat; die Pariſer flogen zum Kampfe, wie zum gewiſſen Siege, der Erfolg war nicht mehr zweifelhaft.

So ſtanden die Sachen am 29. um 11 Uhr Morgens. Da fand die erwähnte Verſammlung bei Herrn Laffitte Statt, und man wird nun leicht begreifen, daß dieſelbe zahlreicher war, als die Verſammlungen an den vorhergehenden Tagen. Die Nacht hatte ſonderbar auf die Ueberzeugungen eingewirkt; wer

am vorigen Abend als eingefleiſchter Legaliſt weggegangen war, kam nun wieder unwillig, erbittert, zornig über den ſchrecklichen Starrſinn, mit welchem die Bourbonen das Blut ſo vieler ihrer Unterthanen fließen ließen. So erſchienen nach und nach die Herren Sebaſtiani, Bertin de Vaux, Gerard, Dupin der ältere, Guizot und viele Andere, die ſich vorher als Kämpen des reſpectvollen Bedauerns, der Rücknahme der Ordonnanzen und der Legalität um jeden Preis, aufgeworfen hatten.

Seit Anfang des Tages war das Haus des Herrn Laffitte der Vereinigungspunct der Patrioten geworden, der Mittelpunct, von welchem die wenigen Maßregeln ausgingen, die man ergriff, und wo alle verwirrten und widerſprechenden Nachrichten von den Ereigniſſen in Paris zuſammentrafen. Es war ein unerhörtes Schauſpiel, dieſe prächtigen Zimmer, die von Reichthum ſtrotzten, dieſe Tiſche mit Silbergeräth bedeckt, dieſe Caſſen, in welchen Millionen lagen, dieſe Menge von Unbekannten, von Handwerkern, von Soldaten, von Reichen, von Armen, die unaufhörlich aus- und einging, bei Nacht und bei Tage, in einem Augenblicke, da die Geſellſchaft aufgelöſt zu ſeyn ſchien, ohne daß auch nur das Ge-

ringſte entwendet worden wäre von Leuten, die der zuverläſſigſten Strafloſigkeit gewiß waren.

Bei Herrn Laffitte trafen auch die Patrioten der zunächſt gelegenen Departements ein, um ſich Verhaltungsregeln zu holen. Die Verhaltungsregeln faßte der ehrenwerthe Deputirte in wenig Worte zuſammen: „Treibt zum Aufſtande, und, wenn es nöthig iſt, kommt Paris zu Hülfe.“ Bei Herrn Laffitte wurden auch die Depeſchen abgegeben, die von den Patrioten aufgefangen waren; die Geſandten der auswärtigen Mächte verlangten bei ihm ihre Päſſe, man brachte ſelbſt einige Gefangene der königlichen Truppen in ſein Haus.

Mitten unter dieſen Unruhen hatte die Verſammlung am 29. Statt, welcher 38 oder 40 Deputirte beiwohnten. Dieſelbe wurde unter der Präſidentſchaft des Herrn Laffitte eröffnet. Nachdem dieſer die Lage der Dinge auseinandergeſetzt und die Nothwendigkeit behauptet hatte, die Bewegung zu leiten, gab er Herrn Mauguin das Wort. Dieſer ſprach mit demſelben Patriotismus und derſelben Kraft, die er an den vorhergehenden Tagen bewährt hatte, und ſchloß mit der Forderung, daß man wenigſtens jetzt wieder einholen ſolle, was man an den vorgehenden Tagen hinter

dem Volke zurückgeblieben sei, und daß man unverzüglich eine provisorische Regierung einsetzen solle. Eine große Anzahl Bürger, die alle Augenblicke vom Stadthause herkam, verlangte dieselbe Maßregel. Aber dieselbe fand noch immer unsichere und furchtsame Gemüther. Endlich kam Lafayette, und erbot sich, den Befehl über alle militärische Macht zu übernehmen. Dadurch wurde die Berathung entschieden. Von diesem Augenblicke an erklärte General Gerard, daß er nichts Besseres verlange, als unter den Befehlen Lafayettes zu dienen. Es wurde ausgemacht, daß die Leitung der activen Maßregeln ihm unmittelbar anvertraut werden sollte.

Lafayette verlangte, daß eine Civilcommission gebildet und aus Deputirten zusammengesetzt werden sollte. Er lehnte die Ehre ab, dieselbe selbst zu ernennen. Seine Collegen ernannten die Herren Mauguin, Laffitte, von Schonen, Audry de Puyraveau, Lobau und Casimir Perier als Municipalcommissarien, die mit der Leitung der allgemeinen Angelegenheiten beauftragt waren.

Unterdessen waren der Louvre und die Tuillerien genommen worden, nach einem hartnäckigen Wider-

ſtande der Garde und der Schweizer und nach bewundernswürdigen Kämpfen von Seiten des Volks. Dieſes Volk betrat als Sieger den Wohnſitz der Könige, und hier, wie bei Herrn Laffitte, wie auf dem Stadthauſe, wie in St. Cloud, überall war es ein Heer von Spartanern in dem Palaſte des Xerxes. Als Preis für ſeinen gewonnenen Sieg wollte das Volk weiter Nichts, als einen Leichnam auf den Thron Carls X. ſetzen; aber nicht ein Heller wurde entwendet von ſoviel Gegenſtänden des Luxus und der Koſtbarkeit. Auf einem anderen Puncte hatten ſich das 5. und 53. Regiment der Linieninfanterie, bewogen durch einen der Brüder des Herrn Laffitte, der die Kühnheit hatte, ſich mitten unter die Soldaten zu ſtürzen, von den königlichen Truppen getrennt, und ſich in ihre Caſernen zurückgezogen, unter der Bedingung, die Waffen zu behalten, und ſich nicht gegen ihre Cameraden zu ſchlagen.

Der Kampf dauerte nur noch gegen die Garde und gegen die Schweizer fort, die ſich auf allen Puncten zurückzogen, als dieſe Verſammlung am 29. geſchloſſen wurde, in Folge welcher Lafayette ſich auf das Stadthaus begab, beehrt mit dem Vertrauen des Volkes und der Zuſtimmung ſeiner Collegen. Dieſer

Zug, halb triumphirend und halb kriegerisch, bot eine der größten Schauspiele dar, welche je die menschliche Bewunderung erregen können. Man denke sich eine unermeßliche Menge Bürger, mit Waffen und ohne Waffen, die auf ihren Armen den Veteranen der Freiheit tragen; man denke sich das Rufen: es lebe die Nation! es lebe Lafayette! im Vermisch mit dem Geräusche von tausend einzelnen Kämpfen, die noch immer an den Barricaden, in den Straßen, in den Häusern geliefert wurden; man stelle sich den Jubel eines Volks vor, das, drei Tage sich selbst überlassen, einen Generalissimus erblickt, der ihm funfzig für die Freiheit durchkämpfte Jahre ins Gedächtniß zurückruft; man stelle sich 500,000 Männer, Frauen und Kinder vor, die in den Straßen wogen, oder an den Fenstern und Dächern hängen, mit den Schnupftüchern wehen, und die Luft erschüttern mit Ausrufungen des Glückes und der Hoffnung; man stelle sich dieses Alles vor, und man hat nur ein unvollkommenes Bild von dem Wonnerausche des Volks, das den Zug Lafayettes begrüßte.

Auf dem Stadthause angekommen, war es seine erste Sorge, auf dem Thurme dieses alten Gebäudes die dreifarbige Fahne aufzustecken, und an die Mauern

der Hauptstadt folgende Proclamation anheften zu lassen:

„Meine lieben Mitbürger und braven Cameraden!

„Das Zutrauen des Volks ruft mich noch ein Mal zum Oberbefehl über die öffentliche Gewalt. Ich habe mit Ergebung und Freude die Macht angenommen, die mir anvertraut ist, und, wie im Jahre 1789 fühle ich mich stark durch die Zustimmung meiner ehrenwerthen Collegen, die jetzt in Paris versammelt sind. Ich werde kein Glaubensbekenntniß ablegen, meine Gesinnungen sind bekannt. Die Aufführung der Bevölkerung von Paris in diesen Tagen der Prüfung macht mich mehr stolz, als jemals, an seiner Spitze zu stehen.

„Die Freiheit wird siegen, oder wir werden Alle untergehen.

„Es lebe die Freiheit! es lebe das Vaterland!

Lafayette."

So nahm Lafayette wieder dasselbe Stadthaus ein, wo ihn vor vierzig Jahren eine andere Generation an die Spitze der Revolution von 89 gestellt hatte. Als ihm Jemand den Weg zeigen wollte, antwortete er lachend, ich kenne die Gelegenheit, und

wandte ſich der großen Treppe zu. Welches herrliche Schauſpiel bot dieſes neue Generalquartier der Freiheit dar! Welche große Erinnerungen knüpften ſich an Erinnerungen, die noch größer waren! Dieſe unermeßlichen Säle, voll von einer Maſſe Bürger jeder Claſſe und jedes Alters, dieſe Kämpfenden, noch berauſcht vom Siege und ſchön durch ihre Wunden, dieſe Lilienvorhänge, kalt in Stücken geriſſen, die Statue von Ludwig XVIII. umgeſtürzt, die von Carl X. zu Staub gerieben, dieſe Bürgerſoldaten, von allen Seiten herbeikommend und die Niederlage der Feinde der Freiheit, die Eroberung des Louvre, der Tuillerien und der Babyloncaſerne verkündend, Fahnen tragend und Kanonen ziehend, die ſie den Soldaten Carls X. entriſſen hatten, Alles dieſes war ein Schauſpiel, das nur von der Feder eines Tacitus oder Salluſtius würdig beſchrieben werden kann.

Unterdeſſen waren die Freunde des Herzogs von Orleans thätig geweſen. Durch ihre Bemühungen waren die Deputirten zu der Erklärung vermocht worden, welche den Herzog von Orleans zur Generalſtatthalterſchaft des Königreiches berief. Eine Commiſſion wurde beauftragt, dem Herzog dieſe Erklärung vorzulegen. Sie begab ſich gegen 8 Uhr Abends in

das Palais Royal. Der Herzog befand sich noch in Neuilly. Die Commission benachrichtigte ihn schriftlich von dem Beschlusse, den die Deputirten gefaßt hatten. Der Herzog begab sich hierauf zu Fuße nach Paris. Den andern Morgen um 8 Uhr wurde die Deputation benachrichtigt, daß der Herzog bereit sei, sie zu empfangen. Um 9 Uhr wurde sie vorgelassen. Sie bestand aus den Herren Gallot, Berard, Sebastiani, Benjamin Delessert, Duchaffau und Matthieu Dumas.

Herr Berard nahm das Wort, und entwickelte weitläufig die Beweggründe des allgemeinen Interesses für die Nation und des besonderen Interesses für den Herzog, welche, wie er sagte, es zu einem Gesetze für den Herzog machten, den Vorschlag der Deputirten zu genehmigen und die Zügel der Regierung anzunehmen unter dem provisorischen Titel eines Generalstatthalters des Königreiches.

Herr Sebastiani sprach sich in entgegengesetzter Weise aus. Er erinnerte an den Respect, den man der Legitimität schuldig sei, an den precären Zustand der Dinge, an die Möglichkeit, daß die königliche Familie zurückkehren könne, und behauptete, daß der Herzog von Orleans, ohne anzustehen, das Anerbieten

ablehnen müsse, das ihm gemacht sei. Herr Benjamin Delessert trat der Meinung des Herrn Berard bei. Er wiederholte die Gründe desselben mit größerer Dringlichkeit und beschwor den Herzog, Frankreich vor der Anarchie und dem Bürgerkriege zu retten, die ihm bevorstehen, und sein eigenes Haus vor dem gewissen Verderben, zu welchem seine Weigerung das Signal geben werde. Noch nie hatte Herr Delessert mit solcher Ueberzeugung und solcher Hinreißung gesprochen.

Unentschlossen und augenscheinlich überwältigt von Furcht und Hoffnung, sprach der Herzog von Orleans viel von seiner Verbindung mit der Familie Carls X., und schloß damit, daß er keinen Entschluß fassen könne, ohne Jemand um Rath gefragt zu haben, der nicht gegenwärtig sei. Se. königliche Hoheit begab sich hierauf in ihr Cabinet, wo Herr Dupin bereits gegenwärtig war, und wohin Herr Sebastiani alsbald gerufen wurde.

Wer war aber dieser Jemand, dessen hoher Weisheit das Geschick Frankreichs untergeordnet war? Es war Herr von Talleyrand. In der That, Herr Sebastiani begab sich zum Exoberkammerherrn Carls X., der nun, wie man sieht, zum souveränen Schiedsrich-

ter über die Julirevolution geworden war. Sebastiani überreichte Herrn von Talleyrand die Erklärung der Deputirten. Dieser antwortete: Das ist gut, er muß annehmen. Und der Herzog nahm an. Das sind Thatsachen, für deren strenge Wahrheit ich einstehe.

Was ging aber während dieser Zeit auf dem Stadthause vor? Die Männer, welche die Revolution gemacht, hauptsächlich die jungen Leute, die noch die Waffen in der Hand hatten, verlangten laut die Republik, und Lafayetten zu ihrem Präsidenten. Zahlreiche Vereinigungen von Patrioten drangen in ihn, die Gewalt zu ergreifen, ehe die Intrigue, deren Getreibe man ahnete, sich derselben bemächtigt habe. Aber Lafayette, obgleich durchdrungen von Dankbarkeit, beharrte auf den uneigennützigen Grundsätzen, die seinem ganzen politischen Leben zur Richtschnur gedient hatten. Mit Zuneigung, aber mit Festigkeit widerstand er den Bitten, die von allen Seiten an ihn gemacht wurden. Ich erinnere mich, daß mitten unter den Stürmen, die ihn umgaben, und den widersprechenden Anerbietungen, die ihm gemacht wurden, Männer, die weniger republicanisch gesinnt waren, als der ehrenwerthe General selbst, zu ihm sagten: „Nun,

wenn man einen König will, warum nicht Sie? Ich antworte Ihnen, sagte Lafayette, wie der Marschall von Sachsen, als man ihm vorschlug, Mitglied der Französischen Academie zu seyn: „Das würde mir stehen, wie einer Katze ein Ring.“

Der förmliche Wille Lafayettes, den er zu wiederholten Malen aussprach, ging dahin, daß man eine provisorische Regierung ernennen solle, bis die Primairversammlungen in der von der constituirenden Versammlung angegebenen Weise zusammengerufen seien, und die Nation ihren Willen ausgesprochen habe über die Regierungsform, die ihr beliebe, und über die Dynastie, die sie gründen wolle, für den Fall, daß sie sich für das monarchische System entscheiden sollte. Die Deputirten dachten aber anders. Dieselben vertraten 80,000 der angesehensten Bürger des Landes, und die unveränderlichen Grundsätze Lafayettes machten es ihm zum Gesetze, dieser Nationalvertretung nachzugeben, wie unvollständig und fehlerhaft sie übrigens auch in seinen Augen seyn mochte. Dabei muß man sich an die Wahlverhältnisse erinnern, die nur wenige Tage vor der Julirevolution Statt gefunden hatten. Die Presse, die patriotischen Gesellschaften und alle Liberalen hatten alle ihre Be-

ſtrebungen auf ein Ziel gerichtet, auf die Wiedererwählung der 221 Männer, die für die Adreſſe geſtimmt hatten. Das Schickſal Frankreichs ſchien von dieſem Ergebniſſe abzuhängen; um daſſelbe zu erreichen, hatte man gewiſſermaßen dieſe perſſonificirten Grundſätze vergöttert, ohne ſich deßwegen über den inneren Bürgerſinn einer großen Anzahl von ihnen zu täuſchen. Es war eine Nothwendigkeit, welche die Lage der Dinge mit ſich brachte. Aber dieſe Nothwendigkeit hatte den Wiedererwählten ein unbedingtes Vertrauen erworben, das die Gemüther deſpotiſch beherrſchte in dem Augenblicke, da die berüchtigten Ordonnanzen erſchienen. Damals war ganz Frankreich, ſo zu ſagen, unter dem Zauber, den die Wahlarbeiten hervorgebracht hatten. Der Gegenſtand dieſes noch warmen Enthuſiasmus aber, jene 221, war weder für etwas Proviſoriſches, noch für die Primärverſammlungen, die der Wunſch Lafayettes zuſammenberief. Was ſollte dieſer nun thun? Sollte er das Anſehn der Kammer, wenigſtens das moraliſche Anſehn derſelben nicht anerkennen, und mit ihr brechen? Würde er aber bei der allgemeinen Stimmung der Gemüther nicht mit der größten Anzahl der Departements gebrochen und die Revolution auf Paris beſchränkt ha-

ben? Sollte er heute dieselben Männer als unwürdig zurückstoßen, welche man gestern als die Stützen der Freiheit gefeiert hatte? War nicht zu befürchten, daß durch eine solche Handlungsweise der Nationalgesinnung Hohn gesprochen, die Sache der Provinzen von der Sache der Hauptstadt getrennt und ein Bürgerkrieg hervorgerufen wurde, der die Revolution in ihrem Keime hätte ersticken können?

Das sind Betrachtungen, welche zu häufig von den Patrioten aus dem Gesichte verloren werden, die nachträglich über die Ereignisse aburtheilen, ohne auf ihren Ursprung zurückzugehen, und die Lafayette einen Vorwurf daraus machen, daß er seiner politischen Religion treu blieb, indem er nicht den Widerstand einer Kammer brach, in welcher er, bei dem Mangel jeder andern Nationalvertretung, die Erwählten des Volks sah.

Da übrigens Lafayette die Generalstatthalterschaft des Herzogs von Orleans für nichts Anderes ansah, als für eine Regierungsform, die wesentlich provisorisch war, so sagte ihm diese Wahl besser zu, als jede andere. In der That, als er seit dem Freitag Morgen von den Freunden Sr. königlichen Hoheit gefragt wurde, antwortete er ihnen, daß er diesen Für-

ſten zwar nicht viel kenne, aber ſeinen perſönlichen Character und die Einfalt ſeiner Sitten hochſchätze, daß er ihn in ſeiner Jugend als glühenden Patrioten geſehen, daß er, der Herzog, nur unter der dreifarbigen Fahne gekämpft habe, und daß dieſe Betrachtungen hinreichen, um ihn mit dem Anerbieten zu verſöhnen, das man dem Herzoge mit der Generalſtatthalterſchaft gemacht habe.

(Der Beſchluß folgt.)

4.

Die Doctrinärs; das neue Franzöſiſche Miniſterium.

Wir ſagen Niemanden etwas Neues, wenn wir die Anſicht ausſprechen, daß die bevorſtehende Sitzung der Franzöſiſchen Kammern und des Engliſchen Parlaments allem Anſehen nach wichtiger, ſowohl für ihr Land, als für Europa ſeyn werden, als faſt ohne alle Ausnahme irgend eine der bisherigen, ſeitdem es in Frankreich und in England überhaupt eine öffentliche Verhandlung der innern und äußern Politik giebt. Es gilt die Exiſtenz der Miniſterien in beiden Ländern, aber, ſo oft auch von dem perſönlichen Ehrgeiz

des einen oder des andern bedeutenden Mannes, von Parteien mit individuellen Bestrebungen, Gunst oder Abneigung in den Palästen der Tuillerien und St. James gegen den oder jenen Wortführer einer politischen Ansicht die Rede gewesen ist, alles dieses kommt nur in eine sehr untergeordnete Betrachtung, und es handelt sich nicht um Personen, sondern um Sachen, und zwar um Sachen, welche stärker sind, als der Wille der Monarchen und als die Parteiungen der Nationalrepräsentation. Es sind die zu allgemeinen Volksgefühlen gewordenen Vorstellungen von Recht und Sitte, und der dunkel empfundene Zusammenhang der geistigen Güter eines Volks mit seinen materiellen Interessen, welche die Gemüther ergreifen, und die Handlungen der Machthaber bestimmen. Ob die Forderung in Volksversammlungen und parlamentarischen Formen ausgesprochen werde, oder ob sie schweigend, aber mit desto größerer Kraft in dem Sinne des Volks liege, ist nicht von so grossem Unterschied, als man auf den ersten Anblick meint; sie ist nur dort mehr positiver oder begehrender, hier mehr negativer oder verweigernder Natur. Aber auch die bestimmtere Organisation der öffentlichen Meinung ist eine Form, welche in der Entwickelung der Natio-

nen irgend einmal auch in dieſer oder jener Weiſe zur Ausbildung kommt.

Was nun Europa im Großen bewegt, was der Engliſchen Parlamentsreform als die eigentlich treibende Kraft zum Grunde liegt, was die Franzöſiſche Revolution von 1789 zum Ausbruch brachte, und ihre Reſultate beſtimmte, iſt ſeinem Hauptcharacter nach etwas Materielles. Es iſt die groſſe Frage des Arbeitens für Andere ohne hinreichenden Lohn, des Dienens für fremde Zwecke. Auch das jetzige Frankreich, die Juliusrevolution, die Volksaufſtände, die Oppoſition gegen die Miniſter wurden und werden von ähnlichen, aber doch nicht völlig gleichartigen Gründen aufgeregt. Hier gilt es nicht, etwas zu erlangen, was man noch nicht beſäſſe, ſondern das ſchon Errungene zu behaupten, und nur als Nebenſache, mit einem großen Mangel an Klarheit, kommen diejenigen Dinge zur Sprache, welche als Urſachen oder als Heilmittel des unverkennbaren Uebelbefindens der Nation einer ernſten Unterſuchung unterworfen werden ſollten. Hier giebt es eine Aufgabe von außerordentlichem Umfange und von ſehr großer Schwierigkeit, an welche ſich noch keins der bisherigen Miniſterien gewagt hat, welche auch in den Kammern nur ſelten und nur

beiläufig, stückweise und von weitem erwähnt worden ist, die gleichwohl nicht lange mehr zurückgewiesen werden kann.

Nichts ist eben dieser Verschiedenheit wegen unrichtiger und zugleich kein politischer Irrthum gefährlicher, als der, welcher die äußerlich so parallel laufenden Revolutionen, Restaurationen, und abermaligen Revolutionen von 1649, 1660 und 1688 in England, und von 1789, 1814 und 1830 in Frankreich mit einander in Verbindung bringt. Die Ursachen, welche 1789 in Frankreich wirksam waren, fangen erst jetzt an, auch England in Bewegung zu setzen, und das, was Frankreich seit 1830 beunruhigt, würde durch Mittel wie sie Wilhelm III. und das Haus Hannover zu Befestigung ihres Thrones anwendeten, nicht gehoben werden.

Aber wohl ist in beiden Ländern das gesammte Europa nahe interessirt, und daher auch in augenscheinlicher großer und thätiger Theilnahme mit begriffen. Wenn es möglich wäre, das Fortschreiten einer neuen Gestaltung der Volksverhältnisse zu unterdrücken, so würde dieß auf den Gang der Dinge auch in anderen Staaten, wo sich zum Theil in der Nähe, zum Theil noch in sehr weiter Ferne der

Sturm ankündigt, allerdings einen sehr großen Einfluß haben. Tragen aber die Principien der werdenden Zeit in England und Frankreich den Sieg davon, so wird jener Gang auch in andern Staaten vielleicht beschleunigt werden, obwohl er auch ohne äußere Anregung doch einmal von selbst eintreten wird. Die bevorstehenden Verhandlungen der Französischen Kammern und des Parlaments werden darüber, und zugleich über so Vieles, was sich an die großen innern Hauptfragen knüpft, entscheiden, daß ihnen ganz Europa mit der gespanntesten Erwartung entgegensieht.

Das Französische Ministerium, wie es durch die königlichen Ordonnanzen vom 11. October d. J. gebildet worden ist, besteht aus folgenden Männern: Marschall Herzog von Dalmatien (Soult), Kriegsminister und Ministerialpräsident; Herzog von Broglie, Minister der auswärtigen Angelegenheiten statt Sebastiani; Humann, Deputirter aus dem Elsaß, Minister der Finanzen (zum ersten Mal im Ministerium) statt Baron Louis; Thiers, Deputirter, Minister des Innern, an Montalivets Stelle; Guizot, Deputirter, Minister des öffentlichen Unterrichts, doch ohne die kirchlichen Angelegenheiten, welche, weil Herr Guizot Protestant ist, dem Justizminister, Sie-

gelbewahrer Barthe übertragen worden sind. Außer dem Marschall Soult sind noch von den bisherigen Ministern geblieben, Admiral Graf Rigny, Marineminister, Barthe, Justizminister und Graf Argout, Minister des Handels- und Staatsbauwesens. Dieß letzte Ministerium ist wieder erweitert worden, indem ihm die Ernennung der Präfecten, Unterpräfecten, Maires, Präfecturräthe und überhaupt das ganze Gemeindewesen, die Departementalverwaltung und die Angelegenheiten der Nationalgarde, die zum Departement des Innern gezogen worden waren, wieder zugewiesen worden sind. Daher hat Herr Guizot die Direction des Buchhandels und die Druckereien an den Minister des Innern abgeben müssen.

Dieses Ministerium ist, wenn man einzelne Veränderungen nicht mitzählt, sondern nur den Character des Ganzen betrachtet, unter der jetzigen Regierung das vierte. Das erste definitive Ministerium wurde durch eine Ordonnanz des Königs vom 11. August 1830 eingesetzt, nachdem die Municipalcommission von Paris am 31. Juli provisorische Commissarien für die Verwaltung der Geschäfte ernannt hatte, nämlich Dupont für die Justiz, Baron Louis für die Finanzen, Gen. Gerard für das Kriegswe-

sen, Adm. Rigny für die Marine, Bignon für die auswärtigen Angelegenheiten, Guizot für den öffentlichen Unterricht, und Casimir Perier für das Innere. Am 3. Aug. 1830 ernannte der König noch als Reichsverweser den Marschall Jourdan zum Commissär für die auswärtigen Angelegenheiten, Bignon übernahm dafür den öffentlichen Unterricht, mit dem damals die kirchlichen Angelegenheiten noch verbunden waren, Guizot wurde Minister des Innern, und Perier trat aus.

Das Ministerium vom 11. August 1830 war von dieser vorläufigen Organisation nicht sehr verschieden, indem nur Bignon, Jourdan und Rigny austraten. Es wurden oder blieben nämlich: Dupont, Justizminister, der Herzog v. Broglie, Minister des öffentlichen Unterrichts, Molé, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Guizot, Minister des Innern, Louis Finanzminister, Sebastiani, Marineminister und Gerard, Kriegsminister. Laffitte, Perier, Dupin und Bignon waren Mitglieder ohne Portefeuille.

Dieß Ministerium hatte nur eine Dauer von wenigen Monaten, indem am 2. November der Banquier Laffitte zum Finanzminister und Ministerpräsidenten, ernannt wurde. Zwar traten dabei An-

fangs nur Baron Louis, Molé, Guizot und der Herzog von Broglie aus, und wurden durch Marschall Maison, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Montalivet, als Minister des Innern, und den Advocaten Merilhou, als Minister des öffentlichen Unterrichts, ersetzt. Aber schon am 17. Nov. 1830 traten auch Marschall Maison und Gerard wieder ab, indem Sebastiani die auswärtigen Angelegenheiten übernahm, Marschall Soult Kriegsminister wurde, und Graf Argout die Marine bekam. Weder Sebastiani, noch Argout waren Seeleute, aber sonderbarer Weise hat man in Frankreich schon immer den Grundsatz gehegt, daß es nicht nöthig sei, Kenntnisse vom Seewesen zu haben, um Minister desselben zu seyn. Endlich am 27. December wurde dieß Ministerium definitiv, wie man meinte, constituirt, indem auch noch Dupont ausschied, und an seine Stelle Merilhou Justizminister, der Advocat Barthe aber statt dessen Minister des öffentlichen Unterrichts wurde.

Indessen auch dieß zweite Ministerium hatte keinen Bestand. Am 8. März 1831 wurde der Siegelbewahrer und Justizminister Merilhou wieder entlassen, und dieß Portefeuille interimistisch dem

Seeminiſter übertragen, am 13. März aber das Perierſche Miniſterium definitiv organiſirt. Miniſter des Innern und Präſident wurde Caſimir Perier, Juſtizminiſter Barthe, Sebaſtiani behielt die auswärtigen Angelegenheiten, wie der Herzog von Dalmatien das Kriegsminiſterium. Admiral Rigny übernahm wieder die Marine, Louis die Finanzen, Montalivet den öffentlichen Unterricht und die kirchlichen Angelegenheiten, Argout den Handel und die Staatsbauten.

Dieſes Miniſterium wurde durch Sebaſtianis Krankheit und Periers Tod eigentlich ſchon aufgelöſt und hielt ſich nur durch proviſoriſche Uebertragungen der Geſchäfte. Zu Bildung eines neuen wurden vorzüglich mit dem ältern Dupin öfters abgebrochene und wieder angeknüpfte Unterhandlungen gepflogen, bis endlich, da die Eröffnung der Kammern auf den 19. Nov. bevorſteht, die definitive Organiſation nicht länger ausgeſetzt werden konnte. Es ſind nur zwei neue Mitglieder darin aufgenommen, der Finanzminiſter Humann und der Hiſtoriker Thiers, als Miniſter des Innern. Der Herzog von Broglie und Guizot nehmen die Plätze wieder ein, welche ſie ſchon im J. 1830 inne hatten, nur daß

der erste statt des öffentlichen Unterrichts jetzt die öffentlichen Angelegenheiten besorgt, wozu man, wie es scheint, einen Namen aus den Vornehmen der ältern Zeit zu bedürfen glaubt.

Nicht leicht ist ein neues Ministerium mit so allgemeiner Ungunst aufgenommen worden, als das gegenwärtige, und von allen Parteien wird es für unmöglich ausgegeben, daß es sich den Kammern gegenüber erhalte. Man nennt es das Ministerium der Doctrinärs, und doch sind eigentlich nur zwei Mitglieder, der Herzog von Broglie und Herr Guizot als Anhänger eines Vereins von Männern bekannt, welcher im J. 1817 zuerst sich selbst diesen Namen beilegte, und aus so Wenigen bestand, daß man sagte, er habe auf einem Canapé Platz. Thiers will sich nicht zu den Doctrinärs zählen lassen, und von Herrn Humann ist in dieser Beziehung niemals die Rede gewesen. Es ist ein Mann von großem Vermögen, und der Schluß ist schon oft gemacht worden, daß, wer seinen eigenen Finanzen mit so gutem Erfolg vorzustehen wisse, auch ein tüchtiger Verwalter der Staatsfinanzen seyn müsse, obgleich dieser Schluß von mehr als von einer Seite her höchst unsicher, ja offenbar falsch ist.

Was ist denn nun eigentlich ein Doctrinär? Diese Frage warf das Journal des Debats (das Organ der jetzigen Minister) vornehmlich dem Constitutionell hin, welcher darüber klagte, daß nicht Dupin, sondern die Doctrinärs die ministerielle Herrschaft erhalten hätten. Darauf antwortete der Constitutionell nicht im Allgemeinen, sondern mit Hinweisungen auf die Persönlichkeit, auf den politischen Wankelmuth und das ehrgeizige Streben der Herren de Broglie, Guizot, und des hohen Priesters der Doctrinärs, des Herrn Royer Collard. Er warf dem letzten vor, daß er schon während der Republik und des Kaiserreiches Mitglied einer geheimen Comitte der Bourbons in Frankreich gewesen sei, Herrn Guizot, daß er mit Ludwig XVIII. nach Gent gegangen; dem Herzog von Broglie, daß er mit Deserre das Wahlgesetz von 1817 habe umstürzen helfen, daß er sich gegen die Abschaffung der erblichen Pairie, gegen die Verbannung Cals X. und seiner Familie, gegen die Aufhebung des jährlichen Trauerfestes am Todestage Ludwigs XVI. erklärt habe. So wahr es nun auch ist, daß in einem parlamentarisch verwalteten Staate ein Minister nicht leicht solche frühere politische Handlungen und Erklärungen gegen sich haben darf, wel-

che ihn mit der herrschenden Ansicht in Widerspruch setzen, so hat doch auch das Beispiel mancher ausgezeichneten Minister, selbst Cannings, gezeigt, daß dergleichen frühere Aeußerungen vergessen werden, wenn nur sonst der Character des Mannes Zutrauen einflößt. An Cannings heftige Feindschaft gegen Frankreich, und an seine entschiedene Abneigung gegen jede Parlamentsreform dachte man nicht mehr, als das allgemeine Vertrauen ihn an die Spitze der Verwaltung rief.

Es ist also nicht eigentlich die politische Ansicht, welche man einem neuen Minister vorwerfen kann, zumal wenn die Gegenstände derselben bereits entschieden sind, wie in Frankreich die Abschaffung der erblichen Pairswürde, und die Aufhebung der Censur, sondern der Widerwille muß, wenn er verständig seyn soll, auf andere noch fortdauernde Ursachen gegründet seyn. In der That lassen es die Journale auch daran nicht fehlen; sie verdächtigen die Character der neuen Minister von mehr als einer Seite, vornehmlich suchen sie den Vorwurf des Eigennutzes und der Unredlichkeit auf sie zu bringen. Es ist von getriebenem Schleichhandel, vom Benutzen des Telegraphen zu Geldspeculationen, von Vortheilen, die bei der Verwaltung einer Fabrik zu Toulouse abfal-

len, die Rede. Dergleichen ist freilich leichter vorgebracht, als bewiesen, und kann zumal im Auslande kaum in Betracht kommen. Es träfe auch nicht die Doctrinärs als politisch-wissenschaftliche Partei, sondern nur die Personen derselben, und wenn diese des Vertrauens unwürdig waren, so würden sie dadurch, nicht aber ihrer Theorien wegen, untaugliche Minister seyn.

Wenn man nun weiter nachfragt, wer denn eigentlich zu der so sehr gefürchteten und angefeindeten Secte der Doctrinärs gehöre, oder gehört habe, wann sie entstanden sei, und worin ihre eigenthümlichen Lehren bestehen, so wird man das letzte erst dadurch finden, daß man die Persönlichkeit ihrer anerkannten Angehörigen ins Auge faßt.

Unter ihnen steht obenan Peter Paul Royer-Collard, geb. 1763 in der Gegend von Vitry-le-François in Champagne, beim Ausbruche der Französischen Revolution Parlamentsadvocat zu Paris. Er bekannte sich, jedoch mit Mäßigung, zu den Grundsätzen der Revolution, ward Mitglied des Gemeinderaths, trat aber am 10. August 1789 davon zurück. Im J. 1797 ward er zum Mitglied des Raths der 500 erwählt, seine Wahl aber von

der herrschenden Partei cassirt. Darauf trat er mit den Bourbons in Verbindung, und bildete mit dem Marquis von Clermont, dem Abbé Montesquiou und Herrn Becquey ein geheimes königliches Conseil in Frankreich, welches sich aber auflöste, als Ludwig XVIII. nach England ging. Im J. 1811 ward Royer-Collard Professor der Geschichte der Philosophie zu Paris, und erwarb sich durch Schärfe, Klarheit und männliche Beredsamkeit großen Beifall und sehr ergebene Schüler, unter welchen der jetzige Minister Guizot und der Professor Cousin die berühmtesten sind. Nach der Restauration wurde er Generaldirector der Buchdruckereien und des Buchhandels, Staatsrath und Ritter der Ehrenlegion. Während der 100 Tage kehrte er zu seiner Professur zurück; bei der zweiten Restauration wurde er wieder in den Staatsrath berufen und Präsident der Commission des öffentlichen Unterrichts, eine Stelle, die er noch vor dem Austritt des Ministers Decazes wieder verlor. Mitglied der Deputirtenkammer von 1815 bis jetzt stimmte er immer für gemäßigte Grundsätze, bald für, bald gegen die Minister; aber auch gegen die volle Censurfreiheit der Journale. An Laplaces Stelle ward er in der Academie gewählt.

Unter dem Martignacſchen Miniſterium war er Präſident der Deputirtenkammer.

Damals 1817 ſchien eine Zeit zu ſeyn, wo das Miniſterium, deſſen Seele Decazes war, in der Stille einem Kreis von Männern ſich anzuſchließen ſuchte, durch deren Hülfe eine feſte conſtitutionelle Regierung in Frankreich gegründet werden ſollte. Decazes, im vollen Beſitz der Königlichen Gunſt, glaubte nur noch eines ſolchen Vereins von zuverläſſigen und ergebenen Freunden zu bedürfen, um ſowohl der republicaniſchen und Bonapartiſchen Partei, als auch den blinden Anhängern des alten Frankreich die Spitze bieten zu können. Dieſes ſollten die Doctrinärs ſeyn, die man bezeichnender rationale philoſophiſche Royaliſten oder royaliſtiſche Liberale hätte nennen können. Decazes hatte durch ſeine Wahlordnung vom 5. Febr. 1817 glücklich dafür geſorgt, daß nicht wieder die Vorurtheile und Leidenſchaften der alten Zeit die Herrſchaft in der Kammer erlangen könnten; allein das war es eben, was ihm von den vorgeblichen reinen oder unbedingten Royaliſten nie geſtattet und nie vergeben wurde. Die Doctrinärs waren noch viel zu ſchwach, um ihm eine kräftige Stütze zu gewähren, und er ſelbſt hatte, indem er ſich zwiſchen den beiden

Parteien in einer Art von Mitte zu halten, und die Forderungen beider Extreme abzuwehren suchte, sich den Vorwurf eines beständigen Schwankens eines Schaukelsystems (Système de bascule) zugezogen, bei welchem kein Theil sich auf irgend eine consequent durchzuführende Maßregel verlassen konnte, sondern immer nur dafür gesorgt wurde, daß das Ministerium zwischen ihnen freie Hand behalte. Aber auch auf seine Freunde konnte der Minister nicht mit Sicherheit rechnen. Denn wenn sie wirklich von Doctrinen, d. h. wissenschaftlichen Grundsätzen ausgehen sollten, so konnten sie nicht einem Ministerium, welches so oft nach bloßen Umständen handeln wollte oder mußte, eine nie ausbleibende Unterstützung gewähren.

Ob man den berühmten Camille Jordan (geboren zu Lyon 1771, gest. 19. Mai 1821) im eigentlichen Sinne zu den Doctrinärs zählen könne, ist nicht klar. Auch er hatte dem königlichen Hause so große Beweise von Treue und Aufopferung gegeben, daß es unmöglich war, ihn als Revolutionär verdächtig zu machen. Er kämpfte mit in Lyon gegen den Convent, und flüchtete nach der Belagerung nach der Schweiz und von da nach London, wo er

mit Erskine, Fox, Lord Holland vertraute Verbindungen anknüpfte. Im Jahr 1794 kehrte er zurück, und gehörte mit Imbert Colomes, Pichegru, und andern zu der royalistischen Partei in den beiden gesetzgebenden Räthen, wurde auch in die Catastrophe des 18. Fructidor (4. Sept. 1797) verwickelt, und rettete sich durch die Flucht von der Deputation. Unter Bonapartes Consulat kam er abermals nach Frankreich zurück, lebte aber zurückgezogen bis zur Restauration; wurde 1816 Deputirter, 1817 Staatsrath und verfocht in der Deputirtenkammer die Freiheit des Cultus, die Oeffentlichkeit der Staatshaushaltung und die individuelle Rechtssicherheit. Das Jahr 1818 war jener Zeitraum, wo das Ministerium sich am meisten mit den Doctrinärs zu verbinden schien, und er stimmte mit demselben, trat aber 1820, als man die Wahlordnung von 1817 umwerfen und den Reichen ein noch größeres Uebergewicht geben wollte, entschieden zur Opposition über. Das damalige Ministerium, welches als ein constitutionell-royalistisches betrachtet seyn wollte, bestand bekanntlich aus Decazes Min. des Innern, Gouvion St. Cyr, Kriegsm., de Serre, Siegelbewahrer und Justizm., Louis, Finanzm., Dessolles, Min. der auswärtigen Ange-

legenheiten, und Portal, Marineminiſter; ſeit dem 19. Nov. 1819 aber aus Latour-Maubourg für das Kriegswesen, Roy für die Finanzen und Pasquier für die auswärtigen Angelegenheiten. Es erlag den Angriffen der Ultra-Royaliſten, indem ſelbſt die königliche Familie, Ludwig XVIII. allein ausgenommen, zu ſeinen Feinden gehörte, doch erſt alsdann, als die Ermordung des Herzogs von Berry dieſen Anfeindungen einen neuen, mit kecker Lüge benutzten Vorwand gegeben hatte. Ebenſo wenig könnte man wohl Siméon dazu rechnen, ob ihm gleich nach Pasquiers Austritt aus dem Miniſterium Richelieu (1817) das Juſtizminiſterium angetragen worden war, und er daſſelbe zwar ablehnte, aber doch das Miniſterium Decazes unterſtützte. Denn es war damals überhaupt ein glückliches Einverſtändniß aller die es mit dem Vaterlande wohl meinten und aller wahren Freunde der königlichen Familie mit dem Miniſterium eingetreten, und Frankreich würde viel Unglück vermieden haben, wenn die Emigrantenpartei ihren Haß, ihre Herrſchſucht und ihren Eigennutz dem Wohl des Ganzen hätte zum Opfer bringen können. Auch Dupin hielt dem Miniſter Decazes noch nach ſeiner Entlaſſung öffentliche Lobreden.

Einer der entschiedensten Doctrinärs war dagegen der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts, Franz Guizot, geboren 1787 zu Nismes, Protestant. Er studirte zu Genf besonders Deutsche Philosophie und Literatur, und ward nachher zu Paris ein fruchtbarer Schriftsteller und thätiger Mitarbeiter an mehreren Journalen. Nach der Restauration wurde er zuerst Generalsecretär im Ministerium des Innern unter dem Minister Montesquiou und veranlaßte in diesem Departement so zahlreiche Veränderungen im Personal der Beamten, daß er sich dadurch allgemeinen Tadel zuzog. Er begleitete Ludwig XVIII. nach Gent, und ward bei dessen Rückkehr Generalsecretär im Justizministerium, dann vortragender Rath (Maître des requêtes) im Staatsrath. endlich 1817 wirklicher Staatsrath. Bei Decazes Entlassung erhielt auch er die seinige, blieb aber königlicher Censor, so lange diese Stelle bestand, und lehrte als Professor der Geschichte an der Ecole normale zu Paris, bis 1821, wo diese Stelle aufgehoben wurde. Er war der geist- und kenntnißreichste Schriftsteller seiner Partei, und suchte im Jahr 1817 in mehreren Schriften das Vorurtheil zu widerlegen, als mache das System einer gemäßigten Freiheit jedes Regieren unmög-

lich. Eine seiner wichtigsten Schriften war gegen die Todesstrafe wegen bloß politischer Vergehungen gerichtet. (De la peine de mort en matière politique 1822.) Nachher gab er bekanntlich Versuche über die ältere Geschichte von Frankreich (1823) und zwei große Sammlungen von Memoiren zur Geschichte der Revolution von 1688 in England und zur ältern Französischen Geschichte heraus.

Dahin gehört ferner der Professor Victor Cousin (geb. zu Paris 1792), genauer Freund Guizots und Schüler Royer-Collards, welcher ihn schon 1815 zu seinem Stellvertreter in der Professur der Geschichte der Philosophie erwählte. Herr Cousin ist auch in Deutschland durch seine Schriften (seine Uebersetzung des Plato, seine Philosophischen Fragmente, s. Conv. s.-Lex. der neuesten Zeit) und seine drei Besuche unter sehr verschiedenen Umständen, als junger Gelehrter, welcher die Deutsche, d. i. Hegelische, Philosophie an der Quelle kosten wollte; als Führer des jungen Lannes, wobei er in Dresden verhaftet und nach Berlin ausgeliefert wurde; und 1831 als Generalinspector der Universität, welcher das Deutsche Schul- und Universitätswesen studiren wollte, um es für Frankreich zu benutzen, (Scanderbegs Säbel, aber

auch Scanderbegs Arm?) ziemlich bekannt. Jetzt ist er Pair von Frankreich geworden.

Endlich ein früherhin etwas unsicherer Doctrinär ist Achilles Carl Leontius Victor, Herzog von Broglie, Sohn des Fürsten Victor von Broglie, welcher, obgleich ein standhafter Freund der Freiheit, doch auf dem Blutgerüst 1794 sein Leben endigte; Enkel des berühmten Marschalls von Broglie, und Schwiegersohn der Frau von Stael, geboren 1785. Seine Mutter entfloh während der Schreckenszeit, kam aber nach dem Fall Robespierres zurück. Victor von Broglie wurde 1809 Staatsrathsauditor, Intendant von Illyrien, nachher von Valladolid; 1812 bei der Gesellschaft zu Warschau und dann zu Wien angestellt, 1815 Mitglied der Pairskammer, gerade als der Proceß Neys zur Entscheidung kam. Er war einer der Wenigen, welche unerschrocken für den Angeklagten auf gänzliche Strafloſigkeit stimmten. Seitdem nahm auch er Theil an der Veränderung der Wahlordnung von 1817, und dieſes ist eigentlich der Punct, wo sich Decazes und seine Freunde am schwächsten gezeigt haben.

Durch die Ordonnanz vom 5. September 1816 war die Kammer von 1815 aufgelöst und ihren Re-

actionen Einhalt gethan worden, und das Gesetz vom 5. Februar 1817 hatte die Zahl der Wahlberechtigten etwas vergrößert, indem es mehreres bei den directen Abgaben hinzurechnen ließ. Zugleich war dadurch die Wahl in zwei Abstufungen (daß nämlich die Wahlberechtigten zuerst wieder Wähler und diese die eigentlichen Deputirten wählen sollten), beseitigt worden. Allein diese Wahleinrichtung war der antinationalen Partei (deren richtige Bezeichnung mit einem Worte, das keinen Nebenbegriff gäbe, schwierig ist, und die wir also nur negativ bezeichnen können) so verhaßt, und störte ihren Einfluß auf die Wahlen und auf die Kammer so sehr, daß alle Kräfte und Mittel aufgeboten wurden, um sie wieder umzustoßen. Hier mußten die Doctrinärs größere Festigkeit beweisen, und lieber ganz zurücktreten, als von ihren Grundsätzen abweichen. Allein sie ließen sich verleiten, mit ihren Gegnern gleichsam zu capituliren, und um nur im Ministerium zu bleiben, das Wahlgesetz vom 29. Juni 1820 anzunehmen, durch welches zwar das Princip der directen Wahlen gerettet, dagegen aber der aristocratische Einfluß außerordentlich verstärkt wurde. Denn neben den 258 bisherigen Deputirten, welche in den Unterabtheilungen

(Arrondissemens) der Departements erwählt werden, und wo alle Wahlberechtigte Theil nahmen, wurden nun noch von dem Viertheil der Reichsten (Höchstbesteuerten) des ganzen Departements nach der Größe 1 — 4 Deputirte, zusammen 172 erwählt, ungeachtet dieses höchst besteuerte Viertheil schon die 258 mit erwählt hatte, also ein doppeltes Wahlrecht (double vote) bekam. Der Zweck war offenbar der antinationale, den größten Theil der Franzosen von der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte auszuschließen, und in der Deputirtenkammer einen Geist herrschend zu machen, welcher aller Art von Privilegien geneigt war. Von diesem Geiste ging auch der in der Wahlkammer bereits angenommene Vorschlag aus (1826), bei allen Grundbesitzungen ein Vorzugsrecht der ältesten Söhne (droit d'ainesse) einzuführen, dessen Wirkung unfehlbar gewesen seyn würde, im Laufe einiger Generationen das Grundeigenthum in wenige Hände zu concentriren, und die große Masse des Volks vom Besitz des Bodens auszuschließen, wie sie in den Brittischen Inseln ausgeschlossen ist. Die Pairskammer hatte Klugheit genug, diesen Vorschlag zu verwerfen.

Indem die Doctrinärs sich entschlossen, ein sol-

ches Wahlgesetz, welches ihren Doctrinen so sehr entgegen seyn mußte, selbst in Vorschlag zu bringen, begingen sie einen unverzeihlichen Fehler. Abgesehen davon, daß dieses Gesetz vielleicht gar nicht durchgegangen wäre, wenn es nicht von dem Ministerium unterstützt worden wäre [1]), so hätten sie lieber ihre Stellen niederlegen müssen. So aber hatte man nur die Wahl, entweder zu glauben, daß sie lieber ihre Grundsätze, als ihre Stellen aufopfern möchten, oder daß die Doctrin selbst so nachgebend sei, um heute das Eine, morgen das Andere gut heißen zu können. Für den politischen Character der Doctrinärs war offenbar [illegible] so nachtheilig, als das Andere.

Indem nun jetzt diese Männer wieder an das Staatsruder gerufen werden, kann ihr früheres Auftreten kein günstiges Vorurtheil erwecken, zumal da ihre beiden Wortführer, Herr Guizot und Herzog von Broglie, auch in der neuern Zeit das Vertrauen der öffentlichen Meinung nicht gewonnen zu haben

1) Es waren 99 Stimmen dagegen, 154 dafür; es durften also nur 28 Stimmen weniger dafür seyn, so wurde es nicht angenommen, und diese legten die Minister mit ihren Anhängern wohl in die Wagschale.

ſcheinen. Sie haben feſte Aufrechthaltung der Verfaſſung, kräftiges Einſchreiten, ſowohl gegen innere Umtriebe aller Art, als gegen das Ausland gelobt. Wohin das Letzte führt, werden die nächſten Tage lehren! Aber im Innern haben ſie ſich ſchon wieder ſchwach gezeigt. Sie haben gegen die Partei der vertriebenen Familie eine Nachgiebigkeit bewieſen, welche nur dann einen Werth hätte, wenn man glauben könnte, daß der König ſelbſt geneigt wäre, Heinrich V. den Thron zu räumen; ſonſt aber die innern Zerwürfniſſe nur verlängern und vergrößern konnte. Sie haben nöthig gefunden, auf einmal einen ganzen Backofen voll neuer Pairs (eine fournée von 61) zu backen, und darunter neben ihren eigenen Freunden und Verwandten entſchiedene Gegner der jetzigen Regierung aufzunehmen, von denen einige die unverdiente Ehre männlich ausgeſchlagen haben. Wenn eine jetzige Pairskammer iſt, was ſie ſeyn ſoll, eine Verſammlung erfahrener und bewährter Männer von ausgezeichneten Verdienſten und patriotiſchem Sinn, ſo giebt es keinen großen Beweis von Selbſtvertrauen, wenn erſt die Verſtärkung von 50 — 60 nöthig iſt, um durch perſönliche Verbindung nicht durch den Werth der vorgeſchlagenen Geſetze der Mehrheit ver-

sichert werden zu können. Ist sie es nicht, so müßte man vor allen Dingen suchen, sie dazu zu erheben.

Die auswärtigen Verhältnisse und die Vendee werden jedenfalls die Puncte seyn, über welche die Minister zuerst Rede stehen müssen. Allein die innern Volksverhältnisse sind doch der schwierigere Theil ihrer Aufgabe. Sie scheinen dieß selbst zu erkennen, und zu eilen, um sich Ansprüche auf Zutrauen und Dank der Nation zu erwerben. Der Bericht des Handelsministers über die Anlegung von Armencolonieen nach dem Muster der Niederländischen scheint dafür zu sprechen. Aber es liegen in den innern Einrichtungen Frankreichs noch große Mängel und Schwierigkeiten anderer Art, und wenn man die Verwaltung anderer Staaten mit der Französischen vergleicht, so läßt sich nicht verkennen, daß in dem Gemeindewesen, in dem Schulwesen, zumal der Volksschulen und andern wichtigen Gegenständen Frankreich gegen andere und namentlich gegen einige Deutsche Länder noch ziemlich weit zurück ist.

In der Bran'schen Buchhandlung in Jena ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Eichstädt, H. C. A., Oratio Goethii Memoriae dicata in Panegyri academica renunciandis certaminum litterariorum victoribus novisque certationum argumentis proponendis dicta ipsis calendis Octobribus a. 1832. 4. 12 Ggr.

In unterzeichneter Verlagshandlung ist so eben unter der Presse, und wird in Kurzem erscheinen:

Genesis des Strafrechts von G. D. Romagnosi. Aus dem Italienischen.

Als Einleitung:

Vergleichung der Theorie von Romagnosi mit ähnlichen Theorien Teutscher Rechtslehrer, von Heinrich Luden, Doctor der Rechte und der Philosophie, Privatdocenten zu Jena.

Unter den philosophischen Rechtsgelehrten Italiens zeichnet sich bekanntlich vor allen Gian Domenico Romagnosi durch Geist und Scharfsinn aus. Sein Werk

December 1832.

1.

Denkwürdigkeiten aus den Papieren eines hohen Staatsbeamten.

(Beschluß.)

1798.

Schweizerangelegenheiten. Geschichte der durch Frankreich geleiteten Revolution, bis die Franzosen ins Waadland rückten.

Seit mehrern Jahrhunderten waren die freien Bürger und Hirten der Schweizer in ihren Alpenthälern durch das alte Lehnrecht wenig geplagt worden, und übten auf das angrenzende Norditalien einen großen politischen Einfluß, welcher jedoch im 18. Jahrhundert verschwand. Unter den democratischen und aristocratischen Cantonen war der Canton Bern der mächtigste, dessen Patricier durch Verdienste, Reichthum und patriotische Opfer berühmt waren.

Anfangs erschütterte die Französische Revolution die Schweiz nur wenig, denn ihre Patrioten ließen solche im Vaterlande nicht Nachahmer finden, bis nach dem J. 1790 die Geißel der Demagogen be-

sonders im Waadlande Begünstiger fand. Ein Schweizerclub in Paris, bestehend aus vielen vor 18 Jahren aus Freiburg Verwiesenen, fing an, sich mit den Pariser Nationalclubs zu verständigen, und wurde noch mehr durch die nachherigen Jacobiner angefeuert. Aehnlichen Briefwechsel führte die Volksgesellschaft in Dijon mit den Mißvergnügten im Waadlande. Die ersten Unruhen in Niederwallis wurden bald unterdrückt.

Vergeblich wollte der Advocat Laharpe, früherer Erzieher der Russischen Großfürsten, vom Elsaß aus seine Landsleute im Waadlande wegen Zehnten und Lehnsabgaben revolutioniren; aber die weise Mäßigung der Regierung in Bern ließ jenes Vorhaben scheitern, bis die Verhaftung Ludwig XVI. in Varennes das Mißvergnügen damals, weil man einen allgemeinen Krieg fürchtete, wieder anfachte; allein die Berner verhafteten einige unruhige Köpfe, oder verbannten solche. Nur der Rädelsführer Laharpe des Utins, ein Vetter des Obersten Laharpe, wurde in seiner Abwesenheit zum Tode verurtheilt. Er hatte anfangs in Holland im Militär gedient, und nachher in der Französischen Nationalgarde es bis zum Divisionsgeneral gebracht. Die Berner Regierung ver-

fuhr mit Milde, und strafte stets nur mit rühmlicher Mäßigung.

Aber in Frankreich begann damals der Haß aller aristocratischen Republiken, und besonders der Berner Patricier, welche so viele Officiere im Französischen Solde zählten. Auch gab das Schweizerregiment Chateauvieux das erste Beispiel der Insurrection unter den Französischen Linientruppen. Der Berner Senat wollte hierauf dieses Regiment zurückkommen lassen; allein die constitutionellen Minister des Königs Ludwig XVI. verhinderten dieß durch die Sendung des würdigen Barthelemy, der sich bei allen Cantonen beliebt zu machen verstand, und eine nähere Allianz mit der Schweiz zu schließen suchte.

Die Catastrophe des 10. Aug. 1792 versetzte die ganze Schweiz in Trauer. 614 Schweizergarden fielen damals als königliche Wache, und auf den verleumderischen Bericht Brissots vertrieb die gesetzgebende Versammlung alle Schweizer Soldtruppen, als verdächtig der Nationalfreiheit, über die Grenze. Dennoch verhielten sich die klugen Schweizer neutral. Die jetzigen Schweizer sind ruhige Landleute, treffliche Viehzüchter, voll Handelsgeistes und Fabrikfleißes, mit einem etwas lockern Bundesverein, unabhängig im Innern,

aber keineswegs fest genug, um einem kühnen Eroberer zu widerstehen, mit einer nicht überall in einer Länge von 60 Meilen wohlvertheidigten Grenze; auch nicht mehr das arme, aber kriegerische Volk der Vorzeit. Mochten auch einige Cantonalregierungen kriegerisch gesinnt seyn, die große Mehrheit wollte keinen Krieg; auch waren bisher die Deutschen allein im Harnisch wider Frankreichs Reformatoren, gemeinschaftlich mit Sardiniens Könige, der sein Savoyen schlecht vertheidigte. Oesterreich und Savoyen hätten zwar gern die Schweiz wider Frankreich bewaffnet; aber da sie den Geiz der Cantone nicht befriedigten, so blieb die Schweiz neutral, und ohne Furcht, bald selbst angegriffen zu werden. In Zürich war man sogar sehr gut Französisch gesinnt, wozu der kluge Barthelemy mitwirkte. Pfiffer, Sohn eines geachteten Lucerner Magistrats, Ochs, Schultheiß in Basel, und der Oberst Weiße in Bern waren die Häupter der Französischen, auf Reformen sinnenden Partei.

Durch diese untergrub Barthelemy die Beliebtheit des Berner Schultheißen Steiger, der ein vollendeter Patriot und Diplomat war. Der andere Schultheiß Mulinen war stets sein politischer Gegner. Als die verbündeten Mächte einen unglücklichen

Krieg begannen, gewann die Reformpartei im Rath der Schweizer die Oberhand, und selbst unter Berns Patriciern wurde sie bedeutend. Die Republik Frankreich dachte, schnell sich Genf einzuverleiben; aber 14,000 Schweizer nahmen Genf in Schutz, und 10,000 andere deckten die nördliche Grenze gegen Frankreich über. Dennoch befahl der Französische Vollziehungsrath die Belagerung von Genf; als jedoch der Schweizergeneral Muralt die Stadt zu behaupten drohte, wagte der Französische General Montesquiou nicht, sein Vaterland durch Genfs Belagerung in einen Krieg zu stürzen. Damals behauptete schon Brissot, daß keine Tractaten aus der Periode der Unfreiheit frei gewordene Völker zur Vollziehung der ältern Verträge verpflichteten; vielleicht sollte man mit unfreien Völkern keinen Frieden schließen, damit sich die Freiheit immer weiter verbreiten könne. Drei Tage später bot ein Decret allen Insurgenten unter den unfreien Völkern Brüderschaft und Hülfe an. Doch konnte die damalige Partei der Gironde den Krieg wider Bern wegen anderer Kriege nicht vollführen. Hätte aber die beleidigte Schweiz damals den Krieg begonnen, so würde vermuthlich Sardinien sich erholt haben, Lyon entsetzt und Toulon nicht wieder erobert worden seyn;

ja man darf faſt vermuthen, daß ſchon damals die Franzöſiſche Revolution erſtickt worden wäre.

Die neutrale Schweiz glaubte ſich leider ſicher, genoß der innern Ruhe und hatte nur die Unvorſichtigkeit, allen Meuterern des Auslandes Duldung und Umtriebe zu erlauben, wodurch die Schweiz in manche Mißverhältniſſe mit den fremden Regierungen gerieth, die bald Barthelemy, bald der Engliſche Geſandte Wickham beſchützten.

In den Rath von Bern, aus 299 Mitgliedern, konnten nur neunundzwanzigjährige Patricier zu Rathsherren aufgenommen werden, und zehn Jahre lang ließ man alle erledigte Rathsſtellen unbeſetzt. Bei der Rathswahl des J. 1795 wurden viele junge, dem Franzoſenthum günſtige Rathsherren gewählt. Der Prieſter Baſſal und Felix Lepeletier wagten damals, den Botſchafter Barthelemy und den Legationsſecretär Bacher als Begünſtiger der Franzöſiſchen Ausgewanderten und ſelbſt die Regierung in Baſel anzuklagen, daß namentlich Baſel der Herd einer Gegenrevolution in Frankreich ſei, worauf ſich dieſe nicht entſchuldigte, aber in einer würdigen Sprache der Directorialregierung ihre Anmaßung verwies.

Schon damals hätte man gern die Erſparungen

einiger weise verwalteten Schweizercantone geraubt; aber Carnot und Barthelemy hinderten damals noch den Kriegszug, welchen die Mehrheit schon beschlossen hatte, und Bonaparte hätte gern alles neutrale Gebiet an Italiens Grenzen unterjocht. Schon wollte derselbe nach dem Abschluß der Präliminarien zu Leoben der Mehrheit im Directorium mit 20,000 Mann zu Hülfe eilen, um durch eine Straße in Wallis im Rhonethal schnell vom Genfersee über den Simplon nach dem Lago maggiore vordringen zu können; aber das fanden die Walliser und Schweizer sehr bedenklich, weil es ihre Neutralität beeinträchtigen könne, und auf ihre Beschwerde erwiderte der Französische Gesandte der auswärtigen Angelegenheiten, Charles Delacroix, daß das Directorium den Vorschlag einer Kriegsstraße durch das Rhonethal über den Simplon aufgäbe, was der Director Barthelemy bewirkt hatte.

Starrköpfig in seinen Planen, schlug nun Bonaparte einen andern Weg ein, um sich der Pässe aus Veltelin nach Oberwallis zu bemächtigen. Er revolutionirte die Velteliner, welche nicht länger Graubündner Unterthanen seyn wollten, und alle nicht bei ihnen geborne Beamten fortjagten. Als die Schweizer Deputirten sich wegen der Abreißung des Velte-

lins bei Bonaparte beschwerten, so fuhr er solche und besonders die Berner Deputirten mit dem Vorwurfe an, daß bei ihnen der Herd der Feinde Frankreichs sei; denn er wußte, daß die Berner seiner Kriegsstraße durch das Thal der Rhone besonders entgegen gewesen waren. Auch Barthelemy hatte den Bernern gerathen, sich gegen Frankreich gefällig zu benehmen. Dieß bewirkte, daß der große Rath auf Vorschlag des geheimen Raths beschloß, alle wegen des Aufruhrs im Waadlande im J. 1791 des Landes Verwiesene, mit Einschließung Laharpes, zu amnestiren, ausgenommen den Doctor Cart, Monges und den Obersten Laharpe, Vetter des Generals Laharpe, der wider den Berner Rath eine heftige Schmähschrift geschrieben hatte. Das Alles war aber fruchtlos, als Barthelemy und Carnot am 4. Sept. 1797 aus dem Directorium verdrängt worden waren, zumal der Director Rewbell die Schweizer und besonders die Berner Patricier haßte, nachdem der Friede zu Campo Formio dem Directorium Truppen genug zur Disposition ließ.

Zwei Schweizer gaben sich der Französischen Regierung her, um deren Rache zu befriedigen, nämlich der begnadigte, von Rußland pensionirte Oberst Laharpe,

der aus seinem Vaterlande abermals verwiesen, in Paris eine Zuflucht fand, und der Oberzunftmeister Peter Ochs in Basel, ein angeblicher Weltweiser, der seinem Vaterlande gern Gesetze geben wollte, ehrgeizig war und Geld liebte. Er war das Haupt der Baseler Democraten. Als Barthelemy, der immer sein Gönner gewesen war, fiel, wurde er dessen Ankläger und entwarf auf Ersuchen des Directoriums für die Schweiz eine neue Verfassung; aber beide Herren gewannen Anfangs wenige Anhänger, denn man wollte die Reformen nicht durch fremde Hülfe einführen. Das Directorium verlangte nun von den Schweizern die Vertreibung des Englischen Gesandten Wickham, welcher sich freilich mit Gegenrevolutionsplänen wider die damalige Französische Regierung genug abgab. Dieß mußte Mengand, ein Vetter Rewbells, als Französischer Geschäftsträger den Schweizern ankündigen. Die Berner Regierung theilte dieß der Bundesregierung mit, und Wickham, der sich in solcher Lage leicht verhaftet sehen konnte, verließ freiwillig die Schweiz. Bald verlangte Mengand die Vertreibung aller Ausgewanderten, und daß Alle Schweizer, welche Ludwigsritter wären, ihr Ordenszeichen ablegen sollten. Beide Forderungen wurden zugestanden, und dennoch

sammelte sich im Lager bei Befort ein beträchtliches Corps.

Ehe Napoleon nach dem Congresse in Rastadt abreisete, vereinigte er die Graubündner Thäler Veltlin, Chiarenna und Bormio mit der Cisalpinischen Republik. Als sich die Graubündner darüber beschwerten, schrieb er den drei Bünden: „Was geschehen ist, wird nicht abgeändert werden; aber die Republik Frankreich wird im Uebrigen die Graubündner so lange beschützen, als ihr Betragen es verdient.“ Auf seiner Reise durch die Schweiz betrug sich Bonaparte als ein mürrischer Feind gegen die Regierungen der Cantone, rühmte sich in Genf, in 3 Monaten die Engländer democratisiren zu wollen, und urtheilte spöttisch, daß die Schweiz nur zwei Republiken besäße, nämlich Genf ohne Gesetze und ohne Regierung, und Basel ein Comptoir und Revolutionswerkstätte.

Diese Reise gab den Schweizer Reformatoren mehr Muth, zu insurgiren; Niemand empfing Bonaparte gütiger, als den Oberzunftmeister Ochs, der vor seiner Abreise nach Paris dem Baseler Staatsrath einen Reformplan übergab. Französische Emissarien bereiseten die Schweiz, um genau die 13 Cantone und ihre zugewandten Orte, sowie die Unterthanendistricte

zu bereiſen. In den Letzteren war die Mehrheit der Franzöſiſchen Verfaſſung ſehr geneigt, aber in den Cantonen ſelbſt deſto Engliſcher. Bonaparte hatte über die Schweizerangelegenheiten manche Conferenzen mit Talleyrand, dem Oberſten Laharpe und dem Zunftmeiſter Ochs, der alle Cantone in einen einzigen Frankreich ergebenen Staat zuſammenſchmelzen wollte, damit dieſes von jener Seite niemals durch Ränke ſeiner Feinde beunruhigt werden könnte.

Der Oberzunftmeiſter erbat ſich am 17. December Bonapartes Meinung über folgende Fragen:

1) Darf ich meinen Freunden in zweifelhaften Phraſen Hoffnung machen, daß Frankreich ihr Vorhaben und ihre Wünſche unterſtützen wird?

2) Darf ich den Zürichern wiſſen laſſen, daß die Generalamneſtie wegen politiſcher Meinungen ſich über alle Cantonsunterthanen erſtrecken muß?

3) Darf ich, da ich ſchon im großen Rath Baſels vorläufig die Nothwendigkeit vollkommener Gleichheit unter den Bürgern und Unterthanen in Anregung gebracht habe, meine beiden Schwäger beauftragen, den Antrag zu machen, unſern bisherigen Unterthanen das völlige Bürgerrecht einzuräumen?

4) Will Frankreich ſeine unleugbaren Rechte auf

das Thal Moutier, Erguel und die Stadt Biel geltend machen?

5) Will Frankreich Gleiches in Ansehung der Häuser und des Eigenthums des vormaligen Baseler Bischofs und Capitels im Canton und in der Stadt Basel fordern?

6) Will Frankreich dem Waadlande seine Freiheit verbürgen?

7) Will man den Italienischen Landvogteien einräumen, sich der Cisalpinischen Republik anzuschliessen?

8) Wenn Basel durch eine democratische Verfassung geregelt ist, darf es dann dem Waadlande, den Italienischen Landvogteien, den St. Gallener Stiftsunterthanen vorschlagen, sich in einer Nationalversammlung durch Deputirte eine neue Verfassung zu geben, und dazu auch Glarus und Appenzell, Wallis und Neuenburg einladen? Sobald diese Anschliessung geschehen ist, so werden ohne Zweifel Lucern, Unterwalden und die andern kleinen Cantone sich unserm Nationalconvent anschliessen.

9) Werden Frankreichs Beamte allerhand Revolutionsschriften umlaufen lassen und förmlich allen Schweizerregierungen erklären, daß Frankreich Alle,

welche bei der Wiedergeburt der Schweiz thätig seyn werden, unter seinen Schutz nimmt? Ohne diese bündige Versicherung vermögen die Patrioten nichts auszurichten. Findet diese Vereinigung der ganzen Schweiz in einen Bundesstaat nicht Statt, so wird entweder die Schweiz getheilt, oder die phantastische Oligarchie verschlingt den democratischen Theil der Schweiz.

Als Ochs am 17. noch keine Antwort erhalten hatte, erinnerte er an die Antwort, besorgend, daß seine Freunde, die Schweizer Patrioten, unrichtige Schritte thun, und dadurch dem Gemeinwohl schaden möchten, da die Aristocraten einig und entschlossen auf der Tagesatzung handelten. Sonst müsse er jetzt seinen Freunden rathen, den vorgeschlagenen Antrag nicht zu machen, um sich nicht ohne Nutzen aufzuopfern. Noch sei Wickhams Secretär Talbot in Bern. Die Schweizer Patrioten wirkten nicht schnell genug und desto eifriger der Berner Deputirte Tscharner und der Baseler Capitular Ligritz in Rastadt, welche den Einmarsch der Oesterreicher auf Schweizer Boden betrieben, und so wenig dort, als Graf Fersen, Zugang finden müßten. Bonaparte hatte, ehe er antwortete, zuvor Talleyrand zu Rathe gezogen. Die volle Umwälzung in der Schweiz begann, als durch Bonapartes und

Cisalpiniens Umtriebe in den drei Graubündner Gerichten die alten Deputirten in Chur abgesetzt, und durch 150 neuerwählte Deputirte ersetzt wurden, welche durch einen Ausschuß von 30 Männern die Mißbräuche abstellen und die Schuldigen bestrafen sollten.

Nun ergriff Frankreich Besitz vom Thale Erguel und dem Münsterthale, als Theile des Hochstifts Basel, ließ aber zugleich erklären, daß es keineswegs die Integrität der Schweiz verletzen werde. Gleich nachher brachen Unruhen im Waadlande, im Berner und Solothurner Gebiet aus, und man nahm wahr, daß die Französische Note nicht die Unverletzbarkeit der Schweizerverfassung gewährleistet habe. Lebhafter wurden die Besorgnisse der Berner, als der Französische General St. Cyr von Biel Besitz ergriff, und das Berner Gebiet nicht mehr gedeckt war. Doch bot der Berner Senat am 22. December 14000 Mann auf, und weiter alle Männer von 14 bis 40 Jahren; aber die Freunde Frankreichs waren stets den energischen Anschlägen des Schultheißen Steiger entgegen, denn die Schweiz konnte noch einen großen Widerstand entwickeln, da Bern 35,000 Mann erfahrne Krieger zählte, und diese mehrere Monate besolden

konnte. Im unglücklichsten Falle konnten die geschlagenen Berner neue feste Stellungen in ihrem Rücken nehmen, und man durfte bei einem energischen Verfahren auf nahe Hülfe rechnen. Siegten aber die Berner, so stand ihnen kein Hinderniß entgegen, in Frankreich einzurücken und dort das Mißvergnügen zum Aufruhr anzufachen.

Der Baron Erlach von Spiets wollte nicht Befehlshaber werden. Daher wurde es der Oberst Weiß, ein Mann, der Französisch gesinnt, weder ein Feldherr, noch ein Politiker, und vor Allem besorgt war, die Volksgunst einzubüßen.

Man war noch in Frankreich um eine Gelegenheit verlegen, wie solches mit einigem Fug eine Intervention in die inneren Angelegenheiten der Schweiz sich anmaßen könne, wozu die Herren Bacher und Ochs das Französische Directorium aufforderten. Allein am 28. December beruhigte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Talleyrand, das zarte Gewissen seiner Vorgesetzten durch folgenden Bericht:

„Seit langer Zeit seufzet das im Jahre 1530 von Savoyen abgerissene Waadland unter dem Despotismus der Berner und Freiburger. Das Waadland gehörte einst Frankreich, hatte unter der Re-

gierung Savoyens besondere Landstände, und wurde von einem herzoglichen Oberbeamten nach einer dessen Macht beschränkenden Verfassung regiert.

„Seit dem Jahre 1530 haben die Berner und Freiburger Patricier die alte Verfassung des Waadlandes vernachlässigt, und weil der Herzog von Savoyen das Waadland nicht länger behaupten konnte, so entsagte er im Jahre 1564 allen Ansprüchen auf solches, behielt jedoch dem Waadlande seine verfassungsmäßigen Rechte vor, und am 26. April 1565 garantirte Frankreich den Cessionstractat und folglich auch die Freiheiten des Waadlandes."

Vergeblich klagte solches über verletzte Landesfreiheiten; die stärksten Schreier, wie den General Laharpe, welcher im Französischen Militärdienst sich auszeichnete, pflegte man zu verbannen. Als die Französische Republik Savoyen eroberte, erbaten die Waadländer sich deren Schutz, um ihre alten Rechte ferner zu behaupten. Darauf erklärte das Vollziehungsdirectorium durch seinen bei der Schweizer Republik angestellten Minister den Regierungen der Cantone Bern und Freiburg, daß sie persönlich verantwortlich gemacht würden wegen aller Beeinträchtigungen der Personen und Güter der Waadländer, welchen die Französische

Republik ihre Vermittlung zur Herstellung der alten Ordnung versprach.

Zu gleicher Zeit erhielt die Division Massena in der Italienischen Armee Befehl, über Carouge nach Frankreich zurückzukehren, und dann an der Grenze des Waadlandes Quartier zu nehmen, um die Bewegungen der Berner und Freiburger Truppen zu beobachten.

Um die nämliche Zeit leisteten die meisten Waadländer Gemeinden dreien Berner Deputirten des Senats von neuem den Eid der Treue, der nicht militärisch erzwungen, aber auch nachher von Bern nicht militärisch unterstützt wurde.

Dagegen wurden die Waadländer Revolutionsmänner, die vom Beschlusse des Französischen Vollziehungsdirectoriums Kenntniß erlangt hatten, um so dreister, und Bonaparte schrieb damals den Directoren der Cisalpinischen Republik, „daß das Waadland und verschiedene Schweizercantone neben den Italienischen Landvogteien vom Freiheitsgeiste beseelt, die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Untheilbarkeit als Basen einer repräsentativen Regierung annehmen wollten. Es möchte dieß die Cisalpinische Regierung zur Förderung der Freiheit in ihrer Nachbarschaft un-

terstützen durch Verbreitung liberaler Volksschriften, um eine allgemeine Revolution daselbst anzufachen. Zu gleichem Zwecke werde die Brigade Monnier an die Grenze der Landvogteien rücken.

Herr von Bourrienne, Bonapartes vormaliger Secretär, irrt sich also sehr, wenn er behauptet, daß sein Herr an der Revolution der Schweiz keinen Theil genommen habe. Er, Bonaparte, wollte zugleich in Italien und in Deutschland gebieten, und um dieß zu vollbringen, mußte er auch Herr in der Schweiz seyn. Die Schweizer-Regierungen haßte er, weil sie sich ihm nicht unbedingt unterwerfen wollten.

Als das Französische Dierectorium vernahm, daß die Berner-Regierung Truppen marschiren ließe, und daß sich in Aarau die Tagsatzung außerordentlich versammeln wolle, so faßte dasselbe den 4. Januar 1798 den Beschluß, den Geschäftsträger, Bürger Mengaud, zu beauftragen: a) von der Berner-Regierung Auskunft zu verlangen, ob sie ihre Truppen wider die Franzosen in Marsch gesetzt und Deputirte der Gemeinden habe verhaften lassen, welche sich geweigert hätten, die Waffen wider die Französische Republik zu ergreifen, und b) sofort durch den zurückgehenden Courier die Antwort zu überschicken. Damals war schon die Tag-

fatzung versammelt und unter sich uneins, ob man zur Abwendung des Kriegs mit Frankreich das democratische Princip in der Verwaltung der Schweiz einführen wolle, oder nicht. Die Mehrheit beschloß aber, den alten Stand der Dinge beizubehalten, und Herrn Pestalozzi, Züricher Senator, nach Rastadt zu schicken, um die Interessen der Schweiz mit der Ruhe Europas in Einklang zu bringen, und instruirte zwei andere Gesandte, die Herren Hirtzel und von Reding, um in Paris Gegenvorstellungen zu machen.

Desto dringender wurde Herr Mengaud, und wenn ihm die Antworten auf seine Noten mißfielen, so urtheilte er, daß man der Französischen Republik ungefällig seyn wolle. Am 8. erschien er persönlich in Aarau und nahm wahr, daß man auf den Antrag des Canton Zürich einig und bereit war, die bisherige Oligarchie etwas zu mildern. Nun suchte er überall in der Schweiz Mißvergnügen und Revolution anzufachen, schimpfte auf die Berner Oligarchen und tadelte die ergriffenen Vertheidigungsmaßregeln. Der Oberzunftmeister Ochs in Basel riß seine Landsleute zu dem Beschlusse hin, „daß es besser sei, die Oligarchie selbst zu reformiren, als sich die Reform vom Auslande vorschreiben zu lassen."

Bern ergriff zwar männliche Maßregeln, aber der Oberst Weiße zeigte keinen wahren Ernst, um sie zu vollführen. Den 20. Januar rückte der General Mesnard in der Abwesenheit Massenas durch das Genfer Gebiet nach Ferney-Voltaire, und schrieb dem Revolutionsausschusse in Nyon, „die Französische Republik böte Jenem Schutz und Beistand an, um ihre Rechte wieder zu erlangen.“ Darauf verlegte der Berner General Weiße sein Hauptquartier zurück nach Yverdun. Am 24. Januar brach in Lausanne die völlige Revolution aus, das Berner Wappen wurde verbrannt und ein Freiheitsbaum gepflanzt, indeß die Berner Beamten aus dem Waadlande flüchteten.

Zu Thierans wurde das erste Blut vergossen. Als in der Nacht ein Courier in jenem Flecken begleitet von zwei Französischen Husaren eintrat, so wurden letztere erschossen, da sie sich nicht kund gaben und jener zur Rückkehr genöthigt. Der General Weiße zog sich mit seinen 20,000 kampflustigen Bernern ohne Noth von Yverdun zurück. Das Französische ins Waadland rückende Corps war nur 15,000 Mann stark und so schlecht bekleidet, daß die Soldaten sich freueten, nun bald auf Kosten der Schweiz neu equipirt zu werden. General Mesnard verlegte vorläufig

sein Hauptquartier nach Lausanne, und die Brigade Rampon rückte nach Avenche.

Dennoch schwuren sich alle Schweizercantone, bis auf Basel, treues Festhalten am alten Bunde am 25. Januar in Aarau zum Verdrusse des nach Basel heimkehrenden Französischen Geschäftsträgers; darauf setzte man einen Ausschuß nieder und ging auseinander. Durch Mengauds Anstiften entstand auch nach der Entfernung der Tagsatzung in Aarau Aufruhr, und das insurgirende Milizregiment Aarburg drohte auch, die wehrlose Festung Aarburg zu besetzen. Mengaud ließ überall eine Proclamation anschlagen, daß die Französische Republik Jedermann in Schutz nähme, welcher sich weigere, für die Republik Bern die Waffen zu ergreifen.

Die Berner Senatoren boten ungeachtet alles Aufruhrs 25,000 Mann auf, entsetzten den General Weiße vom Commando, welches auf Steigers Verlangen der Generalmajor Erlach erhielt. Wirklich wurde in Aarau der Aufruhr gedämpft; General Meenard erpreßte sofort von den Waadländern 700,000 Franken. Damals konnte man noch die Franzosen aus dem Waadlande wieder vertreiben; aber die Drohungen des Vollziehungsdirectoriums bewogen die Mehr-

heit in Bern zu dem Beschlusse, die von der Französischen Regierung verlangten Reformen eintreten zu lassen.

1798.

Schlechter Vertheidigungsstand in der Schweiz durch Uneinigkeit in den Regierungen. — Die Ueberwältigung des Berner Patriciats durch Krieg und gewaltsame Einführung einer einzigen und untheilbaren Republik und Belegung des Französischen Hauptquartiers nach Zürich.

Man wollte in Bern den Krieg abwenden; aber der souveräne Rath überließ zugleich dem Ausschuß der Stadt- und Landgemeinden die Umbildung der lange in Ehre erhaltenen Verfassung, statt dem Oberschultheißen Steiger für die Zeit der Gefahr die Dictatur zu übertragen.

Vergeblich waren alle Versuche des Ausschusses, sich mit Frankreich auszusöhnen; doch bemüheten sich die Französischen Agenten, neue schwache Friedenshoffnung der Schweizer zu erhalten, weil die Franzosen noch nicht alle zur Eroberung der Schweiz bestimmte Truppen gesammelt hatten. Der Marschall Brune sah bald ein, daß die Schweizer, außer dem Waadlande, gar nicht feindlich wider ihre Regierungen gesinnt wären.

Am 13. Februar übergab der Geschäftsträger

Mengaud eine Note dem Stande Bern, worin er die Abdankung des alten Raths und die Unterdrükkung des geheimen Raths und des Kriegsraths verlangte; ferner eine provisorisch democratische Regierung mit Ausschließung aller wegen oligarchischer Gesinnung verdächtigen Bürger; dann die schnelle Einführung der Preßfreiheit, eine Entschädigung für alle, welche wegen politischer Meinungen beeinträchtigt worden waren, und für die wegen ihrer Freiheitsäußerungen verfolgten Aarauer Bürger. Der souveräne Rath in Bern schlug diese Friedensbedingungen wider den Rath der Baseler ab, weil derselbe auf die Treue seiner Mitbürger, außer im Waadlande und im Aarau, rechnen zu können schien, und die Verstärkungen der andern Eidgenossen heranrückten. Als Brüne dieß sah, erklärte er, er wolle, sei es mit dem alten Rathe, oder mit einer Volksdeputation, das Weitere verhandeln, da seine Macht noch nicht bedeutend genug war. Man hoffte, mit dem friedlich scheinenden Marschall leichter fertig zu werden, als mit dem unruhigen Geschäftsträger. Drei Deputirte schickte der Rath nach Payerne an den Marschall; aber dieser wandte vor, daß er erst vom Directorium die nöthige Vollmacht erwarte, und bis dahin den Waffenstillstand

fortdauern lassen werde. Wider den Rath der alten weiseren Obrigkeit gingen die Berner in die Falle eines vierzehntägigen Waffenstillstandes vom 14. Februar an. Diese Frist benutzte der Marschall, sein Heer auf 45,000 Mann zu verstärken und die innere Uneinigkeit in der Schweiz zu vermehren, zugleich aber am Ende das Ochsische Project einer einzigen Schweizer Republik durchzusetzen. Das Französische Ultimatum bestätigte alle frühern Forderungen Frankreichs und die Berner Deputirten brachten diese traurige Kunde nach Hause zurück.

Aber die Friedenspartei hatte am 28. Februar dem Berner General Erlach Befehl ertheilt, die Franzosen nicht anzugreifen, zugleich die Patricierregierung abgeschafft, eine neue Regierung gebildet und von diesem Beschluß den General Brune unterrichten lassen.

Indeß war die Armee der Berner unzufrieden, sich nicht schlagen zu dürfen, obgleich sich schon in solcher Meuterei zu zeigen anfing; und da die Franzosen die unbedingte Annahme ihres Ultimatums forderten, so erging ein Befehl an den General Erlach, den Feind in der Nacht vom 1. auf den 2. März anzugreifen, ungeachtet die eidgenossischen Bundesver-

ſtärkungen kaum 5500 Mann betrugen; allein zwei Stunden nachher wurde der Befehl zum Angriff an dieſen General widerrufen, weil der Marſchall den Waffenſtillſtand um 30 Stunden verlängert hatte. Seine Idee war, alsdann ſelbſt die Berner anzugreifen, um frei über die Schweiz disponiren zu können, und dieſen nachtheiligen Vorſchlag hatten die Berner Räthe angenommen.

Am 2. März Morgens überfielen 46,000 Franzoſen die Berner, das Schloß Dornach wurde eingenommen und zwiſchen Büren und Solothurn bei Leugnan wurden 800 Berner Oberländer halb niedergehauen, halb gefangen. Der General Schaumburg ließ durch 3000 Mann das Centrum der Berner beobachten, und indeß dieſe ſtillſtanden, drang ſein Hauptcorps in die Dörfer von Solothurn, plünderte ſolche, und nahm die Stadt mit Capitulation ein.

Der Marſchall Brune ließ Freiburg ſtürmen, was ein Bataillon Berner vertheidigte, das dennoch ſich mit 30 Feldſtücken und den Freiburger Patriciern zurückzog. Nun mußte ſich das Berner Hauptheer nach Frauenbrunn zurückziehen, verlor aber viele Mannſchaft auf dieſem Rückmarſch durch Deſertion. Auch die Hülfstruppen der Eidgenoſſen wollten nicht mehr

fechten. Am 3. gegen Abend insurgirte der linke Flügel der Berner, verließ seine Stellung und eilte nach Bern, woselbst mehrere der Officiere von den Soldaten übel behandelt wurden. Am nämlichen Tage hatte der Senat den Landsturm aufgeboten, und am 4. wurde alle obrigkeitliche Autorität einer provisorischen Regierung übertragen.

Diese eröffnete ihre Einführung dem Marschall Brune, und hatte den sonderbaren Glauben, daß, weil sie versichert hatte, daß die Berner Truppen entlassen werden würden, der Marschall Frieden machen und sich aus dem Berner Gebiete zurückziehen würde. Das Französische Directorium wollte sich aber der Schätze der vorigen Regierung, der Arsenäle, Magazine und Reichthümer der Schweiz bemächtigen, und was nicht dahin führte, war dem Marschall mißfällig. In einem entstandenen Auflauf ermordeten die Soldaten ihre eignen Obersten Settler und Reghiner, und bereueten gleich nachher ihr Verbrechen. Am Abend des 4. beschloß die provisorische Regierung, sich, so lange sie es vermöchte, zu vertheidigen. Es war aber Alles damals in größter Unordnung, obgleich es noch einige nicht ganz verzweifelnde Männer gab.

Die wirkliche Stärke der damals noch vorhan-

denen Berner Armee war 14000 Mann, wovon 8000 die Brücke bei Neuenegg, drei Stunden von Bern und zu Gumicen im Westen bewachten, aber gegen sich über 20,000 Franzosen zählten. Die übrigen 6400 deckten die Stellung bei Frauenbrunn. Der Landsturm war nirgends eingerichtet. Die meisten Contingentstruppen waren abmarschirt. Von Solothurn her kam der feindliche General Schaumburg mit 18000 Mann.

Der nun Privatmann gewordene Staatsmann, Schultheiß Steiger, verfügte sich nach Frauenbrunn, um dort den Tod zu suchen mit seinem Freunde, dem Grafen Erlach. Schaumburg griff mit 12,000 Mann Neuenegg an, um desto leichter bei Frauenbrunn zu siegen; jedoch die tapfern Berner wichen nicht, hatten aber 800 Todte. Um 5 Uhr Morgens fiel Schaumburg in der Fronte und in beiden Flügeln die Stellung der Berner bei Frauenbrunn an mit starker Artillerie, 2000 Reitern, denen Erlach nur 400 entgegenstellte, und vielem Fußvolk; aber Steiger widerstand lange, und als er endlich zurückwich, erneuerte Erlach den Kampf erst bei Urseren, und nochmals bei Grünholz, eine Meile von Bern, wo die vielen kleinen Gebüsche den Widerstand erleichterten, und ein hoher Berg die Straße nach Zürich deckte, während

drei Stunden, bis die Franzoſen durch ihre größere Zahl die Berner umgingen. Eine halbe Meile rückwärts erneuerten die Berner zum fünften Mal den Kampf auf einer freien Höhe nahe vor Bern, wo die überlegene Franzöſiſche Cavallerie und Artillerie Alles niederſchmetterte. 2000 Berner wurden getödtet oder verwundet. Die Franzoſen verloren über 1500 Mann. Die letzten Kugeln der Franzoſen erreichten die Mauern; die Höhen um die Stadt hatten keine Vertheidiger mehr, in der Stadt herrſchte Verzweiflung und Schrecken. Auf Bitten verſprach Brüne, keine Plünderung zuzulaſſen. Abends zogen die Franzoſen in Bern ein.

Als dieß die Diviſion bei Neuenegg und Guminen erfuhr, zogen ſich die Berner ins Gebirge zurück, und die Soldaten, welche ſich verrathen glaubten, ermordeten zwei Generaladjutanten. Was die Feldherren Steiger und Erlach ſammeln konnten, führten ſie, ungeachtet der eingeriſſenen Inſubordination, nach dem Oberlande und ins Haslithal in die Stellung vom Thuner See bis zu den Gletſchern. Dort fanden ſie Geld, Magazine, Munition und 30 Stück Kanonen. Die beiden tapfern Helden hätten ſich da-

ſelbſt vielleicht behauptet, wenn nicht die Idee des Verraths die Entmuthigten ergriffen hätte.

Erſchöpft durch den ermüdenden fünfſtündigen Marſch und durch Kummer unter wildgewordenen Soldaten und Bauern, hatte ſich der alte Schultheiß auf einen Baumſtumpfen niedergelaſſen. In ſeinem Ueberrock ſahen die Franzoſen ſeine Uniform nicht und reſpectirten den Greis, den nur ein Sergeant begleitete. Endlich gelang es ihm, den Thunerſee zu paſſiren und hernach über den Berg Bruning Unterwalden zu erreichen. Von dort kam er nach Bregenz, Wien und Berlin.

Ein traurigeres Schickſal erwartete den unglücklichen Erlach. Am Morgen des 5. März ſagte er zu ſeinem Adjutanten, einem jungen Franzoſen de Varicourt, einem Ingenieur: „mein Freund, den Morgen habe ich erlebt, und werde den Abend nicht ſehen.“ Er hoffte, vom Feinde getödtet zu werden. Die Verfolger verwundeten den ihn begleitenden Varicourt, welchen er zurücklaſſen mußte. Erlach nahm den nämlichen Weg, als der Schultheiß; aber beim Dorfe Munſingen erkannten ihn die wüthenden Soldaten und Bauern, banden den unglücklichen General, der ſo oft ſie zum Siege geführt hatte, an ei-

nen Karren, und wollten ihn nach Bern liefern. Ein anderer wilder Haufen kam hinzu, und tödtete ihn durch Beil und Bajonet.

Als man an den folgenden Tagen die Mörder befragte, was sie zu dieser Wildheit, die sie bereueten, hingerissen habe, so schoben sie die Schuld auf die empfangenen Zettel, daß der Verräther General Erlach versprochen habe, sich schlagen zu lassen. Der Geschichtschreiber Mallet du Pan, der damals am Kampfe mit Theil nahm, versichert, daß wirklich solche Zettel in Menge ausgetheilt worden waren.

In Bern und auf den Dörfern umher herrschte Plünderung. Am 7. März verlegte der Marschall Brüne sein Hauptquartier nach Bern, und General Schaumburg nach Solothurn, um von da nach Zürich zu rücken.

In Bern bildete sich eine provisorische Regierung von 105 Personen, unter Französischem Einfluß, und lud alle Beamte ein, bis weiter ihr Amt zu verwalten. Allen Bernern wurde befohlen, die Waffen niederzulegen, auch die Franzosen freundlich aufzunehmen.

Brüne bemächtigte sich des Staatsschatzes, aller öffentlichen Cassen, und derjenigen einiger Patricierfa-

milien, der öffentlichen Vorräthe, der Magazine und des Arsenals, sowie der Kanonengießerei. Ebenso verfuhr man in Freiburg und in Solothurn, auch mußte das Oberland das dort von Bern hingeschickte Geld und die Vorräthe an den Marschall abliefern. An Geschütz betrug die Beute 293 Kanonen, 38 Haubitzen und 32 Mörser.

Als die Französische Armee in Bern einrückte, nahm sie zu sich:

aus dem Schatz	7,000,000 Fr.
an Münze und in Barren . . .	3,700,000 —
an Contributionen	4,000,000 —
für verkaufte Obligationen . . .	2,000,000 —
857,000 Centner Weizen à 20 Fr. .	17,140,000 —
6000 Fuder Wein à 240 Fr. . .	1,440,000 —
Beute in den Arsenälen	7,000,000 —
	42,280,000 Fr.

außer allem dem, was den Privaten geraubt wurde.

Die andern Cantone erklärten sich nun bereit, die verlangten Veränderungen in ihrer Verfassung treffen zu wollen. Alle Oligarchie solle abgestellt und eine democratische repräsentative in einer einzigen und untheilbaren Republik eingeführt werden. Doch dachten die Generale und das Directorium, daß die Cantonaleinrichtung der Schweizer sie leichter unterjochen

könne, als ihre Vereinigung unter einer allgemeinen Regierung. Der Brüneſche Theilungsplan der Schweiz in drei Republiken wurde verworfen; aber die Herren Ochs und Laharpe wollten eine Verwaltung einrichten, in welcher ſie eine große Rolle ſpielen könnten, und erlangten durch Bonaparte und Talleyrand die Einheit der Schweiz, unter einer Directorialregierung. Indeß Ochs Brüne für ſeinen Conſtitutionsentwurf ſtimmte, that Laharpe ein Gleiches in Paris; aber dennoch verrieth Brüne viele Empfindlichkeit, weil ſein Machwerk einer Bundestrinität von dem Vollziehungsdirectorium im Luxembourg verworfen worden war. Brüne meinte, daß heimlich Ochs und Laharpe die Patricier begünſtigten, und daß Ochs ſich betrüge, als wenn er ſchon ein Director der Republik wäre; denn auch Brüne wollte, wie Ochs, zugleich Eroberer und Geſetzgeber ſeyn. Die kleinen innern Cantone konnte man, wie er meinte, wohl in ihrem Particulariemus fortbeſtehen laſſen. Sie wären nämlich arm, und dabei rechtlich; man müſſe ſie nicht mit Widerwillen zwingen, mit den größeren Cantonen zuſammengeſchmolzen zu werden; aber das Directorium wollte klüger ſeyn, als der Marſchall, was hernach viel Blutvergießen veranlaßte.

Am Ende des März kehrte der Marschall nach Italien zurück, und General Schaumburg erhielt den Oberbefehl in der Schweiz; jedoch wurden die Civileinrichtungen dem Bürger Lecarlier übergeben. Er war ein reicher Mann aus dem Departement de l'Aisne, ein eifriger, harter und leicht auffahrender Republicaner, und hatte in der Nationalversammlung gesessen. Er regierte in der Schweiz sehr streng, ebenso wie der unerbittliche Schaumburg, ein alter Edelmann aus dem Elsaß, der früher in Frankreich in einem Deutschen Regimente diente. Lecarlier versprach für sich und seine Regierung den Schweizern die mildeste und brüderliche Behandlung; aber zugleich verkündigte er, daß die Familien der vorigen Regierung den Krieg veranlaßt hätten, und daß ihr Vermögen auch den Unterhalt der Französischen Truppen bestreiten müsse. Man schickte, um Geld von den reichsten Schweizer Patriciern zu erpressen, eine Zahl derselben nach Straßburg auf die Citadelle, und erklärte dreihundert Berner Eigenthümer für schuldig, die Ausschreibungen zu bezahlen. Im Grunde strafte man sie nicht wegen ihrer Politik, sondern weil sie reich waren; denn der Schlund der Bedürfnisse Frankreichs war damals weit.

Bei den Freiburgern requirirte Lecarlier erst das Getreide, und hernach 100,000 Thaler, sowie von den Bernern 800,000 Franken. Nun wurden auch Zürich und Luzern ausgeraubt. Die ärmern democratischen Cantone waren aber noch nicht heimgesucht. Auch in diese drang das Heer der Unterdrücker mit ihrem fiscalischen Gefolge, und, ungeachtet aller früheren Versprechungen des Generals Schaumburg, verlegte dieser sein Hauptquartier nach Zürich, und die Französischen Einnehmer verbreiteten ihre Erpressungen bis zum Bodensee.

Zum Ersatz für so viel Ungemach bot man den Schweizern die von Ochs und Laharpe ersonnene, und nach der Französischen gemodelte, durch fremde Krieger vorgeschriebene Constitution an. Sie vertilgte den alten Schweizerbund, und gab der Schweiz eine früher unbekannte Einheit in ihrem dadurch freilich stärker gewordenen Bunde, damit angeblich nicht mehr wie zuvor Particularinteressen und der Wille einzelner Personen oder Geschlechter das allgemeine Interesse überwältigen könne. In der That erlangten dadurch ein Paar Reformatoren die obere Leitung der Centralverwaltung, und mißbrauchten gar oft diese Macht ärger, als früher die Regierungsfamilien.

1798.

Conferenzen in Rastadt. — Ausgesprochene Abtretung des linken Rheinufers. — Ursprüngliche Idee einer Französischen Expedition nach Aegypten. — Neben solcher traf Frankreich Anstalten zu einer Landung in England. — Vorläufige Einleitung von Einverständnissen auf Malta, und Rüstung zur Expedition nach Aegypten. — Auflauf in Wien, um das Französische Wappen und die Französische Fahne vor dem Hotel des Französischen Botschafters abzunehmen, welches jedoch keinen Krieg zur Folge hatte. — Was endlich Bonaparte zur Einschiffung in Toulon bewog.

Folge des Friedens zu Campo Formio war Oesterreichs sichtbares, ruhiges Zusehen der Auflösung des Kirchenstaats und der Umgestaltung der Schweiz. Beides war gewiß nicht verabredet worden, aber wohl die Ereignisse auf dem Congresse in Rastadt, wo es noch gar keinen Anschein gewann, daß Deutschland das linke Rheinufer abtreten werde. Freilich befand sich der Oesterreichische Congreßgesandte, Graf v. Metternich, in mancher Verlegenheit durch des Ministers v. Thugut besondere Instructionen, von denen er sich doch nicht entfernen durfte.

Am 17. Januar fand die erste Conferenz mit den beiden Französischen Ministern Treilhard und Bonnier Statt, welche nicht aufhörten, die kaiserlichen Gesandten um die Vollziehung der geheimen Verab-

redungen zu quälen, seitdem die Congreßgesandten der Deutschen Staaten unbegrenzte Vollmachten erlangt hatten. Um den Deutschen Congreßgesandten einen Vorschmack zu geben, daß sie große Opfer würden bringen müssen, erklärte ihnen der Graf, „daß die Oesterreichische Gesandtschaft in den Conferenzen zu Udine Anfangs auf die Integrität Deutschlands bestanden habe, aber nicht mehr habe erlangen können, als daß die Deutschen Angelegenheiten auf einem besonderen Congresse geschlichtet werden sollten.“

Daraus wollte man ein Geständniß folgern, daß Frankreich Oesterreich für die Entsagung der Reichsintegrität einige Vortheile bewilligt habe, und man fing nun an, sowohl die Ansprüche der Oesterreicher, als der Franzosen zu fürchten, und dachte sich beide Mächte noch einiger, als sie wirklich waren, hoffte jedoch, daß sich beide bald mit einander veruneinigen würden, und war auf ihre Verabredungen um so neugieriger. Beide hatten den Kurfürsten von Pfalzbaiern veranlaßt, seinen Gesandten, den Grafen Preysing, vom Congresse zurückzurufen, weil er zu eifrig von der Nothwendigkeit der Erforschung der geheimen Artikel des Tractats von Campo Formio gesprochen hatte. Der Münchener Hof war sogar so nachgie-

dig, ſtatt Preyſings den Grafen Morawitzky nach Raſtadt zu ſchicken, der im J. 1770 den Theilungstractat Baierns mit Oeſterreich unterſchrieben hatte.

Die beiden einigen Mächte veranlaßten ferner, daß die Geſandtſchaft der Schweizer Tagſatzung in Aarau vom Raſtadter Congreß abgewieſen wurde, in einem Augenblick, wo das Cabinet im Luxembourg Alles that, um die alte Verfaſſung und Neutralität der Schweiz völlig aufzuheben.

Erbittert waren aber die Franzoſen über die Schwerfälligkeit des Congreſſes; ſie forderten die unumwundene Abtretung des linken Rheinufers, und von den weltlichen Fürſten die Vorlegung eines Plans wegen ihrer Entſchädigung, und droheten zugleich, alle Unterhandlungen abbrechen zu wollen, wenn dieſe Doppelerklärung nicht erfolge. Für alle unangenehme Folgen machten ſie die Reichsdeputation verantwortlich.

Nun ſchlug die Reichsdeputation der Franzöſiſchen Geſandtſchaft vor, ſich mit dem Deutſchen Gebiete jenſeits des Rheins bis an die Moſel zu begnügen. Die Franzöſiſchen Geſandten lehnten in ihrer Note vom 20. Febr. dieſen Vorſchlag völlig ab. Heftig trat dagegen der von Preußiſcher Seite vor-

geschobene Kursächsische Gesandte auf, und riß die Mehrheit dahin, daß sie ihm beistimmte, worauf die Französische Gesandtschaft ihre Forderung erneuerte und auf Ja oder Nein drang.

Nun schrieb Ende Februars Bonaparte dem Grafen Cobenzl, daß, wenn nicht vor dem 20. März der Rastadter Congreß die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich ausspräche, dessen starke Heere in Deutschland einbrechen würden. Darauf gab der Minister Thugut dem Grafen Metternich auf, die Mehrheit der Congreßdeputation zur Nachgiebigkeit zu bewegen, jedoch mit möglichster Schonung der Ehre des kaiserlichen Cabinets.

In der 32. Congreßsitzung wollten Mainz, Sachsen, Oesterreich, Baiern und Würzburg, Deutschland noch den Strich zwischen dem Rhein, der Roer und der Mosel vorbehalten, dagegen waren Preußen, Bremen, Baden, Darmstadt und Frankfurt für die völlige Abtretung des linken Rheinufers, wie es Frankreich gebieterisch verlange, und endlich erfolgte mit wenig Vorbehalt die völlige Abtretung.

Am 14. März übergab Graf Metternich als bloße Mittelsperson ohne kaiserliche Zustimmung den Französischen Gesandten den beifälligen Beschluß der

Reichsdeputation vom 9. März. Die Französischen Gesandten nahmen dieses Opfer an, und erklärten, daß die Entschädigung der weltlichen Reichsstände nur durch die Säculariſation der Erz- und andern Stifter Statt finden dürfte. Am 20. März erschien in Rastadt der jetzige Fürst Metternich, Sohn des damaligen Oesterreichischen Congreßgesandten, Grafen Clemens Metternich, mit der kaiserlichen Ratification der Abtretung des linken Rheinufers.

Dieß benutzte Bonaparte sofort, und erbat nun von Talleyrand, da jetzt die glückliche Beendigung des Rastadter Congresses keinen Zweifel mehr habe, ihn zu berechtigen, den Theil seiner Hausdienerschaft, welcher noch in Rastadt geblieben sei, zurückkommen zu lassen, weil seine Anwesenheit in Paris wegen mancher Befehle und Ausfertigungen nöthig sei. Er wollte dem Directorium die Möglichkeit nehmen, ihn noch länger gewissermaßen in Rastadt zu fesseln, rief auch den Legationssecretär Perret und seinen Generaladjutanten Lavalette zurück, welche dort mit der Oesterreichischen Gesandtschaft in genauer Verbindung gestanden hatten.

Seitdem wurzelte bei Bonaparte seine Idee einer Expedition nach dem Orient, deren Einleitung

zur Eroberung Aegyptens die zweite Coalition wider Frankreich veranlaßte.

Magallon, Consul der Republik in Cairo, schlug dem Cabinet im Luxembourg zuerst die Expedition nach Aegypten vor. Kein anderer Franzose kannte dieses Land und seine Hülfsmittel so genau, als er. Zwanzig Jahre hindurch lebte er dort als Kaufmann oder Consularagent, und hatte oft über die Erpressungen der Beys wider die Französischen Handelshäuser geklagt. In seinem Auge konnte Frankreich diese Eroberung hoch benutzen. Ihm erwiderte der Minister Charles Delacroix den 16. August 1796:

„Ich verzögerte die Beantwortung Ihrer Anträge wegen Bestrafung der Beys Murad und Ibrahim, bis sich mir eine günstige Gelegenheit anbieten würde, daß wir dieß selbst, oder durch die freilich in Aegypten gar schwache Pforte bewerkstelligen könnten. Noch muß man freilich den Entwurf zur Seite legen; aber ich verliere darum das Aegyptische Project nicht aus dem Auge, denn ich fühle, wie wichtig diese Eroberung der Republik werden kann. Deutlicher darf ich mich hierüber jetzt nicht aussprechen; aber mein Vorhaben stützt sich auf Ihre Noten und auf Ihren Brief an unsern Gesandten, den Bürger Ver-

ninac in Constantinopel, worin ich nur kluge und großartige Ideen fand."

Nun erbat sich Magallon einen Urlaub auf ein Jahr, und machte mündlich seinen Entwurf noch weit mehr geltend; aber er setzte die Zustimmung des Großherrn voraus, da Aeypten für solchen doch fast verloren war, und dachte, daß Frankreich sich in diesem reichen Lande entschädigen und leichter behaupten könne, als in Ost- oder Westindien.

Ungefähr ein Jahr nachher, im Juli 1797, schöpfte zuerst Bonaparte nach der Zeit des Waffenstillstandes zu Leoben die erste Idee zu einer Expedition nach Aegypten in den Archiven der Republik Venedig und in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand.

Herr von Talleyrand wünschte damals das Departement der auswärtigen Geschäfte, und war schlau genug, als er von Bonapartes Vorliebe für jene Expedition etwas gehört hatte, in einer Sitzung des Nationalinstituts, deren Nutzen und Ausführbarkeit besonders für eine große Colonisation ausführlich darzulegen. „Es ist nöthig für den Staat und manche Privaten, nicht dahin Sträflinge zu schicken, sondern manchen im Mutterlande übel angesehenen Personen Lust zu machen, dahin auszuwandern. Für

Manche ist ein anderes Vaterland ein wahres Bedürfniß, sowohl für solche, die theure Verwandte und Vermögen einbüßten, als für solche, denen das alte Frankreich nicht fruchtbar genug ist, für solche, die hier Gewissensbisse fühlen, für hirnschwache Politiker, für Köpfe mit einer brennenden Einbildungskraft, für Abenteurer, die große Ereignisse gern in der Nähe beschauen mögen, für Entdeckungshungerige, für Städte- und Nahrungsbegründer im größeren Styl, für eine Civilisation im jetzigen Frankreich, welche den strengen Reformatoren nicht ganz ansteht, endlich für solche, denen keine Gleichheit genügt, und denen jede Abhängigkeit schmerzhaft ist. Wo man aber solche Colonieen anlegen könnte, muß man nicht ausplaudern, um nicht die Ausführung zu stören."

Doch winkte er schon nach Nordafrica, und erzählte, daß im J. 1769 der Herzog von Choiseul als Minister so etwas vorhatte. Ihm leuchtete ein, daß Frankreich auch seine übrigen Colonieen verlieren, und sich daselbst einen Ersatz verschaffen könne. Er forderte seine erlauchten Mitbürger auf, die angebotene Gelegenheit zu rechter Zeit zu benutzen.

Bei Bonaparte war es ein neben der Eroberung Aegyptens laufender Gedanke, sich zu gleicher

Zeit der Insel Malta zu bemächtigen. Durch seinen Adjutanten Lavalette besprach er sich zuerst darüber mit dem Directorium, und erhielt vom Minister de la Croix darüber folgende Antwort:

„Wir wissen lange, daß der Friedensfürst den Wunsch hegt, Großmeister in Malta zu werden, und daß er zu diesem Zwecke Alles aufbietet. Er, oder der König von Spanien, werden, um dieß zu erreichen, kein Geld schonen. Will man eine Militärexpedition dahin vornehmen, so ist es viel zweckmäßiger, daß sie von Spanien, als von uns ausgeht, denen sie fast unmöglich ist, denn Malta ist stets streng neutral gewesen, und hat sogar edel unsere Schiffe und Matrosen unterstützt. Uns fehlt jeder Vorwand, Malta zu bekriegen, und der gesetzgebende Körper dürfte einen solchen Schritt sehr mißbilligen. Alles, was Sie vorschlagen, kann viel leichter durch Spanien vollbracht werden, da der Friedensfürst Alles dazu aufbieten kann. Das Directorium trägt mir auf, darüber mit unserm Botschafter in Madrit zu verhandeln."

Jeder Andere hätte nun seinen Plan aufgegeben; aber kaum war Talleyrand Delacroix's Nachfolger ge-

worden, als Bonaparte unter dem Schutze Talleyrands dem Directorium Folgendes schrieb:

„Wir können jetzt von den Jonischen Inseln aus das morsche Reich der Türken unterstützen, oder uns, was uns beliebt, zueignen, und nur durch die Besitzergreifung Aegyptens Englands Macht in Ostindien brechen, und uns unsern Handel nach der Levante erhalten." Talleyrand billigte sofort Bonapartes Idee und seine freundlichen Verständnisse mit dem Pascha Ibrahim und den Albanesern.

Aus Passeriano schrieb am 13. September 1797 Bonaparte an Talleyrand. „Da wir etwa im Frieden den Engländern das Vorgebirge der guten Hoffnung lassen müssen, so müssen wir uns doch Aegyptens bemächtigen, was niemals ein Europäisches Volk besaß, da auch die Venetianer dort nur Handelscomptoire besaßen. Mit 8 bis 10 Linienschiffen, oder Venetianischen Fregatten, und 25,000 Mann könnte man dahin schiffen. Aegypten nutzte der Pforte niemals viel. Man könnte wohl bei ihr Erkundigung einziehen, was sie etwa dazu sagen würde, wenn wir uns des Landes bemächtigten. Uns kommt zu Hülfe, daß unsern Kriegern jede Religion gleichgültig ist. Noch könnte man dem Admiral Brueys auftragen,

sich der Insel Malta zu bemächtigen. Vierhundert Ritter und ein Regiment von 500 Mann sind die ganze Besatzung. Die 100,000 Malteser sind uns zugethan, und sind ihrer jetzt schlecht dotirten Ritter satt. Deßwegen, damit sie weniger Vertheidigungsmittel haben, sequestrirte ich ihre Pfründen in Italien. Mit der uns von Sardinien abgetretenen Insel Sanct Peter, Malta und Corfu sind wir Herren des Mittelmeeres."

Am 23. September 1797 antwortete ihm der Minister. „Das Directorium fürchte, daß, da ein Oesterreicher, ein Herr von Hompesch, Großmeister geworden sei, die Oesterreicher ihre Seemacht im Mittelmeere zu erweitern und davon gemeinschaftlich mit Rußland Gebrauch zu machen wünschten. Darum trachte es auch so eifrig nach Dalmatien, und habe die Hand der Eroberung nach dem ihm keineswegs abgetretenen Ragusa gestreckt. Alle von Bonaparte ergriffene Maßregeln, daß Oesterreich nicht Malta besetze, billige das Directorium. Ueber Aegypten werde er künftig mehr schreiben. Jetzt spielten in Aegypten Rußland und England ihre Cabalen zum Unheil des Landes. Hoffentlich sähen die Türken Aegypten lieber im Besitze Frankreichs. Aegypten sei

ein Ersatz für die Antillen, und über Aegypten könnte eine Ladung fünfmal in der nämlichen Zeit nach Ostindien gelangen, in der sie dreimal ums Cap der guten Hoffnung dahin geliefert werden könne."

So oberflächlich urtheilte bisweilen ein Talleyrand über die Interessen anderer Völker, und so begierig war er, Malta einnehmen zu lassen, daß er Bonaparte beauftragte, dem Admiral Brueys zur Einnahme von Malta den Befehl zu ertheilen. Er schickte ihm zugleich einen Brief des Comthurs Dolomieu, der ein Freund der Revolution und dem Directorium ergeben war, und im Interesse Frankreichs Maltas Einwohner zu gewinnen hoffte. Am 8. October schickte er ihm drei andere Briefe, um durch solche Verbindungen in Malta anzuknüpfen, und meldete ihm, daß der Director Barras ihm einen Vetter schicken wolle, dessen Talente die Bearbeitung der Malteser fördern könnten.

Kaum hatte Bonaparte den Frieden zu Campo-Formio geschlossen, so ließ er zu sich den Französischen Legationssecretär Poussielgue aus Genua kommen, vormals Divisionschef beim Schatzamt, einen in Handelssachen erfahrnen und sonst in zarten Verhältnissen geprüft befundenen Geschäftsmann, weil er

Verwandte in Malta hatte, welche dort Handel trieben. Diesen schickte er als Kundschafter und Unterhändler nach Malta, er sollte mit einigen Französischen Rittern, und besonders mit Schulcameraden Bonapartes Frankreich in Malta nützliche Verständnisse anknüpfen. Um seine wahre Sendung zu verhüllen, schickte er solchen unter dem Titel eines Generalinspectors der Häfen der Levante ab, und empfahl ihn den 13. November 1797 von Mailand aus dem Französischen Consul in Malta. Damals hatte der Orden in Frankreich und Italien viele Einkünfte verloren, und unter dem letzten Großmeister Ferdinand Rohan die Disciplin gar sehr sinken lassen. Man brauchte die Ritter nicht mehr zu Kreuzzügen, welche die Ritter bereichert und in Ehre gebracht haben würden, wie bei den Vorfahren der Fall war. Ebenso nachlässig, als Venedig seine Erhaltung betrieb, ließ auch der Großmeister, überzeugt, daß man seine Neutralität respectiren würde, Alles gehen. Die Stadt und Hauptfestung Lavalette hatte 36,000 Einwohner, starke Werke in Felsen ausgehauen, und den sichersten Kriegs- und Handelshafen.

Mit Gewalt Malta einzunehmen, schien Bona-

pärte unmöglich; aber leichter wurde ihm, manche Ritter zur Untreue und die Malteſer zur Revolution zu verführen. Während des Januars traf der Generalinſpector in Malta ein, und nahm ſein Quartier bei einem Banquier, bekannt als Freund von Revolutionen, und dort Hafencapitän. Fünf Wochen lebte er in Malta, gab prächtige Gaſtmähler, und knüpfte mit mißvergnügten Rittern und Einwohnern die gefährlichſte Verſchwörung, unterſtützt vom Schatzſecretär Bosredon de Ranſijat, Dolmieus Freund, und dem Artilleriechef, Comthur de Bardonenche, deſſen Freunde, an. Beide waren eifrige Republicaner. Der Franzöſiſche Conſul Courſon gewann den Spaniſchen und den Holländiſchen Conſul. Noch riß Pouſſielgue den Ritter St. Tropez zur Verſchwörung hin, und verſtand, ſich beim Großmeiſter ſelbſt in Credit zu ſetzen.

Die Franzöſiſchen Ritter hatten kaum Lebensunterhalt auf Malta, und ließen ſich daher leicht beſtechen. Auch wollten ſie gern nach Frankreich heimkehren. Der Großmeiſter kannte durchaus nicht die immer noch bedeutenden Vertheidigungsmittel, die ihm noch zu Gebote ſtanden; auch ließ er ſich von ſeinen Höflingen leiten. Der Ruſſiſche Conſul in Malta

war ein kühner und thätiger Kopf, aber eben deßwegen den Malteſern verhaßt. Die Finanzen wurden bei verminderten Einkünften des Ordens ſo ſchlecht verwaltet, daß man die halbe Land- und Seemacht hatte eingehen laſſen; dieß Alles werde die Inſel nicht den Franzoſen in die Hände liefern, da die Mehrzahl der Ritter dem Orden treu ſei; aber man zähle ſchon 4000 Verſchworne voll republicaniſcher Ideen. Dieß werde, wenn eine Flotte mit einer Landmacht erſchiene, die Ritter, die dem Orden anhingen, erſchrecken.

Um eben die Zeit ließ Admiral Brueys ein Kriegsſchiff auf den Werften in Malta ausbeſſern und längs der ganzen Küſte die Tiefen und die ſchicklichen Landungsplätze aufnehmen.

Immer fehlte noch dem Directorium zur Expedition nach Aegypten das nöthige Geld, was die Beraubung des Berner Schatzes lieferte. Im Publicum ſprach man von nichts, als von der nahen Landung in England, und beide Projecte liefen neben einander. England fing an, zu glauben, daß wirklich die Landung in England verſucht werden ſolle, und Bonaparte viſitirte unabläſſig die Plätze, wo man die Landungsfahrzeuge erbaute. Seinen Freunden ſagte er freilich, daß er nicht wage, ein ſo mißliches Unterneh-

men, als die Landung in England, zu versuchen, wo die Würfel so gefährlich rollten. Frankreichs Glück aufs Spiel zu setzen, war er dreist genug, aber sein eigenes wollte er nicht wagen.

Talleyrand kannte damals den ganz vom Ehrgeiz besessenen Bonaparte, und die schlimme Lage, worein ihn die fehlschlagende Landung in England stürzen konnte; er führte ihm zu Gemüthe, wie wenig ihm das Directorium traue, und wie wenig dem Directorium zu trauen sei, wenn es ihm auch wohlwolle. Daher rathe er ihm als Freund, lieber die Expedition nach Aegypten zu wagen. Zugleich betrieb er diese Expedition beim Directorium als eine für den Staat höchst wichtige Sache. Wenn Bonaparte bei seinen großen Talenten, seinem Ruhme und seiner glänzenden Thätigkeit solche annähme, so erwähle er einen freiwilligen und glänzenden Ostracismus, da er von den strengen Republicanern gefürchtet werde. Bern werde der Republik das nöthige Geld liefern, und wo Geld vorräthig sei, da lasse sich eine Ausrüstung rasch betreiben.

Die Expedition wurde noch wichtiger durch einen damals eingegangenen Brief des General Malartic, Statthalters der beiden Africanischen Inseln Isle

de France und de la Réunion (Bourbon, jetzt Mauritius). Tippo Sahib, Sultan in Mysore, hatte sich an die dortige Generalität und an die Colonialversammlung gewandt, und Frankreich einen engen Bund zum Kriege in Ostindien wider die Engländer angeboten. Alle ihm geschickte Hülfstruppen wolle er besolden und mit ihrer Hülfe die Engländer aus Ostindien verjagen.

Bonaparte nahm das Commando der Expedition nach Aegypten an, verlangte dazu 40,000 Mann, die Disposition über die Flotte des Gegenadmiral Brueys, 400 Transportschiffe und Alles, was ein großes neues Colonialwesen bedürfen würde.

Als das Directorium den Plan angenommen hatte, so entwarf Bonaparte selbst alle Beschlüsse, alle Ernennungen der Generale und alle nöthige Befehle, welche Barras als Generalsecretär selbst rein schrieb, um nicht durch den Generalsecretär das Geheimniß laut werden zu lassen.

Alles wurde rasch vollzogen und nur der Seeminister Pleville-Lepeley, ein aufrichtiger, aber eigensinniger Seemann, widersetzte sich mit der Erklärung, das Alles sei nur ein Entwurf, der die Französische Marine gänzlich vernichten werde, denn England werde

solche Anstalten treffen, daß der Entwurf scheitern müsse. Das Directorium wollte aber durchaus den gefährlichen Bonaparte aus Frankreich entfernen, und schickte den Seeminister zur Inspection der Marine und Arsenäle an den Westküsten wegen des Landungsentwurfs. Als er zurückkehrte, erfuhr er alle in seiner Abwesenheit verfügte Anstalten; mit seinem hölzernen Bein stieß er den Tisch vor ihm mit den Acten um, und nahm auf der Stelle den 13. April 1798 seinen Abschied.

Als Bonaparte den 1. April nach Toulon reisete, erging am folgenden Tage ein Beschluß des Directoriums, daß er nach Brest eilen und das Commando der Landungsarmee in England übernehmen solle. Dieß täuschte die Englische Regierung, welche wirklich glaubte, daß es mit der Landung in England Ernst sei, und annahm, daß die Franzosen im Mittelmeere eine große Landmacht zu irgend einer Landung in den Englischen Inseln zu benutzen gedächten. Später fielen freilich die Einschiffungen so vieler Colonialanlegungsbedürfnisse und selbst von Gelehrten auf, indeß es allgemein hieß, daß Aegypten der Landungspunct seyn werde; doch dachte man, das Alles sei nur Verstellung und der wahre Plan Vereinigung

mit der Spaniſchen Flotte in Cadix, um die große Landung zu decken. Sie tröſtete aber, daß der Admiral Jervis mit 24 Linienſchiffen bei Gibraltar die Ausführung der Vereinigung zu hindern wiſſen werde.

Alles war zum Abſegeln bereit, als eine große Begebenheit in Wien die Abſeglung der Expedition nach Aegypten aufhielt. Der Franzöſiſche Botſchafter Charles Jean Bernadotte war in Bearn zu Pau 1764 geboren und Sohn eines geachteten dortigen Bürgers. Als Soldat nahm er 1780 im Infanterieregiment Royal Marine Dienſte und wurde 1789 Sergeant, ja im erſten Feldzuge der Republicaner Oberſt, weil er ſich mit Talent und Thätigkeit betrug. Dadurch ſtieg er auch bis zum Diviſionsgeneral in der Sambre- und Maasarmee vor der Schlacht bei Fleurus. Von 1795 bis 1797 ſtand er am Rhein. Im J. 1797 wurden ſeine und des Generals Delmas Diviſion, die ſich in Mannszucht auszeichneten, der Italieniſchen Armee beigegeben. Die ſtolze Italieniſche Armee nannte die Diviſionen der Sambre- und Maasarmee die Herren, und ſich die Ohnehoſen, weil ſie ſich für republicaniſcher hielt, als jene. Mit Mühe unterdrückte Bernadotte dieſe Parteiauswüchſe durch Klugheit. Nach dem erſten Feldzuge ver-

ſchwand die frühere Eiferſucht. Während der Friedensunterhandlungen in Udine ſchickte ihn Bonaparte nach Paris mit den eroberten Fahnen.

Als er zu ſeiner Diviſion heimkehrte, nahm er wahr, daß ſein feſter republicaniſcher Character ſowohl dem Directorium, als dem Oberfeldherrn Bonaparte anſtößig war, denn beide betrachteten die Revolution des 18. Fructidor mit ungleichen Augen. Er durchſchauete Bonapartes Plane, die Freiheit zu unterdrücken und keineswegs zu fördern.

Aus einer Unterredung mit dem Grafen Meerfeldt, einem der Oeſterreichiſchen Geſandten beim Raſtadter Congreſſe, ſchloß Bernadotte, daß Oeſterreich nicht auf eine lange Dauer des Friedens rechnete, daß aber Bonaparte mit dem Grafen Cobenzl eine geheime Abrede wegen des Umſturzes der republicaniſchen Regierung getroffen habe. Daraus ſchloß er, daß wahre Umtriebe ſowohl im Directorium, als unter den Generälen der Republik herrſchten.

Dieſe Ueberzeugung bewog ihn, den 29. November 1797 dem Directorium zu ſchreiben, daß er entweder um ein Commando auf den Antilliſchen Inſeln bäte, oder in den Joniſchen Inſeln, oder um eine Infanterieinſpection, oder um Anſtellung bei der Ar-

mee in Portugal, oder um Penſionirung. Am nämlichen Tage meldete er Bonaparte dieſen Schritt von Treviſo aus mit der Bitte, falls er penſionirt werden würde, ſeine zwei ſehr brauchbaren Adjutanten wieder anzuſtellen, mit der Beifuge: „Sie können, wie ich, ſich vor höheren Talenten beugen, aber nicht vor der Kühnheit. Obgleich ich mich über Sie beſchweren muß, und mich deßwegen von Ihnen trenne, ſo erkenne ich doch die ſchuldige Achtung vor ihren Talenten an.“

Aber Bonaparte widerrieth dem Directorium, Bernadotte eine Anſtellung in Italien zu geben, und rieth vielmehr, Berthier daſelbſt zu laſſen, der es keineswegs wünſchte. Statt daß Bernadotte wegen früherer Directorialzuſicherungen in Italien das Commando zu erlangen hoffte, empfing er den Befehl, als Botſchafter nach Wien zu reiſen, und wußte wohl, daß dieß Bonapartes Werk war. Anfangs wollte er auch nicht abreiſen; als ihm aber Berthier vorſtellte, daß ſeine Weigerung ihn hindern würde, nach dem Directorialbefehl nach Rom zu marſchiren, und dem Directorium ſehr daran gelegen ſeyn mußte, den Wiener Hof zu überzeugen, daß das Directorium nur eine Genugthuung wegen der Ermordung des General Du-

phot fordere, auch daß die Republik in der Schweiz keine Eroberungen treffen wolle, endlich daß Bernadotte die nähere Instruction in Wien erhalten werde, so fürchtete dieser, durch seine fortgesetzte Weigerung eine zu große Verantwortlichkeit zu übernehmen, und nahm die Botschafterstelle an, womit das Directorium einen Gehalt von 140,000 Fr. verband. Zu Gesandtschaftssecretären ordnete man ihm bei Gaudin, der schon in Constantinopel dieß Amt verwaltet hatte, und Villot-Freville, welchen man deßhalb von Florenz zurückberief. Vor Allem wünschte das Directorium, die wahren Plane des Wiener Hofs zu erfahren, und dort den ersten Minister, Freiherrn von Thugut, wegen seiner Anhänglichkeit an England zu stürzen, sowie aus der nämlichen Ursache den Friedensfürsten in Madrit und den Ritter Acton in Neapel. Es war Talleyrands Lieblingsausdruck, den Herrn von Thugut den Monarchen in Wien zu nennen.

Bernadotte traf den 8. Febr. in Wien ein. Am folgenden Tage besuchte er den Freiherrn von Thugut, welcher ihn sehr höflich aufnahm. Bernadotte hatte den Ruf eines geschickten Generals und rechtlichen Mannes, war ohne Ziererei höflich und gewann durch Bescheidenheit die Gemüther. Er versicherte,

daß das Directorium eine aufrichtige Politik hege, und er ſelbſt verſprach eine friedliche, durchaus freundſchaftliche Politik.

Als der Franzöſiſche Botſchafter den Herrn von Thugut an die Abſendung eines kaiſerlichen Botſchafters nach Paris erinnerte, verſicherte jener, daß dieß bald geſchehen werde, und daß vermuthlich die Wahl den Baron von Degelmann treffen werde; auch habe der Kaiſer dem Marquis de Gallo, als einem der Friedensgeſandten in Campo Formio, jetzigem Staatsminiſter der auswärtigen Angelegenheiten in Neapel, den Orden des goldnen Fließes ertheilt, und dem Pfalzbaierſchen Hofe angerathen, wegen der Erſtürmung der Mannheimer Brückenſchanze ſich mit vorſichtiger Mäßigung gegen Frankreich zu betragen. Der Wiener Hof rügte in keiner Note weder die militäriſche Beſitzergreifung Roms, noch der Schweiz, aber er empfand doch beide ſchwere Verrückungen des Status quo, wenn er auch ſeine Empfindlichkeit nicht ausſprach.

Am 2. März hatte Bernadotte ſeine erſte Audienz beim Kaiſer, welcher die Zwiſtigkeiten des Directoriums mit dem Hofe von Neapel beigelegt wünſchte. Um weniger den mündlichen Anfragen ausgeſetzt zu

seyn, lebte der Botschafter meistens auf dem Lande. Am 8. April hatte derselbe die erste Audienz bei der Kaiserin, welche er in Hinsicht der gefürchteten Absichten Frankreichs wider Neapel in Folge eines den Tag zuvor eingetroffenen Couriers beruhigen konnte. Am folgenden Tage ließ er der Kaiserin eine wider die Politik Thuguts gerichtete Note zugehen, worin er vorschlug, zur Herstellung des bessern Verständnisses mit Frankreich und der günstigeren Beendigung des Zwistes mit Neapel den Baron von Thugut vom kaiserlichen Cabinet zu entfernen. Dieß hatte die Folge, daß man den Schritt für eine vom Grafen Cobenzl ausgegangene Zudringlichkeit ansah, und den Grafen Cobenzl von Rastadt zurückrief, um in Wien Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu werden; Thugut blieb dagegen Conferenzminister und Generalcommissär, um die Organisation in den früheren Venetianischen Staaten einzuleiten. Schon am 15. März reiste Cobenzl nach Wien ab; seitdem sah man den Baron Lehrbach als seinen Nachfolger auf dem Rastadter Congresse in den Oesterreichischen, und den Grafen Metternich als kaiserlichen Gesandten in den Reichsangelegenheiten Deutschlands fortwirken. Thugut trat zwar in den Hintergrund, leitete aber doch

im Geheimen wie bisher als Rathgeber die Cabinetsgeschäfte.

Um diese Zeit verbreiteten in Paris einige von Bonaparte inspirirte Zeitungen, daß Bernadotte seinem Corps in Italien nicht gestattet habe, Adressen des Glückwunsches an das Directorium wegen seines glücklichen Kampfs wider die beiden Räthe zu berathen und zu erlassen; ferner, daß die Beamten seiner Gesandtschaft nicht außer dem Hotel des Botschafters die Nationalcocarde tragen dürften, worüber man sich nicht wundern dürfe, da seine Vorliebe für Oesterreich nach den Leobener Präliminarien bekannt sei.

Das Directorium befahl dagegen dem Botschafter, die Nationalfarben vor seinem Gesandtschaftspalaste flaggen zu lassen, falls es noch nicht geschehen sei ꝛc.

Es wollte zufällig das Wiener Freicorps, welches sich freiwillig vor einem Jahre zur Vertheidigung des Vaterlandes bewaffnet hatte, diesen Tag nach einem Jahre feiern, und der Kaiser schien geneigt, dieß gestatten zu wollen. Im Verdruß über den eben empfangenen Verweis wegen des unterbliebenen Flaggens der Nationalfarben bat der Französische Botschafter das Oesterreichische Ministerium, das Fest dem

Freicorps nicht zu gestatten. Dieß lehnte aber das Ministerium mit guten Ursachen ab, worauf Bernadotte erwiderte, daß er dagegen die Französischen Nationalfarben vor seinem Palaste mit der Inschrift: Freiheit und Gleichheit! aufpflanzen würde.

Nun versammelte sich vor Bernadottes Palast viel Wiener Pöbel, und verlangte die Abnahme der Fahne mit den Nationalfarben Frankreichs. Das dahin geschickte Militär ermahnte das Volk, sich zu zerstreuen, war aber nicht weiter thätig, obgleich der Pöbel Steine nach den Fenstern, nach dem Balcon und der Fahne warf. Nun schickte der Minister eine Note an den Herrn von Thugut mit der Bitte, die Frevler sofort verhaften und zum Beispiel Anderer nachdrücklich bestrafen zu lassen, sonst werde der Botschafter sich genöthigt sehen, Selbsthülfe zu üben, besonders da die Polizeibeamten müssige Zuschauer des Frevels des Pöbels gewesen wären.

Darauf erschienen der Regierungsrath Graf Dietrichstein und der Polizeidirector Graf Pergen, und baten den Botschafter, die Französische Flagge abnehmen zu lassen, wozu sich der Botschafter nicht entschließen wollte, obgleich sie erklärten, daß sie alsdann ihm alle mögliche Genugthuung geben wollten. Alle

Vorstellungen an den Pöbel, seinen Unfug einzustellen, waren vergebens, vielmehr erkletterte derselbe den Balcon und riß die Fahne herunter, welche auf die Gasse fiel.

Darauf schickte der Botschafter die zweite Note an den Herrn von Thugut mit der Meldung des fortgesetzten Unfugs und der Unthätigkeit der Wachen. Er schließe daraus, daß die Obrigkeit den Pöbel selbst dazu vermocht habe. Sogar habe man mit Steinen das Thor des Palastes eingestürzt und die Fahne auf die Gasse geworfen. Er ersuche den Herrn von Thugut um einen Paß, um mit der ganzen Gesandtschaft nach Frankreich zurückzukehren, falls nicht derselbe sofort die Pöbelhaufen zerstreuen, die Schuldigen zur Strafe ziehen und durch einen Beamten die Fahne wieder aufrichten lassen werde. Schon hätten mehrere Glieder der Gesandtschaft sich gegen den Pöbel mit dem Säbel vertheidigen müssen.

Vergeblich erschien der Botschafter selbst mit einem Gesandtschaftssecretär, mit einem Säbel bewaffnet, in dem geöffneten Thore des Palastes; der Pöbel nöthigte ihn, zurückzuweichen. Ein Bedienter feuerte ein Pistol ab, als Mehrere in die innern Zimmer eindringen wollten, und verwundete einen der Tumul-

tuanten. Mobiliar und kostbares Hausgeräthe mit einigen Wagen wurde zertrümmert. Endlich erschien ein Bataillon Grenadiere und verjagte den Pöbel.

Um 11 Uhr schickte der Botschafter dem ersten Minister einen dritten Brief, in welchem er für sich und alle Franzosen einen Reisepaß erbat.

Darauf erwiderte endlich der Baron von Thugut, daß er alles Vorgefallene bedauere, welches auch nach abgestattetem Bericht Se. K. Majestät bedauern würden; übrigens sollten die Frevler streng bestraft werden. Nun erst erschienen so viele Truppen, daß aller Auflauf auseinandergejagt wurde.

Am folgenden Morgen überschickte um 8 Uhr Morgens der Botschafter durch einen Adjutanten eine Note an des Kaisers Majestät, und erbat darin einen Paß zur Abreise; worauf der Kaiser ihm durch den Cabinetsminister Grafen Colloredo in den feinsten diplomatischen Formen antworten ließ, daß ihm volle Genugthuung werden solle, und daß der Herr Botschafter bleiben möge.

Freilich hatte bisher kein Französischer Botschafter weder eine Fahne, noch ein Wappen vor seinem Palaste aufgepflanzt; aber das Directorium hatte den

Schritt befohlen. Der Botschafter reiste wirklich den 15. April ab.

Nun fürchtete man allgemein den Ausbruch eines neuen Continentalkrieges. Die erste Kunde des Vorfalls erhielt das Directorium durch einen Courier des Spanischen Botschafters, welchem Bernadotte seinen Bericht mitgab. Das Directorium hielt hierauf über das Vorgefallene eine lange Berathung. Von der einen Seite wollte man den Botschafter nicht durchfallen lassen, der den erhaltenen Befehl genau vollzogen hatte; von der andern Seite mußte man im Fall eines Bruchs mit Oesterreich die Aegyptische Expedition aufgeben, die am 23. April von Toulon absegeln sollte. Das Directorium theilte dem General Bonaparte die Acten über das Vorgefallene mit, trug ihm den Befehl des Heeres wider Oesterreich auf, und wollte Oesterreich den Krieg erklären, verlangte jedoch, vorher seine Meinung zu erfahren. Aber Bonaparte hatte andere Ansichten der Dinge, als das Directorium. Nach seiner Meinung hätte man einen so überspannten Kopf nicht zum Botschafter in Wien erwählen müssen, der im Grunde in diesem Falle nicht klug gehandelt habe. Kündige man Oesterreich den Krieg an, so erweise man Großbritannien einen gro-

ßen Dienſt. Hätte das Wiener Cabinet den Krieg gewollt, ſo würde es nicht, wie geſchehen, verfahren ſeyn, ſondern vielmehr den Franzöſiſchen Botſchafter einzuſchläfern geſucht und Rüſtungen getroffen haben. Man müſſe ſich Genugthuung leiſten laſſen, und nicht mit Auffahren ohne wahren Grund unpolitiſch handeln. Uebrigens biete er der Regierung ſeinen Einfluß und ſeine Dienſte an; auch werde er ſeine Einſchiffung verzögern, bis günſtigere Nachrichten von Wien eingetroffen wären. Nun ertheilte ihm das Directorium die weiteſte Vollmacht, nach der Lage der Umſtände zu handeln.

So ſah ſich Bonaparte als den Entſcheider der Weltruhe an, ſuspendirte augenblicklich die ganze Expedition und ſchickte den nämlichen Courier, welchen er bei geheimen Aufträgen zu gebrauchen pflegte, an den Grafen Cobenzl, mit der Meldung, er werde ſofort mit ihm in Raſtadt zuſammentreffen, aber weniger von dem Vorgefallenen, als von den noch zu beendigenden Puncten des noch unvollzogenen Tractats zu Campo Formio unterhandeln. Dieß Alles verſtand der Graf Cobenzl ſehr wohl.

Indeß erſchien in Paris die begütigende kaiſerliche Depeſche mit vieler Entſchuldigung des Vorfalls

vom 13. April und der Versicherung einer völligen Vollziehung des Tractats von Campo Formio. Freilich war es dem Directorium nicht ganz genehm, daß die Anstifter des Tumults nicht schon gestraft worden waren; aber man sah die friedsame Absicht des Wiener Hofes und daß Bonaparte schon wieder anfange, sich über Alles zu erheben. Talleyrand hatte berichtet, daß Bonaparte mit dem Grafen Cobenzl einen geheimen Briefwechsel führe, was auffallend schien. Man sieht daraus, wie sehr schon frühe Talleyrand die Kunst verstand, jedem Herrn nur halb zu dienen.

Schon äußerte Bonaparte, daß vielleicht eine Unternehmung nach der Levante jetzt für Frankreich bedenklich sei; daß Europa in Unruhe sich befinde; daß der Rastadter Congreß kein Ende finde; daß man im Innern Truppen behalten müsse, um die neuen Wahlen der Repräsentanten im Geiste des Directoriums zu leiten und den Aufruhr im Westen zu unterdrücken.

Die Directoren fürchteten jetzt, daß er sich an die Spitze der Regierung stellen wolle, und wollten ihn besonders deßhalb so bald, als möglich, abreisen lassen; aber er wollte noch vorher dem Directorium seine Ueberlegenheit zeigen, indem er seine Entlassung

nehmen wollte. Da ergriff der Director Rewbell die Feder und gab sie ihm in die Hand mit den Worten: „Die Republik verliert dann freilich einen tapfern und geschickten Vertheidiger; aber sie wird darum nicht von andern Kindern verlassen seyn.“ Schon ergriff Bonaparte die Feder, als Merlin sie ihm abnahm. Der höchst aufgebrachte General sagte nachher einem seiner Vertrauten: „Die Birn ist noch nicht reif; wir wollen abreisen, und wenn es Zeit ist, zurückkehren.“

Noch hatte aber Bonaparte vor, nach Rastadt zu reisen, um mit dem Grafen Cobenzl sich an die Spitze der Unterhandlungen zu stellen und dadurch zum Schiedsrichter der Republik zu machen, als ein unerwarteter Besuch Barras seinem Schwanken ein Ende machte. Dieser Director trat mit einem finstern Blick in den Saal, nahm an der Unterhaltung geringen Antheil, und ging nach einem entstandenen Stillschweigen mit Bonaparte allein in ein nahes Cabinet, und sagte ihm mit ernstem Blick: „Das Directorium will kein längeres Zögern leiden; reisen Sie noch in dieser Nacht nach Toulon. Ich gebe Ihnen einen heilsamen Rath.“ Barras verließ nun sofort die Gesellschaft, ohne mehr, als ein Paar Worte

mit Josephine zu wechseln, mit welcher er sich sonst länger zu unterhalten pflegte. Nachher kam auch Bonaparte wieder zur Gesellschaft, sagte Niemandem ein Wort und eilte zurück in das Cabinet, dessen Thür er hinter sich rasch verschloß. In der nächsten Nacht reiste er nach Toulon mit seiner Gemahlin und seinem Secretär Bourrienne ab.

Am 2. Mai traf von Paris in Wien Bonapartes Brief an den Grafen Cobenzl ein, worin er solchen nach Rastadt einlud. Am 3. Morgens statteten darüber die Minister Graf Cobenzl und Freiherr von Thugut Bericht ab an den Kaiser. Graf Cobenzl erhielt Befehl, sich nach Rastadt zu verfügen, um sich mit Bonaparte zu unterreden und ihm einen prächtigen Säbel, als Geschenk des Kaisers zu überreichen. Zwischen dem 17. und 18. Mai erfuhr der Graf, daß Bonaparte plötzlich nach Toulon abgereist sei, und sich einschiffen werde, was natürlich dem Wiener Cabinet unangenehm war. Der Gelehrte François de Neuchateau sollte Bonaparte in Rastadt ersetzen. Da aber dieser gewesene Director erst nach zwei Jahren das Französische Gebiet verlassen durfte, so wurde die Verhandlung nach Seltz verlegt; aber er ersetzte Bonaparte nicht.

Bernadotte hatte in seinem Bericht dem Minister Freiherrn von Thugut oder auch dem Englischen oder Russischen Gesandten, als wenn sie mit Geld die Meuterei erkauft hätten, das in Wien Vorgefallene zur Last gelegt; aber auf Bonapartes Rath ließ das Directorium Bernadotte durchfallen. Das ihm angebotene Commando der fünften Militärdivision schlug er aus Verdruß über die erfahrene Behandlung aus. Nichts war Bernadotte unangenehmer, als daß durch diesen Zufall sein persönlicher Gegner, der Freiherr von Thugut, sich aus der ihm gelegten Schlinge mit Ehre herauszog.

Hierauf wurde Bernadotte die Botschafterstelle bei der Batavischen Republik angeboten. Aber auch diesen Posten lehnte er ab.

2.

England seit dem Juni 1830.

(Aus dem Annual Retrospect of public affairs for 1831.

(Beschluß.)

Das neue Ministerium. — Unruhen unter der Ackerbau treibenden Classe. — Belgische Angelegenheit.

Im Verlauf einer Woche, nachdem das Ministerium des Herzogs Wellington abgetreten war, kam

das neue Ministerium, dessen Bildung dem Grafen Grey übertragen worden war, zu Stande, und schon am 22. November 1830 konnte derselbe dem Parlamente die Grundlinien des Systems vorlegen, welches er und seine Collegen in ihrer Staatsverwaltung zu befolgen gemeint seien. Das neue Cabinet bestand aus folgenden Personen: Graf Grey, erster Lord der Schatzkammer; Lord Brougham und Vaux, Großkanzler von England; Vicomte Palmerston, Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten; Vicomte Melbourne, Staatssecretär des Innern; Vicomte Goderich, Staatssecretär für das Colonienwesen; Baron Durham, geheimer Siegelbewahrer; Carl Grant, Präsident der Ostindischen Oberaufsicht; Lord Althorpe, Kanzler der Schatzkammer; Sir James Graham, erster Lord der Admiralität; Lord Holland, Kanzler des Herzogthums Lancaster, und der Herzog von Richmond, Oberpostmeister [1]). Die übrigen obern Stellen wurden besetzt, wie folgt: Mr. W. Wynne, Kriegsminister; Mr. Agar Ellis, Chef des Forstwesens; der Marquis Anglesey, Statthalter von Irland; Sir Thomas Denman, Generalanwalt; Sir W. Horne, Generalprocurator;

1) Diese bilden mit dem Zahlmeister der Armee das eigentliche Cabinet.

Mr. Poulet Thomson, Vicepräsident der Handelskammer, und Lord John Russell, Zahlmeister der Armee.

Von der Persönlichkeit der neuen Cabinetsminister und der unter dem Ministerium stehenden Beamten zu sprechen, halte ich für überflüssig. Die meisten sind durch ihre Wirksamkeit im Parlament und durch ihre Stellung im bürgerlichen Leben hinreichend bekannt. Es ist aber zu bemerken, daß die große Anzahl der Betitelten im Ministerium demselben ein aristocratisches Ansehen giebt, daß es mehr Mitglieder aus dem hohen Adel zählt, als irgend ein früheres, und daß der Premierminister auch in den niedern Stellen, deren wir nicht gedacht haben, einen zu großen Theil der ihm anvertrauten Macht auf seine Familie und seine Angehörigen übertragen hat. Ein Einwurf weit ernstlicherer Art ist aber, daß den Mitgliedern des neuen Cabinets zum größten Theil die nothwendige Geschäftskenntniß und Geschäftserfahrung fehlte. Ihre Fähigkeiten und Talente hatten sie hauptsächlich auf der Oppositionspartei gezeigt, indem sie die Politik der Regierung, an welcher letztern man sie nicht hatte Theil nehmen lassen, rügten, Maßregeln vorschlugen, deren umständliche Ausführung sie ihren

Gegnern überließen, und das Volk über seine wahren Interessen aufzuklären suchten, wenn es ihnen nicht gelang, die Regierung zu Berücksichtigung ihrer Vorschläge zu bewegen. Lord Grey, dessen anerkannte Fähigkeiten und aufgeklärte Principien ihm auf eine hohe Stelle in jeder Regierung Anspruch gaben, hatte in seinem langen Leben nie, nur einige Monate ausgenommen, den Geschäften vorgestanden. Mit Mr. Brougham verhielt es sich ebenso; jedoch war auch zu seinem jetzigen Posten die Erfahrung in den allgemeinen Staatsangelegenheiten weniger nothwendig. Lord Althorpe, ein Mann von gesundem Verstande und mit den Parlamentsgeschäften sehr vertraut, war ebenfalls von Regierungsstellen ausgeschlossen geblieben, wogegen Sir James Graham und einige andere seiner Collegen auf der Bank der Opposition nie ein Wort von sich gegeben hatten. Doch konnte das Cabinet auf drei Männer stolz seyn, welche ehrenwerthe Ausnahmen machten, Lord Palmerston, Lord Goderich und Mr. Charles Grant. Denn bei diesen vereinigten sich mit der Kraft ihrer parlamentarischen Rednergabe eine langjährige Erfahrung im Geschäftsleben, vortreffliche Geistesanlagen und eine rasche Geschäftsthätigkeit.

Es ist behauptet worden, daß der Hauptführer

der Opposition im Unterhause, welcher das bisherige Ministerium gestürzt hatte, die Bildung des neuen Ministeriums, so schnell dieselbe auch erfolgte, dennoch etwas erschwert und aufgehalten habe. Begierig nach hohen Aemtern, aber eben so begierig auf den Ruhm, sie abzulehnen, innerlich verzehrt von der Flamme des Ehrgeizes, äußerlich aber sie mit dem Schleier der Selbstverleugnung verhüllend; entschlossen, nur die höchste Würde in seinem Berufe, oder keine anzunehmen, und dabei noch die Vermuthung gestattend, daß er dieselbe ausschlagen werde, wenn sie ihm dargeboten würde; seinen Freunden furchtbar durch seine bekannte Rücksichtslosigkeit, noch fürchterlicher aber seinen Feinden wegen seiner überwiegenden Geistesthätigkeit; gleich gefährlich, man mochte ihn gewinnen, oder zurücklassen; jetzt aber rücksichtslos eine Macht benutzend, von der er wohl wußte, daß kein Ministerium sie entbehren könne, und dennoch immer ausweichend, wenn er seine Ansprüche auf Beförderung erklären sollte, ließ er es einige Tage lang zweifelhaft, ob die Unterhandlungen Lord Greys zu Bildung des neuen Ministeriums gelingen würden. Seine Freunde erkannten seine große Wichtigkeit in so weit an, daß sie ohne seine Mitwirkung nichts unternahmen, weil

sie wohl wußten, daß seine Opposition ihrem Gebäude alle Festigkeit entziehe; allein sie konnten sich doch Anfangs nicht entschließen, ihn zur höchsten Würde zu erheben, weil sie fürchteten, daß er ihren Gegnern alsdann ein zu leichtes Ziel darbieten möchte. Indem er vorgab, daß er die Vertretung von Yorkshire mit dem großen Siegel in die Wage lege, zog er die erstere nur vor, weil er zu Annahme des letztern genöthigt seyn wollte, und drohte mit Reformen im Hause der Gemeinen, um den Premierminister zu zwingen, ihn aus dem Unterhause wegzunehmen. Seine unwiderstehliche Energie, mit welcher er das vorige Ministerium im Parlament, in öffentlichen Versammlungen und mit Hülfe der Presse verfolgt hatte, war, in Verbindung mit andern Umständen, die Hauptursache des Sturzes dieses Ministeriums gewesen, und man hielt es für gewiß, daß kein anderes Ministerium seiner Opposition widerstehen werde. Die Fehler seines Characters, in Hinsicht auf Urtheil, Festigkeit und gründliche Kenntniß seines Berufsfachs, wurden eigentlich von Jedermann richtig gewürdigt; aber die Kraft und Größe seines Geistes hatten sich in einem so weiten Kreise gezeigt; er hatte so viel gethan zu Verbesserung der Erziehung, zu Förderung

der Wissenschaften, zu Reform der Rechtspflege, zu Vertheidigung der Rechte und Freiheiten seiner Mitbürger; sein Name war so oft in Verbindung mit Gelehrsamkeit, Politik, gerichtlicher und parlamentarischer Beredsamkeit genannt worden; er war so allgemein gefürchtet und bewundert wegen der schneidenden Schärfe seines Witzes und der zermalmenden Kraft seiner Declamation; und er hatte durch alle diese Mittel eine so große Popularität erlangt, daß kein Ministerium, welches nach populären Grundsätzen verfahren wollte, seine Hülfe entbehren oder seiner Feindschaft sich aussetzen konnte. Sobald als ihm das Siegel angetragen worden und von ihm angenommen war, war das Cabinet gebildet. Drei Stunden nachher, nachdem Se. Majestät die Ernennung des Lord Grey und seiner Collegen förmlich genehmigt hatte, hielt Se. Herrlichkeit in der Pairskammer eine Rede, worin er erklärte, daß die Grundsätze seiner „Regierung" Sparsamkeit und Einschränkung im Innern, Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten und eine Reform im Hause der Gemeinen seyn würden. Die Ankündigung solcher Principien, in geradem Gegensatze gegen alle bisher befolgten, brachte auf die Stimmung des Volks die glück-

lichste Wirkung hervor. Zufriedenheit und Vertrauen traten überall an die Stelle des Verdachts, des Mißvergnügens und der Unruhe. Alle Parteien schienen dem neuen Cabinet hinsichtlich seiner guten Absichten Vertrauen zu schenken, und sie erwarteten mit Ungeduld die Ausführung ihrer Plane. Man gestattete ihnen gern die nöthige Zeit, um sie zur Reife zu bringen, und nach einer kurzen Sitzung, worin mit Ausnahme der Regentschaftsbill wegen der nothwendigen Abwesenheit mehrerer Minister in der Zeit zwischen ihrem Amtsantritt und ihrer erneuerten Wahl wenig wichtige Gegenstände zur Berathung gezogen worden waren, wurde das Parlament vom 23. Dec. bis zum 3. Jan. vertagt.

Das Ziel, welches sich das Ministerium vorgesetzt hatte, schien wegen der Lage der Dinge im In- und Auslande mit mehr Schwierigkeiten verknüpft, als es mehrere Jahre früher gewesen war. Das Elend unter der ackerbautreibenden Classe dauerte noch fort; der Aufruhr verbreitete sich mit jedem Tage weiter, und die Beschädigungen am Eigenthume wurden immer zahlreicher und bedeutender.

Diese Excesse begannen, wie bemerkt worden, gegen die Mitte des Herbstes. Am 29. August zerstörten

400 Feldarbeiter von Hardres in Kent alle Dreſchmaſchinen in der Gegend. Als in der Mitte des Septembers der Unfug noch kein Ende nahm, trat eine Verſammlung von Friedensrichtern in dem öſtlichen Theile von Kent zuſammen, faßte verſchiedene Beſchlüſſe, und ſetzte eine Belohnung von 500 Pf. St. auf die Ueberführung der Rädelsführer. In der folgenden Woche wurde eine zweite Verſammlung gehalten. Sie beſtand aus ungefähr vierzig Friedensrichtern, und der Oberſheriff führte den Vorſitz. Die Beſchlüſſe der erſten Verſammlung wurden angenommen; man vereidigte ſpecielle Conſtabler, und eine Copie der Beſchlüſſe wurde dem Miniſter des Innern mit der Bitte um ſeine Mitwirkung überſendet. Die Pächter verſammelten ſich an demſelben Tage. Sie ernannten unter ſich einen Ausſchuß, welcher mit einem Ausſchuß der Friedensrichter zuſammentreten ſollte, um den geſetzwidrigen und beunruhigenden Auftritten ein Ziel zu ſetzen. Ohnerachtet der thätigen Bemühungen beider Ausſchüſſe ging das Werk der Zerſtörung auf eine offene und unverſteckte Art weiter. Die Aufrührer hatten alle Maſchinen in ihrem Bereich zerſtört, oder die Beſitzer zur eignen Zerſtörung genöthigt, indem ſie die Scheunen und Schober derſelben in Brand

ſteckten. Zwei Perſonen in Dover empfingen Briefe mit der Unterſchrift „Swing“, worin ihnen angedroht wurde, daß ihre Gebäude in Feuer aufgehen ſollten. Das nämliche Wort war an allen leeren Wänden in der Stadt und einige Meilen weit auf der Straße nach Canterbury mit Kreide angeſchrieben. Die Scheunen und Kornſchober des Pfarrers Price zu Kyminge wurden am 5. Oct. in der Nacht verbrannt. Die Miniſter verwilligten eine Belohnung von 100 Pf. St. für denjenigen, welcher die Verbrecher ergreifen würde, und Se. Majeſtät erklärte, daß er Jeden, nur nicht die Brandſtifter, begnadigen werde, im Fall er ſeine Mitſchuldigen anzeige und überführe. Nachdem neun Perſonen wegen des Verdachts, Maſchinen zerſtört zu haben, zur Unterſuchung gezogen und ſechs davon überführt und zu dreitägigem Gefängniß und harter Arbeit verurtheilt worden waren, hoffte man, daß der Unfug aufhören werde; allein die Complicen, durch die Gelindigkeit des Urtheils nur noch kühner gemacht, verübten noch größere Gewaltthätigkeiten, als zuvor. Sie verbrannten nicht allein die Wohnung des Mr. Knight zu Barden, nebſt allen Wirthſchaftsgebäuden, ſowie deſſen Getreide-, Heu- und Strohvorräthe, ſondern auch einige Tage ſpäter

ſämmtliche Ställe, Wirthſchaftsgebäude und Kornſchober des Mr. Caſtle von Salutation in der Nähe von Sandwich und des Mr. Haine zu Solling Court und andere unbedeutendere Beſitzungen in andern Gegenden des Landes. Hier und da wurde durch die Ankunft der Spritzen dem Feuer Einhalt gethan; aber an andern Orten ſahen die Landleute ruhig in die Flammen, ohne Beiſtand zu leiſten. Jeden Tag hörte man von neuen Brandſtiftungen, und in der ganzen Grafſchaft herrſchte die größte Unruhe. Das Militär war beſtändig auf den Füßen, und patrouillirte die Nacht hindurch auf den Straßen und in den Dörfern. Eine Abtheilung ſtationirte in Sittingbourne, um das Eigenthum in der Nachbarſchaft zu beſchützen, und eine andere zu Lenham. An dem letztern Orte fand der Graf von Winchelſea 200 Arbeiter verſammelt, um die Dreſchmaſchinen und das Eigenthum der Gutsbeſitzer zu zerſtören. Er redete ſie an. Sie hörten ihm ruhig zu und erklärten, daß Mangel an Arbeit die einzige Urſache ihres Umherſtreifens ſei, und daß ſie kein Mittel hätten, ſich und ihren Familien das Leben zu friſten. In der That beſtand die Hauptbeſchwerde dieſer armen, verblendeten Menſchen darin, daß ihr täglicher Lohn zu ihrem nothwendigſten Bedürfniſſe nicht zureichte.

Ein Vorschlag zu Bildung von Scharwachen zu Pferd und zu Fuß und deren Vereinigung mit der Yeomanry wurde in einer Versammlung der Magistratspersonen und Pächter einstimmig angenommen.

Zu Guestling, in der Nähe von Hastings, hielten die Armen eine Zusammenkunft, und forderten die Kirchspielsvorsteher auf, dabei zu seyn. Gegen 150 Arbeiter hatten sich versammelt. Ihre Forderung bestand darin, daß ihr Lohn auf 2 Sch. 3 P. (18 Gr.) im Winter und 2 Sch. 6 P. (20 Gr.) im Sommer erhöht werden möge. Der Ortsgeistliche, dessen Forderung (für Zehnten) an das Kirchspiel jährlich 800 Pf. St. betrug, wurde ersucht, 500 Pf. zu Gunsten der Feldeigenthümer schwinden zu lassen, damit diese in den Stand gesetzt würden, den verlangten höhern Lohn zu bezahlen. Er that dieß.

Während die Magistratspersonen in Kent Alles thaten, was in ihrer Macht stand, um dem Unwesen zu steuern und die Brandstifter zu entdecken, griff die Verwüstung, obschon nicht in derselben schrecklichen Weise, in den benachbarten Grafschaften um sich. Allnächtlich sah man Feuer in Sussex, Surrey, Hampshire, Wiltshire, Berkshire, Oxfordshire, Buckingham, Hertfort, Bedford, Northampton, Huntingdon, Cam-

bridge, Suffolk, Norfolk, Lincoln und noch einigen andern Grafschaften. Die angestrengten Bemühungen der Friedensrichter, die dermaligen Brandstifter zu entdecken, blieben erfolglos. Einige Personen wurden unter verdächtigen Umständen arretirt, aber es thaten sich bei den gegen sie eingeleiteten Untersuchungen keine hinlänglichen Anzeigen hervor, um sie für schuldig zu erachten. Ohne Zweifel wurden die Häuser und Schober mittels chemischer Präparate in Brand gesteckt, und zwar durch Personen, welche mit den Arbeitern in Einverständniß waren; denn in einigen Fällen hatte man, ehe die Schober oder Scheunen in Feuer aufgingen, eine Explosion, so stark wie einen Flintenschuß, gehört. Die gewöhnlichen Vorläufer von diesen Feuern waren Briefe mit der Unterschrift „Swing“, und dieser Name verbreitete in Verbindung mit dem Anrücken von 2 bis 300 Arbeitern ein solches Schrekken, daß wenige Pächter Muth hatten, den Forderungen der Aufrührer auszuweichen. Jedoch erschienen die letztern keineswegs als Plünderer; nur in einigen Fällen nöthigten sie den Pächtern Geld und Nahrungsmittel ab. Ihre Forderung beschränkte sich auf eine Erhöhung ihres Lohns, und bei keiner Gelegenheit haben sie mehr, als 2 Sch. 6 P. täglich wäh-

rend der Sommerzeit und 2 Sch. 3 P. während der Winterzeit verlangt. Ihre gewöhnliche Verfahrungsweise war, eine Versammlung der Pächter zu berufen, wo sie 200 bis 600 Mann stark und nur in einigen Fällen in größerer Anzahl erschienen, ihre Beschwerden förmlich einreichten, und die Pächter zu Abstellung derselben nöthigten. Wo man ihnen fest und kühn entgegentrat, bezeigten sie wenig Muth. Die Einwohner der Dörfer Swington, Easton und Itchen Abbas, Besitzungen des Herzogs von Buckingham, weigerten sich nicht nur, mit den in der Nachbarschaft herumtreibenden Ruhestörern gemeine Sache zu machen, sondern sie versammelten sich auch, 150 Mann stark, um die Wohnung des Herzogs, verpflichteten sich unter einander als specielle Constabler und bivouackirten drei Tage und drei Nächte um das Haus, welches sie vor den Aufrührern nicht sicher glaubten. Dasselbe geschah in der Gegend von Wincheſter. In der Nähe von Hanbury versammelte sich eine Bande von 150 Landstreichern, und nachdem sie Geld erpreßt, die Dreschmaschinen zerstört und mit Brandstiftung gedroht hatten, wandten sie sich zu dem Pachthofe in Wasing Place. Dort zerstörten sie abermals die Dreschmaschinen, rissen die eisernen Knäufe von

den Spindeln und machten gefährliche Waffen daraus, indem sie sie an dem Ende ihrer Stöcke befestigten. Der Geistliche zu Brompton, welcher ihre Ankunft erfuhr, ließ so viele Nachbarn seines Kirchspiels, als er nur aufbieten konnte, als specielle Constabler schwören, und ging unter deren Bedeckung den Aufrührern entgegen. Als er fand, daß alle Vorstellungen vergeblich waren, verlas er die Aufruhracte. Die Aufrührer stürmten auf ihn ein, schlugen ihn aber nicht. Es kam zu einem allgemeinen Gefechte, welches damit endigte, daß der Rädelsführer und zehn Gehülfen gefangen genommen wurden.

Obgleich man in einigen Fällen das Militär zu Hülfe genommen hatte, so war doch nur in einem Falle auf dem Gute des Hrn. Bennet zu Wiltshire ein blutiges Einschreiten nöthig gewesen. Herr Bennet erhielt Nachricht, daß ein Haufe, über 500 Mann stark, gegen seine Besitzung anrücke. Er ging demselben alsbald entgegen, um einen Versuch zu machen, ihn zu zerstreuen, wurde jedoch mit einem Steinregen empfangen. Zufällig kam das zu Hindon stationirte Reitereigeschwader herbei, und als der Pöbel fortfuhr, mit Steinen zu werfen, erhielt die Cavallerie Ordre, blind über ihre Köpfe hinzufeuern; aber als

die Unruheſtörer nur lachten, und in die Anpflanzungen um das Haus liefen, hier aber fortfuhren, die Soldaten zu werfen, ſo gaben die letztern am Ende mit voller Ladung Feuer, wobei mehrere Arbeiter verwundet und ein Mann erſchoſſen wurde.

Die Unruheſtörer fanden jedoch nicht überall einen geeigneten Widerſtand. Bei einer Verſammlung zu Ringmer überreichten die Arbeiter eine Bittſchrift, worin ſie für einen verheiratheten Mann 2 Sch. 3 P. täglich bis zum 1. März und von da bis zum 1. October 2 Sch. 6 P., für einen unverheiratheten Mann täglich 1 Sch. 9 P. bis zum 1. März und von da bis zum 1. October 2 Sch. verlangten. Der Lord Gage, welcher anweſend war, ging darüber mit der Kirchſpielsverſammlung und den Pächtern zu Rathe, und eröffnete den Arbeitern, daß ihre Wünſche befriedigt werden ſollten. Auch in Chincheſter, wo über 1000 Arbeiter ſich verſammelt hatten, verſprachen die Pächter, um ihr Eigenthum und ihre Familien zu ſichern, wöchentlich 14 Sch. anſtatt 10 Sch. zu geben. Zu Eaſtbourne, Lamberhurſt und in vielen andern Oertern wurden Forderungen nach demſelben Verhältniß gemacht und zugeſtanden.

Der Verluſt, welcher durch dieſe verblendeten

Menschen dem Eigenthume zugefügt worden war, läßt sich nicht genau schätzen; allein wenn es gewiß ist, daß 120 Feuer Statt gefunden haben, und wenn man annimmt, daß an jedem Orte nur die Nebengebäude und Schober niedergebrannt worden sind, so muß der Verlust schon sehr bedeutend seyn. An einigen Orten ist jedoch der Verlust abgeschätzt worden. Der in Hrn. Bakers Schneidemühle bei Southampton angerichtete Schaden ist auf 7000 Pf. gewürdigt worden. Den durch Brandstiftungen zugefügten Schaden hat man in Preston, Shottisbrook und North Cove auf 1000 Pf., in Southern Aglesford und Riston auf 600 bis 800 Pf., in jedem dieser Orte und in Willingham auf mehr, als 4000 Pf. berechnet. Dagegen ist der durch Zerstörung der Maschinen zugefügte Schaden unermeßlich. In der Nachbarschaft von Norfolk allein schlug man denselben nach Ablauf mehrerer Tage auf 5000 Pf., und in der Papiermühle zu Kitcham auf 1000 Pf. an. Wo nur die Aufrührer erschienen, blieb keine Maschine verschont.

Man wird leicht einsehen, daß diese aufrührischen Zusammenrottungen, so sehr sie auch in der Nachbarschaft Schrecken verbreiteten, doch der Verfassung

des Landes nicht gefährlich werden konnten. Die Noth, welche zu dem fraglichen Unwesen führte, herrschte nur unter einer bestimmten Classe von Menschen. Die Einwirkung derselben bestand nur in dem Austoben physischer Kräfte und sie erregten nur Besorgniß, weil sie die Gesetze öffentlich verletzten. Sie waren bei ihren Brodherren auf einer großen Fläche zerstreut, und konnten deßhalb nicht leicht sich zu einer gefahrdrohenden Masse vereinigen. Aus demselben Grunde war auch ein Einverständniß unter ihnen nicht möglich, auch fanden sich keine Anführer, welche ihre Kräfte zu einem gemeinsamen Zwecke verbunden hätten. Sie steckten keineswegs ein politisches Panier auf, oder verkündeten Grundsätze, die Anhänger herbeigezogen hätten. Ihre Absicht war auf Verwüstung und Raub gerichtet, und hierdurch wollten sie ihre Brodherren zwingen, sie in eine bessere Lage zu versetzen. Ein jeder, welcher Vermögen besaß, oder gewöhnlich Arbeiter hielt, war demnach ihr Feind. Die Zeiten sind vorbei, wo eine Jack Cades-Insurrection einen glücklichen Erfolg haben könnte. Diejenigen, welche behaupteten oder glaubten, daß der sogenannte Bauernkrieg, welcher am Ende des Jahres in England ausbrach, revolutionäre Unruhen her-

beiführen werde, waren entweder Betrüger oder Betrogene.

Die größte Gefahr wurde durch den Unverstand und die Furcht der Magistratspersonen herbeigeführt, welche ihre Amtsgewalt verkennend und über den Erfolg ihrer Einmischung sich täuschend, auf Geheiß des Pöbels den Betrag des Lohns erhöhten und die Abschaffung des Maschinenwesens anriethen. Der neue Minister des Innern (Lord Melbourne) erließ, als er den Umfang dieses unpolitischen und verderblichen Systems gewahr wurde, unterm 8. December ein Circular an die Friedensrichter, worin er ihnen zeigte, daß sie zu dergleichen Einrichtungen gesetzlich gar nicht berufen seien, und sie zugleich auf die gefährliche Richtung ihres auf irrthümlichen Grundsätzen der Nationalöconomie beruhenden Verfahrens hinwies. Er machte die geeignete Bemerkung: „Es stände nicht in der Gewalt der Magistratspersonen, den Lohn zu erhöhen, und die Einmischung in dergleichen Angelegenheiten könne nur zur Folge haben, daß Erwartungen erregt würden, die unerfüllt bleiben und am Ende von Neuem und zwar in größerem Maße eine unzufriedene Stimmung und Ungehorsam herbeiführen müßten.“

Der Unterschied, welcher zwischen den zu Abwendung eines allgemeinen Nothstandes vorhandenen Mitteln besteht, nämlich zwischen den legislativen Verfügungen oder amtlichen Vorschritten und denjenigen Mitteln, welche einzelne Personen zum allgemeinen Gebrauch anempfehlen, wird leider fast immer von unwissenden und unklugen Beamten vergessen, oder aus den Augen gesetzt; ja es kann in gewissen Fällen, ohne daß ich gerade dieses Unterschieds in Bezug auf die eben durchlebte Periode gedenken will, durch die Vernachlässigung desselben bei der besten Absicht, einem Uebelstande abhelfliche Maße zu geben, der größte Nachtheil entstehen. Da gesetzliche Maßregeln für Alle dieselben seyn müssen, weil hier nur solche Ausnahmen gelten, welche das Gesetz vorschreibt, und da hier die Freiheit des Handelns nur in solchen Fällen beschränkt wird, auf welche dieselben sich erstrecken lassen, so können sie folglich da keine Anwendung finden, wo es sich um solche Lebensverhältnisse und namentlich denjenigen Gebrauch des Eigenthums handelt, welcher, wenn eine bürgerliche Gesellschaft nicht ganz und gar unter das Sclavenjoch gebeugt ist, der freien Willkür des Einzelnen anheim gegeben seyn muß. Es giebt Menschen, welche die

gegenwärtige Lage Englands insofern beklagen, als das Vermögen daselbst so ungleich vertheilt ist. Man würde jedoch diesem Uebelstande nicht abhelfen können, ohne den Vermögensbetrag auf ein Gewisses festzusetzen und den menschlichen Trieb zur Thätigkeit mit einem gewissen Puncte zu begrenzen. Auch müßte man das bereits erworbene Vermögen dem Einen nehmen und dem Andern zuwenden, um eine Gleichheit hervorzubringen. Ebenso schreiben Mehrere den Verfall der ackerbautreibenden Classe dem Umstande zu, daß große Landstrecken zu einem Gute geschlagen werden, und dieses durch einen Pachter verwaltet werde, welcher im Besitz eines großen Betriebs- und Verbesserungscapitals, sich hundert Sclaven halte, denen er wie ein Treiber zur Seite stehe, während früher fünf bis zehn selbstständige und unabhängige Freisassen dieses Land inne gehabt hätten. Diese Theorie mag nun wohl insoweit richtig seyn, als die Liebe zur Unabhängigkeit gewiß Würdigung verdient. Wie will man aber auf den Grund des Gesetzes einschreiten? Wollte man dem Eigenthümer vorschreiben, wie er sein Gut verpachten solle, so würde man mit derselben Befugniß jedweden Gebrauch seines Eigenthums ihm vorschreiben können. Der Gutsbesitzer

muß doch seinen Vortheil darin finden, oder wenigstens suchen, daß er sein Gut an einen reichen Speculanten, anstatt an fünf oder zehn begüterte Pächter verpachtet, sonst würde er dieß nicht thun. Es würde ihm also durch das Einschreiten des Gesetzes der Vortheil zugemessen. Mit demselben Fug und Recht würde man dem Gutsbesitzer den Umfang seines Hauses und die Größe seiner Vergnügungsplätze vorschreiben können. Wie würde endlich das Gesetz mit Rücksichtsnahme auf die allgemeine Staatsklugheit, die Größe der Pachtungen für alle Landestheile und für alle Arten von Pächtern bestimmen können? Und wenn nun auch das Gesetz so weit sich erstreckte, würde es denn dem Eigenthümer das Recht entziehen können, seine Besitzungen selbst zu bewirthschaften, die einzelnen Pächter, seines Vortheils halber, zu entlassen und dann die getrennt verwalteten Grundbesitzungen wieder zu vereinigen? Eine dritte und bei weitem wichtigere Erörterung des erwähnten Unterschieds, welcher unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, knüpft sich an die Beurtheilung der Politik eines Gesetzes, welches die Größe des Lohns vorschreiben soll, und welches mehrere Beamte auf dem Lande in Vorschlag zu bringen sich angemaßt haben.

Es wäre wohl zu wünschen, daß die beklagenswerthen Arbeiter sich beständig des Lohns zu erfreuen hätten, den sie kürzlich von den hartnäckigen Pächtern und eingeschüchterten Landeigenthümern erpreßt haben; wie kann man aber auf der andern Seite die Größe des Lohns durch ein Statut festsetzen, ohne die Freiheit der arbeitenden Classe gänzlich zu vernichten und alle Verträge zwischen Dienern und Herren aufzuheben, ohne die Erstern in den Sclavenzustand zu versetzen, und den Letztern zum Ersatz für ihre Wohlthätigkeit eine Obervormundschaft über jene einzuräumen? Wenn der Pachter gezwungen wird, einen höhern Preis für die Arbeit zu geben, während er dieselbe für einen niedern Preis erhalten kann, so wird er mit dem Betrag der ausfallenden Differenz zu Gunsten von Personen besteuert, zu denen er in keiner nähern Beziehung steht, als zu irgend einem Theile der menschlichen Gesellschaft. Wenn er verpflichtet ist, einen höhern Lohn zu bezahlen, während er Arbeiter für einen geringern Lohn bekommen kann, so muß ihm nachgelassen werden, diejenigen Arbeiter fortzuschicken, deren Beistand er nicht bedarf. Denn außerdem würde ihm eine doppelte Last aufgebürdet; er müßte nicht nur die, welche er braucht,

ſondern auch diejenigen, deren er nicht bedarf, unterhalten.

Während die Magiſtratsperſonen Alles thaten, was in ihrer Macht ſtand, um den temporären Uebelſtand in einen immerwährenden umzuſchaffen, indem ſie, wie geſagt, alle Contracte zwiſchen den Brodherren und den Arbeitern auflöſen wollten, erhob ſich eine andere Partei von Staatsöconomiſten, welche zugleich mit Hülfe der Tagespreſſe unaufhörlich dazwiſchen ſchrieen, daß die Grundherren und Geiſtlichen, daß die Pachtgelder und Zehenten den Nothſtand am meiſten verurſachten. „Zwingt den Gutsbeſitzer, ſagten ſie, ſeine Pachtgelder herabzuſetzen, und die Geiſtlichkeit, an ihren Zehenten etwas fallen zu laſſen, dann wird Alles gut ſeyn!“ Allerdings würde die Herabſetzung dieſes Einkommens, da, wo eine augenblickliche Abhülfe gefordert wird, das einzig erreichbare Mittel ſeyn, um die Pächter in den Stand zu ſetzen, daß ſie den Arbeitern eine Erleichterung angedeihen laſſen können. Aber weder das Geſetz, noch die Billigkeit bietet auch hier einen Grund dar, warum gerade der Gutsbeſitzer und der Geiſtliche den Fonds zu Unterſtützung der Arbeiter verbeſſern ſollen. Mit eben dem Recht dürfte man den Staatsdiener

und den Kaufmann zur Mitleidenheit ziehen. Nur das Eine könnte man entgegnen, daß jene das Unglück unmittelbar in ihrer Nachbarschaft mit ansehen und von der daraus entstehenden Gefahr unmittelbar bedroht werden. In diesem Umstande liegt für sie gewissermaßen die Aufforderung, zuerst hülfreiche Hand zu leisten. Der Bewohner eines Hauses, vor welchem ein Unglücksfall sich ereignet, ist in einer ähnlichen Lage. Er übernimmt die Kosten der Beherbergung und Hülfsleistung, denn einen Jeden fordert das Gefühl der Menschlichkeit hierzu auf. Der Abzug, welchen der Gutsbesitzer und der Geistliche an ihrem Einkommen sich gefallen lassen, ist eine Abgabe, welche dem Pächter zu dem Ende zufließt, damit derselbe die Lage der Arbeiter erleichtern kann. Dieser Abzug ist eine neue Steuer, welche auf das Eigenthum gelegt wird, eine Erhöhung der Armenbeiträge. Durch ihn selbst an und für sich wird die Lohnerhöhung nicht zu Wege gebracht. Der Pachter mag diese Abgabe zu Bezahlung des Lohns verwenden, sie selbst erscheint aber in der Gestalt einer Steuer.

Die obigen Einwürfe gegen die Einmischung der Magistraten bei Festsetzung des Tagelohns sind nicht

die einzigen. Die Arbeiter müssen entweder alle beschäftigt und in höherem Grade bezahlt, oder es müssen nur einige mit dem erhöhten Lohne gedungen, die übrigen aber entlassen werden. Werden sie insgesammt beschäftigt und empfangen sie alle einen höhern Lohn, so wird der Fonds, aus welchem der letztere bestritten wird, mehr in Anspruch genommen, und das Ueberbleibsel wird zu den übrigen Ausgaben nicht auslangen. Wenn der Gutsbesitzer einen Theil seiner Rente und der Geistliche einen Theil seines Zehenten nothgedrungen zu Unterstützung der arbeitenden Classe im Kirchspiele aufgeben muß, so ist es augenscheinlich, daß er seinem Schuhmacher, Schneider, Wagner und Juvelier nicht mehr soviel zuwenden kann, als bisher, daß er nicht soviel Bedienten behalten und nicht soviel Handelsleute in Nahrung setzen kann, als früher. Wenn der Fonds im Betrage nicht größer wird und nur die Vertheilung desselben in einer andern Weise vor sich geht, müssen die letztgenannten Personen darunter leiden, während den Arbeitern geholfen wird. Man setze nun den Fall, daß es einige Zeit so fortdauert, und daß man sich in seinen Ausgaben an die Handwerker und Handelsleute nicht einschränkt, so kann es nicht anders kommen, als daß der Fonds

mit jedem Jahre geringer wird, und am Ende ganz und gar erschöpft ist.

Wenn auf der andern Seite der Pachter genöthigt wird, soviel Arbeiter zu einem höhern Lohne zu dingen, als er, unabhängig von der Einmischung der Magistratspersonen, angenommen haben würde, so gewinnt man auch durch diese Maßregel nichts. Man würde nur eine verderbliche Vorschrift in der Landwirthschaft einführen. Der Pachter muß natürlich soviel Arbeiter annehmen, als ihm zu seiner Arbeit nöthig sind, und wenn der Mitbewerb um Arbeit aufhört, so muß er ihnen einen angemessenen Lohn aussetzen. Wird auf einem Markt weniger Arbeit gesucht, so ist die Folge davon, daß die Arbeit theurer bezahlt werden muß. Ein jedes Lebensbedürfniß wird theurer, je weniger es zu haben ist. Der Arbeiter wird also unter gleichen Verhältnissen in den Stand gesetzt, den Preis für seine Arbeit selbst zu bestimmen. Was würde nun aus der Masse von Arbeitern werden, welche keine Beschäftigung finden können? Würden sie nicht insgesammt dem Kirchspiele zur Last fallen? Was würde denn die Verordnung der Magistratspersonen, daß ihnen täglich so und soviel Lohn verabfolgt werden müsse, fruch-

ten, wenn sie nicht einmal Arbeit auf einen Tag erhalten könnten? Die Einmischung der Behörden hinsichtlich der Feststellung des Lohns muß daher in beider Beziehung unglücklich und gefährlich genannt werden. Wenn dieselben einem Pachter auferlegen, Arbeiter anzunehmen, für welche er keine Beschäftigung hat, so können sie mit demselben Recht andern Personen befehlen, daß sie einen überzähligen Koch oder Lakai in ihr Haus aufnehmen müßten; wenn sie ferner verordnen, daß diese überzähligen Personen einen höhern Lohn erhalten sollen, als bisher, so begehen sie eine doppelte Ungerechtigkeit, denn auf der einen Seite zwingen sie den Pachter, mehr Leute in Arbeit zu nehmen, als er bedarf, und auf der andern Seite nöthigen sie ihn, die Arbeit mit einem höhern Quantum zu bezahlen, als es bisher geschah. Verfügen sie endlich, daß diejenigen Arbeiter einen höhern Lohn erhalten sollen, deren man bisher bedurft hat, so verletzen sie unnöthiger Weise die Verträge und schieben obendrein noch der Gemeindecasse oder dem Gemeindearbeitshause eine Masse unbeschäftigter Armen zu.

Alle aufgeklärten Freunde der unabhängigen Lebensexistenz und des moralischen Zustandes der Ar-

men haben ihre Stimmen gegen den im System der Armengesetze eingeführten Mißbrauch erhoben, zufolge dessen der Arbeitslohn zum Theil aus dem Beutel des Pachters und zum Theil aus der Gemeindecasse bestritten werden soll. Zu welchem andern Ziele führte aber die von den Magistratspersonen in der letzten traurigen Periode angenommene und anempfohlene Staatsklugheit, als zu dem, daß der ganze Lohn aus dem Gemeindevermögen bezahlt werden mußte? Dadurch wurde in der That die ganze arbeitende Volksclasse in den Sclavenstand und in ein Verhältniß der Abhängigkeit von dem Kirchspiele versetzt. Die Magistratspersonen handelten ohne Zweifel nach menschlichen Grundsätzen, und strebten dahin, dem physischen Mangel der niedern Classe abzuhelfen, allein auf Kosten ihrer freien Wirksamkeit und moralischen Freiheit. Sie hoben die Möglichkeit eines jeden Contractsverhältnisses auf, und ließen den Pachter und Arbeiter in dem Verhältnisse, wie Herr und Sclav zu einander. Denn es ist augenscheinlich, daß, wenn der Pachter so und soviel täglichen Lohn bezahlen muß, ohne daß es ihm freisteht, die Vergütung je nach dem Verdienste oder dem Preise der Arbeit auf dem Markte herabzusetzen, oder zu verändern, so muß man ihm

auch die Gewalt, den Arbeiter zur Arbeit zu zwingen, und überhaupt die Autorität des Herrn über den Sclaven zugestehen. Ein Drittes läßt sich nicht denken. Wird man zur Gewährung des Lebensunterhalts gezwungen, so muß man wieder zur Arbeit zwingen können. Werden die gesellschaftlichen, durch Contracte bestimmten Verbindungen aufgelöst, so müssen gesetzliche Einrichtungen und Strafen für die Sclaverei getroffen und festgesetzt werden. Ist das Joch beiden Theilen einmal aufgenöthigt worden, so werden sie desselben nie wieder ledig. Wird der Lohn der Arbeiter erhöht und die Existenz derselben verbessert, so wird ihre Anzahl sich ebenfalls vergrößern. Sind sie eines höhern Lohnes unter allen Umständen vergewissert, so wird weder Klugheit, noch Besorgniß wegen der Zukunft sie im Zügel halten. Die Behörden übernehmen die ganze Sorge der Erhaltung ihrer Familien, und geben ihnen zu leben und zu arbeiten, wie den andern Thieren, welche ihr hier ernährt. Auf der andern Seite würden die Ausgaben aus dem Fonds des Pachters beständig in dem Maße sich vergrößern müssen, in welchem die Anzahl der Arbeiter sich vermehrt. Er würde deßhalb eine fernere Herabsetzung der Zinsen und Zehnten verlangen, und

diese Zinsen und Zehnten, deren Vertheilung ihm als eine Art von Bevollmächtigten oder Oberaufseher obliegt, würden bei wiederholten Anforderungen immer geringer werden und am Ende ganz aufhören müssen. Man verdoppele den Lohn eines jeden Arbeiters in England auf Kosten der Grundeigenthümer, und es wird in zwanzig Jahren von dem wohlthätigen Einflusse der letztern in ihren Besitzthümern nicht eine Spur mehr vorhanden seyn.

Der Vorschlag, das Maschinenwesen abzuschaffen, in Verbindung mit der angeordneten Lohnserhöhung, zeigt in der Ausführung einen gewaltigen Widerspruch. Gerade dadurch, daß man sich im Geschäft der Maschinen bedient, wird der Nutzen geschaffen, daß der Fonds, aus welchem die Arbeiter bezahlt werden, vergrößert wird. Es ist folglich die Anordnung, daß der Antheil des Arbeiters an diesem Fonds vergrößert werden soll, während man die Mittel zum Fortbestehen des letztern abschneidet, hingesehen auf das practische Resultat, eine Albernheit.

Die Regierung wandte nicht nur die vernünftigsten Mittel an, um den Gewaltthätigkeiten vorzubeugen, namentlich mit Hülfe der localen Militärgewalt; sie suchte nicht allein das künftige fortdauernde

Unheil abzuwenden, indem sie die Behörden warnte, hinsichtlich des Lohns die Grenzen ihrer Autorität nicht zu überschreiten, sondern sie that auch einen Schritt von großer Wichtigkeit und beträchtlichem Nutzen, indem sie zwei Specialcommissionen, die eine in dem westlichen Theile und die andere in der Mitte des Landes zu dem Ende niedersetzte, um die Untersuchung gegen die zahllosen Gefangenen, welche man bei Begehung von Gewaltthätigkeiten ertappt hatte, zu führen. Diese Commissionen begannen ihre Sitzungen zu Winchester am 20. und zu Reading am 27. December 1830. In der erstern Stadt erwarteten 400 Gefangene ihr Verhör. Sechs derselben wurden zum Tode verurtheilt und 88 zur Transportation, theils auf Lebenszeit, theils auf mehrere Jahre. Diese Commission begab sich sodann nach Salisbury, wo ebenfalls eine große Anzahl von Gefangenen ihr Schicksal erwartete. In Reading wurden 138 Aufrührer verhört. Zwei derselben wurden zum Tode und die übrigen zur Transportation verurtheilt. Diese Commission ging später nach Aylesbury, um gegen die Aufrührer in der Grafschaft Bucks die Untersuchung zu führen. Diese Commissionen, deren Verhandlungen zu Ende des Jahres die allgemeine Aufmerksam-

keit auf ſich zogen, brachten manche gute Wirkung hervor. Zuerſt waren ſie vorzüglich darauf bedacht, die Haft der zahlloſen Aufrührer oder Maſchinenzerſtörer abzukürzen, welche außerdem auf die gegen ſie zu führende Unterſuchung bis zu den Frühjahrsſitzungen hätten warten müſſen. Es würden ſonſt die Gefängniſſe angefüllt und die Eingekerkerten einer langen Pein ausgeſetzt geweſen ſeyn; es würde für ihre Familien und ihre Verwandten, ja in allen Kirchſpielen und Dörfern, denen ſie angehörten, der traurige Zuſtand der Ungewißheit fortgedauert haben. Zweitens gaben ſie den Richtern eine Gelegenheit an die Hand, das Geſetz mit einer mehr imponirenden Würde und einem mehr auffallenden Nachdruck zu handhaben, weil die Gewaltthätigkeiten, zu deren Beſtrafung die Juſtiz herbeigekommen war, noch im friſchen Andenken des Publicums ſtanden, und eine Wiederholung derſelben angedroht wurde. Drittens ſammelten und veröffentlichten ſie im Lande die vorliegenden Zeugniſſe über die moraliſche Lage und den phyſiſchen Nothſtand der Arbeiter auf dem Lande und überhaupt der arbeitenden Claſſe, ingleichen über die Induſtrie in der Landwirthſchaft, welche Beweiſe in keiner andern Periode einen ſo mächtigen Eindruck gemacht

haben würden, als in der, wo der aufrühreriſche Unfug, das Reſultat der Noth und der mitwirkenden Dummheit ſowohl, als unglückſeliger Verblendung, Unheil durch das Königreich verbreitete. In der letztern Beziehung liefern die Berichte über dieſe Unterſuchungen eine ſehr ſchätzbare Erweiterung unſerer Kenntniſſe von der Lage der arbeitenden Claſſe in den Ackerbaudiſtricten. Parlamentariſche Unterſuchungen über die Wirkung der Armengeſetze werden nur von Wenigen geleſen, und enthalten keine ſo auffallenden Belege, als die in den fraglichen Unterſuchungen beſchwornen Zeugniſſe. Die ganz außerordentliche und faſt viehiſche Dummheit des Landvolks, welche das Parlament gar nicht zum Gegenſtand der Unterſuchung gemacht hat, thut ſich hier in dem Verhör eines jeden Zeugen kund. In den meiſten Fällen waren die Angeſchuldigten mit den Strafen des Geſetzes, welches ſie mit Füßen getreten, und mit dem dem Eigenthume zugeſicherten Schutz, zu deſſen Zerſtörung ſie ſich zuſammengerottet hatten, gänzlich unbekannt. Sie glaubten, daß ſie, wenn ſie Maſchinen zertrümmerten, ihrer Claſſe einen reellen Nutzen ſchafften, und daß die Juſtiz wegen eines ſo heilſamen Verbrechens ſie nicht beſtrafen werde. Ob ſie gleich durch

die schlauern Anstörer bethört worden waren, so zeigten sie doch ihre natürliche Gutmüthigkeit, indem sie sich eigentlicher Greuelthaten jederzeit enthielten. Ihr Unfug, so ängstlich und gefährlich er anzusehen war, glich mehr wilden Kinderstreichen, als einer ernstlichen und ungezügelten Ausführung crimineller Vorsätze.

Einer solchen Masse von Gefangenen und ihren Helfershelfern gegenüber konnte das Ansehen eines Gerichtshofs, die feierliche Stimme der Richter und die vorgehaltenen Schrecken des Gesetzes ihre heilsame Wirkung nicht verfehlen. Das Landvolk überzeugte sich überall, daß die Gesetze und die Landesjustiz nicht ungestraft aus den Augen gesetzt werden könnten, daß die Zerstörung des Eigenthums, welcher Art es auch sei, ein Verbrechen sei, welches Strafe nach sich ziehe, und daß Gewaltthätigkeit nicht der geeignete Weg sei, ihre Lage zu verbessern und ihrem Mangel abzuhelfen. Die allgemeine Verbreitung dieser Ueberzeugung in Verbindung mit der schonenden Aufmerksamkeit der Armenvögte und Magistraten, welche diese rücksichtlich der Lage der Armen bezeugten, bewirkten, daß in wenigen Wochen der Aufruhr ein Ende nahm, und die Ruhe wieder hergestellt war.

3.

Liberia, Nordamericanische Colonie für freie Neger.

Unter den großen Bewegungen der Zeit, welche, menschlichen Ansichten nach, eine neue Ordnung der Dinge vorbereiten, ein neues Zeitalter, welches seinen Frühling, Sommer, Herbst und Winter haben wird, eröffnen, nimmt die Abschaffung der Africanischen Sclaverei nicht eine der geringsten Stellen ein. Gerade zu der Zeit, als in Europa das Licht der Reformation die Geister zur Freiheit erweckte, und in ihren Folgen auch die Fürsten und Völker zur politischen Freiheit führte, wurde in den Westindischen Inseln und auf dem festen Lande von America das fürchterliche Schauspiel eines Ausrottungskrieges gegen friedfertige und zum Theil nicht ungebildete Völkerschaften aufgeführt, dessen blutige Vollendung die Eroberer in die Nothwendigkeit versetzte, andere Arbeiter herbeizuschaffen, weil sie selbst zum Anbau des Landes weder Lust, noch Kräfte hatten. Im J. 1508 (oder 1503) waren die ersten schwarzen Sclaven von Africa nach S. Domingo (Hispaniola, jetzt Haïty) gebracht worden, und in demselben Jahre, als der große Luther

seine berühmten Sätze an der Kirche zu Wittenberg anschlug (1517), gab Carl I. von Spanien (bald darauf Kaiser Carl V.) eine Verordnung, welche dieses Einbringen der Sclaven gesetzlich bestätigte.

Man hat den Vertheidiger der unglücklichen Eingebornen von America, den edlen Bischof von Chiapa, Bartolomeo de las Casas, beschuldigt, daß er, um den Americanern eine menschlichere Behandlung zu verschaffen, das Loos der Sclaverei über die Africaner gebracht habe. Gegen diesen Vorwurf hat ihn ein würdiger Amtsgenosse, der Bischof Gregoire, mit Glück vertheidigt. Der Sclavenhandel war in Africa und Europa ein altes Uebel; und im J. 1442 führten auch die Portugiesen schwarze Sclaven in Lissabon ein. Carl V. gab seinem Günstling Lebresa 1517 ein Privilegium, jährlich 4000 Sclaven nach den Westindischen Colonieen einzuführen.

Von da an bekamen die Greuel des Menschenhandels aus Africa immer mehr Ausdehnung, und die Habsucht der Sclavenhändler, wie der Käufer derselben, steigerte die Grausamkeit der Behandlung bis ins Unglaubliche. Nach Jamaica allein wurden in den 20 Jahren von 1680 bis 1700 300,000 Sclaven wirklich eingebracht, und von 1700 bis 1786

610,000. Rechnet man die unterwegs Gestorbenen dazu, so hat Jamaica allein in hundert Jahren mehr, als eine Million Menschen aus Africa bekommen, welche dort in Unglück und tiefem moralischen Verderben umgekommen sind. Wenn die übrigen Americanischen und Westindischen Colonieen der Europäer in gleichem Verhältnisse Sclaven erhalten haben, so ist die Zahl der Unglücklichen, welche aus ihrem Vaterlande gerissen wurden, unermeßlich.

Dennoch ist es eine große Frage, wem dieser schändliche Handel größern Nachtheil gebracht hat, ob den Africanern, oder den Europäischen Colonisten. Das Sittenverderben der letztern war nicht geringer, als das ihrer Sclaven, und die Sclaverei die vornehmste Ursache desselben. Eine wahre solide Blüthe haben die Colonieen nicht erreicht, welche nur durch freie Arbeit am Boden erreicht werden kann. Die Anhäufung der Sclaven und das Mißverhältniß der weißen zu der schwarzen Bevölkerung ist immer größer [1]), und dadurch endlich die Gefahr immer drin-

1) Die gesammte Bevölkerung in den Englischen Westindischen Colonieen betrug nach der letzten Zählung im J. 1829 836,527 Menschen. Darunter waren 697,504 Sclaven.

gender geworden, daß, wie in S. Domingo geschehen ist, der Tag einer fürchterlichen Rache über die Weißen kommen, und die Unschuldigen mit den Schuldigen hinabreißen werde.

Es hat auch dem Sclavenhandel, wie allen schlechten Dingen, an Vertheidigern nicht gefehlt, und es sind die ungereimtesten Behauptungen zum Vorschein gebracht worden. Es fehlte nicht viel, so hätte man den armen Schwarzen selbst den Anspruch auf ihre Eigenschaft als Menschen streitig gemacht, wenigstens sollten sie von Natur aller höhern Entwickelung unfähig und nur zu den niedrigsten Diensten in der großen Gesellschaft des gesammten Menschengeschlechts bestimmt seyn. Schon Montesquieu (Geist der Gesetze B. 15.) widerlegt diese Armseligkeiten. Aber die Meinung ist noch sehr weit verbreitet, daß die Neger, wenigstens die jetzige Generation derselben nicht zum Genusse der Freiheit reif sei. Auch Fox äußerte bei den Verhandlungen über die Abschaffung des Sclavenhandels: „einem Menschen, welcher gar keine andere Art des Daseins kenne, als die Sclaverei und von Kindheit an daran gewöhnt sei, in Freiheit setzen, sei ebenso, als wenn man einen Blindgebornen plötzlich dem vollen Licht der Sonne aussetzen wolle." Etwas Aehnliches sagte

Wilberforce. Die Erfahrung schien es zu bestätigen, daß ein Neger, welchem man die Freiheit gab, nicht wußte, was er damit anfangen sollte, und besonders von Arbeit aus eigenem Antriebe, ohne die Peitsche des Aufsehers, um sich seine Bedürfnisse für die nächste Zukunft zu verschaffen, schienen sie in der Regel keine Ahnung zu haben.

In den südlichen Staaten von Nordamerica war noch vor Kurzem die Ansicht herrschend, daß sie ohne Sclaven gar nicht bestehen könnten. Der Bau des Zuckerrohrs, des Tabaks und Reißes sollte ohne sie gar nicht möglich seyn. Zwar wurde schon 1777 in Virginien ein Entwurf zur Abschaffung des Sclavenhandels der Provinzialgesetzgebung vorgelegt, hatte aber keinen Erfolg. Die nördlichen Provinzen verboten gleich nach der Erlangung ihrer Unabhängigkeit die Einfuhr von Sclaven; aber Virginien, Nord- und Südcarolina, Maryland und Georgien traten diesem Beschlusse nicht bei. Als späterhin der Senat die Aufnahme der neuen Staaten in die Union nur unter der Bedingung genehmigen wollte, daß die Sclaverei nicht geduldet werde, brach ein großer Zwiespalt aus. Das Haus der Repräsentanten verwarf diese Clausel, und man machte dem Congresse das Recht

ſtreitig, auf ſolche Weiſe in die Geſetzgebung der einzelnen Staaten einzugreifen. Dieß hat ſich in wenigen Jahren, wie wir nachher ſehen werden, gar ſehr geändert, nicht weil die Menſchlichkeit über den Eigennutz den Sieg errungen hätte, ſondern weil der Eigennutz ſelbſt, der Trieb der Selbſterhaltung der Menſchlichkeit zu Hülfe gekommen iſt.

Im J. 1772 geſchah durch die Engliſche Jurisprudenz ein außerordentlicher Vorſchritt. John Sommerſett, ein Neger, war mit einem Sclavenſchiff nach Virginien und von da mit ſeinem Herrn nach England gekommen. Hier entlief er, ward wieder ergriffen und auf ein Schiff gebracht, welches nach Jamaica beſtimmt war, wo er als Sclav weiter verkauft werden ſollte. Die Sache machte außerordentliches Aufſehen; es wurden von mehrern Menſchenfreunden die ſehr großen Koſten eines Habeas-Corpusmandats zuſammengelegt, und der Capitän mußte den Sclaven vor das Gericht ſtellen. Zwei Männer nahmen ſich vorzüglich der Sache an, Granville Sharp (geb. 1734, geſt. 1813), ein ausgezeichneter philoſophiſcher Gelehrter, und der berühmte Rechtsgelehrte Franz Hargrave[1]), und nach langen Debatten

1) Sir Francis Hargrave war zuletzt Kronanwald und

in dem Gericht der Kings-Bench wurde endlich entschieden, daß es auf dem Boden Englands keine Sclaverei gebe, und nicht allein Sommersett in Freiheit gesetzt werden müsse und ein freier Mann sei, sondern auch, sobald irgend ein Schiff, ein Englisches oder fremdes, einen Englischen Hafen (nämlich in England, Schottland und Irland) berühre, alle auf demselben befindliche Sclaven freie Leute würden. Durch die Entscheidung des Gerichts wurden in Eng-

Recorder zu Liverpool. Er gab über den hier erwähnten Fall heraus: The case of John Sommersett a Negro, determined in the Court of Kingsbench 1772. 8. Auch das Eigenthum der Schriftsteller an ihren Werken fand an ihm einen warmen Verfechter: Argument on Literary Property. 1774. 8. Er hatte den Ruf eines der gelehrtesten Rechtsgelehrten Englands, hat sich jedoch mehr durch Sammlungen und Herausgabe älterer Werke verdient gemacht, als durch eigene wissenschaftliche Bearbeitungen. Sein Hauptwerk ist die vierte Ausgabe der State trials (aller merkwürdigen Criminalprocesse vom Jahr 1400 bis 1777) XI vol. fol. Seine Sammlung von Büchern und Handschriften (300 Bände) wurden vom Parlament für 8000 Pf. St. erkauft, und der Bibliothek von Lincolns-Inn zu London übergeben.

land mehrere hundert Neger frei, welche Herrn Sharp als ihren Beschützer in Anspruch nahmen. Die Sache blieb jedoch liegen bis nach dem Americanischen Kriege, dem Pariser Frieden von 1783. In dem Kriege hatten ungefähr 1200 Neger unter den Englischen Fahnen gedient, und waren nachher nach Neuschottland gebracht worden, um sie dort zu colonisiren. Dieß hatte keinen Fortgang; schon das kalte Clima einer unter dem 45. Breitengrade liegenden Halbinsel stand entgegen. Viele von ihnen kamen nach England, wo sie in die traurigste Lage geriethen. Man kam auf den Gedanken, eine Colonie freier Neger in ihrem Vaterlande selbst anzulegen, wo wenigstens die Kälte ihrem Gedeihen nicht hinderlich seyn konnte. Dabei war wieder Herr Granville Sharp vorzüglich thätig. Die Regierung genehmigte den Plan, und man wählte dazu die Küste von Oberguinea, wo schon eine Englische Factorei war, und wo sich die Regierung von den Häuptlingen der dortigen Eingebornen 15 Meilen lang und 4 breit eine Halbinsel mit einem sehr guten Hafen abtreten ließ. Es wurden zuerst im J. 1788 gegen 400 Neger dahin eingeschifft; ein zweiter Haupttransport von beinah 1200 Negern wurde im J. 1792, als die Colonie in Neuschott-

land ganz aufgehoben wurde, dahin gebracht; dazu kamen 1800 550 entlaufene Sclaven aus Jamaica, und seit 1809 alle diejenigen, welche auf weggenommenen Sclavenschiffen gefunden wurden. Deren Zahl ist bei weitem die beträchtlichste. Zu Ende des Jahres 1829 betrug die Zahl der freien Neger in der Colonie 21,205.

Indessen hat diese Colonie ihrem Zwecke nur sehr unvollkommen entsprochen, und der Erfolg steht wenigstens bis jetzt nicht in Verhältniß mit den darauf gewendeten Kosten, die bis ins Jahr 1831 über 8 Millionen Pf. St. betrugen, worunter freilich auch diejenigen sind, welche England auf die Abschaffung des Sclavenhandels überhaupt gewendet hat. Bekanntlich wurde der Sclavenhandel in England im J. 1807 abgeschafft, und es war dieß Gesetz (vom 25. März 1807) der letzte Act des Fox-Grenvilleschen Ministeriums, ein unvergängliches Denkmal des großen Staatsmannes. Nordamerica folgte sogleich diesem Beispiel, indem es nicht die Sclaverei, welche so gut, wie in den Englischen Colonieen, in den südlichen Staaten noch gesetzlich besteht, sondern den Handel mit Sclaven von Africa her verbot. Auch Brasilien, Spanien, Portugal, Frankreich u. a. haben

den Sclavenhandel verboten, der aber deſſen ungeachtet noch immer fortgetrieben wird. Nur die Sorge für die eigene Sicherheit wird ihm ein Ende machen, und dieſer Zeitpunct ſcheint mit ſtarken Schritten näher zu rücken.

Denn ſo ſehr ſich jetzt noch die Pflanzer auf den Engliſch-Weſtindiſchen Inſeln allen Einſchränkungen widerſetzen, durch welche die Regierung des Mutterlandes die Sclaverei zu mildern und eine geſetzliche Ordnung zu bringen ſucht, ſo werden ſie doch in den nächſten Jahren nur zwiſchen zweierlei zu wählen haben; entweder dem Beiſpiel der ſüdlichen Nordamericaniſchen Staaten von Maryland, Tenneſſee, Kentucky u. ſ. w. zu folgen, und zu Wegſchaffung ihrer ſchwarzen Bevölkerung die kräftigſten Maßregeln zu ergreifen, oder ſich auf das Schickſal von St. Domingo, Vertilgung aller weißen Einwohner, durch die Rache der ihre Kräfte immer mehr fühlenden Schwarzen gefaßt zu machen.[1]) Die Staaten

1) Man ſchreibt das traurige Schickſal der weißen Pflanzungsherren in St. Domingo den unvorſichtigen Decreten des Franzöſiſchen Nationalconvents zu, welcher am 4. Februar 1794 alle Neger in den Franzöſiſchen Colonieen für freie Menſchen erklärte.

von Tenneſſee, Carolina, Kentucky, Georgien, u. ſ. w. waren noch bis ins Jahr 1816 ebenſo eifrige Widerſacher der vom Congreß ausgehenden Maßregeln gegen die Sclaverei, haben aber ſeitdem alle, und ſelbſt Süd-Carolina, einer beſſern Ueberzeugung Raum gegeben. [1])

Die geſetzgebende Verſammlung von Virginien faßte im December 1816 die Reſolution, daß es höchſt wünſchenswerth ſei, für die auf geſetzliche Weiſe zur Freiheit gelangenden Neger und Mulatten einen Zufluchtsort außerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten zu erlangen, und daß man mit dem Präſidenten der Vereinigten Staaten in Communication treten wolle, um entweder an der Küſte von Africa,

---

Indeſſen iſt dieß wenigſtens nicht ſo buchſtäblich richtig, und wir hoffen, unſern Leſern nächſtens eine critiſche Geſchichte jener Cataſtrophe geben zu können.

1) Größer, als der Widerwille der Staaten gegen die Abſchaffung der Sclaverei, war aber der Widerſpruch der Engliſchen Regierung. In Virginien hatte vor der Unabhängigkeit die Provinzialverſammlung mehr als zwanzig Beſchlüſſe gefaßt, die Sclaverei gänzlich aufzuheben; keiner erhielt die königliche Genehmigung.

oder an den Westküsten von Nordamerica, oder in irgend einer Gegend, nur außerhalb des Gebiets der Union von Nordamerica ein Land zu erwerben, wohin man die freien Schwarzen schicken könnte. Dieß blieb jedoch lange ohne Erfolg, nur daß sich am 1. Januar 1817 in Georgetown eine Gesellschaft bildete, welche bald in den meisten Staaten ihre Verzweigungen hatte. Manche Entwürfe wurden vorgelegt, aber keiner fand Beifall. Nur die Schwarzen selbst machten einen geringen Anfang.

Im Juni 1829 faßte nämlich der Staat von Ohio den Beschluß, alle freie Neger aus seinem Gebiete zu entfernen. Diese wandten in der Nothwendigkeit, sich einen Zufluchtsort zu suchen, ihre Blicke nach der Englischen Provinz Ober-Canada. Zweihundert von ihnen bekamen von der Englischen Regierung Ländereien zu Wilberforce, wo sie einige hundert Morgen urbar machten und einige Hütten errichteten. Aber diese Niederlassung kam nicht zu einer festen Begründung. Es sind zwar den ersten Ansiedlern gegen 2000 Neger aus der Union nachgefolgt, die sich aber in ganz Canada zerstreut haben. Im J. 1831 schickten die Colonisten von Wilberforce einen Bevollmächtigten nach Washington, um für die

in den traurigsten Umständen befindliche Colonie um Unterstützung zu bitten. Die Englische Regierung hat zwar die armen Vertriebenen aus Mitleid aufgenommen, ist aber weit entfernt, weitere Einwanderungen gern zu sehen, oder zu begünstigen. Die gesetzgebende Versammlung von Canada hat sich darüber in zwei Resolutionen sehr bestimmt ausgesprochen. Uebrigens nimmt die Einwanderung aus Europa nach Canada so zu, daß dort ein Uebergewicht der schwarzen Bevölkerung nie entstehen könnte. Im J. 1831 sind in Canada 55,000 Einwanderer aus Europa angekommen, und im J. 1832 wird die Zahl noch bei weitem größer.

Viele von den freien Negern aus Nordamerica haben ein Unterkommen in Haïty (St. Domingo) versucht, was aber im Ganzen nicht geglückt ist. Die Meisten sind zurückgekehrt, und die dort Gebliebenen wünschen, zurückkehren zu können. Auf welcher Seite die Schuld sei, ist schwer zu sagen. Die neue bürgerliche Gesellschaft in Haïty findet enthusiastische Lobredner und scharfe Tadler; einige behaupten, daß in keinem Staate der neuen Welt so viel wahre Civilisation angetroffen werde, als in Haïty, wenigstens unter dem jüngern Theile, welche nicht selbst die Scla-

verei gekannt haben, und von dem moraliſchen Verderben derſelben nicht ergriffen worden ſind. Andere Stimmen lauten freilich weit weniger günſtig; Eitelkeit und Müſſiggang ſoll unter allen Claſſen herrſchen; der Ackerbau des Landes ſehr in Verfall gerathen ſeyn; der Handel nur von den Frauen betrieben werden, und das Volk von Haïty doch unter den einigermaßen civiliſirten nur die letzte Stelle einnehmen.

Daher mußte die Geſellſchaft immer wieder auf den Plan zurückkommen, die Coloniſation der Africaner in Africa ſelbſt zu Stande zu bringen, und es ſcheint, daß ihr dieß mit bedeutend geringerem Aufwande beſſer gelungen iſt, als den Engländern in Sierra Leone. Sie wählte dazu einen nicht weit davon entfernten Diſtrict, unter dem 6. Grade nördl. Breite, eine fruchtbare, von ſchiffbaren Flüſſen durchſchnittene Gegend, welcher ſie den Namen Liberia gab. Dieß Gebiet wurde von den Häuptlingen der Eingebornen durch Vertrag erworben, und kann leicht vergrößert werden. Jetzt gehört dazu eine Küſtenſtrecke von etwa 36 Quadratmeilen. Der Boden ſoll die höchſte Fruchtbarkeit beſitzen; er bringt Baumwolle, Caffee, Zuckerrohr, Indigo, Reiß, Mais und Guineakorn hervor.

Jedem Ankömmling wird die Wahl seiner Niederlassung freigestellt. Wählt er das Land in einem Umkreis von einer Stunde um die Städte, so erhält jeder Mann fünf Morgen noch unangebautes Land für sich, zwei Morgen für seine Frau und einen Morgen für jedes Kind. Davon muß er in den nächsten zwei Jahren wenigstens zwei Morgen urbar gemacht, und sich eine Wohnung erbaut haben, um das Eigenthum seines Grundstücks erwerben zu können. Nach fünf Jahren kann er bis zu 50 Morgen von dem anliegenden Lande, den Morgen zu 8 Gr., von der Gesellschaft kaufen. Zu Pflanzungen für Caffee, Zuckerrohr, Baumwolle werden größere Stücken Landes bis zu 500 Morgen, sowohl an einzelne Colonisten, als an Colonistenvereine gegeben. Für diejenigen, welche sich als Handwerker in den Städten niederlassen wollen, sind ähnliche Bedingungen aufgestellt. Ein jeder Ankömmling findet zuerst sein Unterkommen in den von der Gesellschaft errichteten gemeinschaftlichen Wohnungen, wo er einige Monate bis zu einem Jahre bleiben kann, bis er im Stande ist, sich selbst zu erhalten. Hier sind zugleich Magazine und Werkstätten. Einem jeden werden die nöthigen Werkzeuge geliefert. Die wenigsten Ankömmlinge blei-

den lange in diesen gemeinschaftlichen Wohnungen, da es auch bereits Gelegenheit giebt, bei den schon eingerichteten Landbauern und Handwerkern um ein reichliches Taglohn Arbeit zu bekommen. Viele gehen also in Dienste, und verschieben die Einrichtung ihrer eignen Höfe, bis sie sich etwas erworben haben. Von 142 Colonisten, welche im J. 1828 ankamen, lebten nach acht Tagen nur noch 20 auf Kosten der Gesellschaft; die übrigen hatten sich alle zu ältern Colonisten als Lohnarbeiter begeben, und ließen sich erst später Land für sich selbst anweisen. Für die Ernährung der Frauen, Kinder und Arbeitsunfähigen sorgt die Gesellschaft.

Auf dem Gebiete der Colonie sind acht bis zehn Städte, Flecken oder Dörfer, wie man es nennen will, errichtet, worunter Liberia die Hauptstadt und der Sitz der Regierung ist. An der Spitze steht ein von der Gesellschaft ernannter Colonialagent; die Colonisten selbst ernennen alle Jahre einen Viceagenten und zwei Vorsteher, welche zusammen die Colonialregierung bilden. Ferner erwählen die Colonisten einen Obersheriff, einen Rechnungsführer, einen Beamten für die Gesundheitspolizei, einen Ausschuß für die Leitung des Landbaues und die übrigen öffentli-

chen Beamten. Großentheils ist also die Verwaltung den Colonisten selbst überlassen; nur der oberste Beamte wird von der Gesellschaft bestellt, und die Rechtspflege hat sich diese vorbehalten. Der Agent und zwei von ihm ernannte Richter bilden den obersten Gerichtshof. Die Colonie hat eine Miliz von 6 bis 7 Compagnien, zusammen 500 Mann. In den drei größten Städten sind Schulen errichtet, und vorzüglich ist für Kirchen gesorgt. Die kleine Stadt Monrovie von 200 Häusern am Cap Monserado hat drei Kirchen; Prediger und Schullehrer sind farbige Leute. Die Colonie ist mit Aerzten, Chirurgen, Apotheken und Krankenhäusern versehen. Auch eine Wochenschrift wird in Monrovie von einem Schwarzen, Herrn Nußwurm, herausgegeben.

Die Berichte des Herrn Mechlin, Gouverneurs der Colonie, und der Capitäns, welche Colonisten dahin führen, wetteifern darin, den Zustand des Landes und der Colonie auf das Reizendste zu schildern. Die Colonisten, welche im J. 1828 ankamen, wählten den Flecken Caldwell zu ihrer Niederlassung, welcher am Zusammenfluß zweier ansehnlichen Flüsse gelegen ist. Der Flecken besteht aus einer einzigen, eine halbe Stunde langen Straße, welche mit Platanen und

Bananenbäumen eingefaßt ist. Andere Alleen gehen an den Ufern der Flüsse hin, und gewähren einen herrlichen Spatzierweg. Das Bewundernswürdigste sind die Fortschritte, welche die Neger im Ackerbau gemacht haben, sowie die große Veränderung, welche in ihrem Moralischen vorgegangen ist. Ihre kleinen Bauerhöfe sind so wohl bearbeitet, die Gebäude gut angelegt und reinlich gehalten, daß man kaum glauben sollte, daß die ganze Anlage erst vor drei Jahren gemacht ist. Ein anderer Ort, Neugeorgien, ist von 91 Negern angelegt, welche das Americanische Schiff Heroine im J. 1830 von einem Sclavenschiff befreite. Die Häuser sind auf eine eigenthümliche Art gebaut, solider und eleganter, als die andern. Die Leute sind vorzügliche Gartenbauer; sie versehen den Markt von Liberia mit Bataten, Hülsenfrüchten, Melonen, Geflügel.

Die moralische Veränderung der Neger ist noch erstaunenswürdiger. Die faulsten und stumpfsinnigsten Sclaven sind thätig, aufgeweckt, reinlich, zu allen Arbeiten fähig geworden, sowie sie wieder freie Bewohner ihres alten Vaterlandes geworden sind. Kein grobes Verbrechen ist in der Colonie seit ihrer Gründung vorgekommen. Der natürliche, heitere und sanfte

Character des Africaners hat durch die Freiheit seine volle Spannkraft wieder erhalten, verbunden mit einer weit höhern geistigen Entwickelung. Dieß drückt sich in ihren Sitten, und selbst in ihren Gesichtszügen aus. Alle sind zufrieden, und „wenn die freien Schwarzen, die noch in America sind, diesen glücklichen Zustand ihrer Brüder in Liberia sähen, so würde jeder eilen, auch dahin zu kommen.“

Diese letzten Worte des Schiffscapitäns und Predigers Abell, welcher im December 1831 343 Neger aus Virginien nach der Colonie führte, lüften den Schleier etwas, und man wird versucht, zu vermuthen, daß diese Schilderungen etwas darauf berechnet sind, den Schwarzen, deren man sich gar zu gern entledigen möchte, zur Auswandrung Lust zu machen. Denn es ist nicht bloß Haity, sondern ganz Südamerica, welches, indem dort die Herrschaft der Neger und Mulatten mit furchtbarer Schnelligkeit um sich greift, den Pflanzern des südlichen Theils von Nordamerica einen grauenvollen Warnungsspiegel vorhält. Sie eilen, der Gesellschaft ihre Sclaven anzubieten, die jüngsten und kräftigsten zuerst, und jener fehlt es mehr an den Mitteln, sie nach Liberia überzuführen, als an Colonisten. Ihre Einkünfte, meist aus

freiwilligen Gaben haben seit dem J. 1820 gegen 145,000 Dollars betragen, womit sie in der That Außerordentliches ausgerichtet hat. Die Pflanzer bezahlen aber zum Theil noch die Kosten der Ueberfahrt; ein Herr Minge aus Virginien gab 1826 43 Negern die Freiheit, miethete ein Schiff, sie nach Haïty zu bringen, und schenkte ihnen noch 1000 Dollars dazu. Im J. 1829 wurden der Gesellschaft 255 Neger bloß aus Virginien, Maryland und Südcarolina angeboten; aus Nordcarolina viel mehr, als sie mit ihren Mitteln versorgen konnte. Eine eigene Gesellschaft in dem letztern Staate colonisirte im J. 1830 552 Neger mit einem Aufwande von 13,000 Dollars, hatte aber am Schlusse des Jahres noch 400 Schwarze zu ihrer Verfügung. Die Regierungen nehmen auch Theil an diesem Entledigungswerke. Maryland gab im J. 1826 1000 Dollars und verwilligte im J. 1831 20,000 Dollars. Der Congreß läßt die Sclaven von weggenommenen Sclavenschiffen gleichfalls nach Liberia bringen.

Freilich ist es ein großes Unternehmen, die ganze schwarze Bevölkerung aus Nordamerica, welche über 1,500,000 Menschen beträgt, fortschaffen zu wollen. Aber eben, daß man sich an ein so riesenhaftes Werk

wagt, beweist, wie dringend man die Nothwendigkeit desselben findet, und zu gleicher Zeit bewährt sich darin die Kraft des Staates, solche Schwierigkeiten zu überwinden.

4.

Lafayette und die Revolution von 1830, von B. Sarrans.

(Beschluß.)

Es waren außerdem noch drei andere Auswege möglich; die Republik, Heinrich V. und Napoleon II. Der Republik war und ist Lafayette mit schwärmerischer Gesinnung zugethan. Man hatte aber mit der Republik zu harte Erfahrungen gemacht, und man hatte diese Erfahrungen in noch zu frischem Andenken. Heinrich V. war für einen edlen Menschen nicht dankbar, und was die Wahl eines Oesterreichischen Prinzen in Napoleon II. betraf, so mag folgender Brief an den Grafen von Survilliers, Joseph Bonaparte, die Gesinnungen bezeugen, die Lafayette in dieser Hinsicht hegte. Ich bitte den edlen General um Vergebung, daß ich meine Stellung zu seiner Person so weit benutze, diese wichtigen Ac-

tenstücke der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich würde es auch nicht gethan haben, wenn nicht der Brief, dem der seinige zur Antwort dient, auf Veranlassung des Prinzen Joseph in ein Americanisches Journal eingerückt worden wäre. Wie dem auch seyn mag, ich theile diese Stücke den Anhängern der Napoleonischen Dynastie mit, als eine Apologie des Verhaltens, das Lafayette gegen sie annahm, und als den Ausdruck seiner persönlichen Gefühle gegen die kaiserliche Familie, welche mit Lafayette immer in dem Verhältnisse eines gegenseitigen Wohlwollens gestanden hat, und noch steht. Wie konnte man aber hoffen, daß der, welcher in dem Laufe seines langen Lebens die Neigungen seines Herzens seinen politischen Pflichten geopfert hatte, nun besonderen Rücksichten das unterordnen sollte, was er als nothwendige Bedingungen für die Freiheit und das Glück Frankreichs betrachtete. Hier ist der Brief:

Brief des Grafen Survilliers (Joseph Bonaparte) an den General Lafayette.

„Mein lieber General!

„Der General Lallemand, der Ihnen diesen Brief überbringen wird, wird mein Andenken bei Ihnen auffrischen. Er wird Ihnen sagen, mit welchem En-

thusiasmus die Bevölkerung dieses Landes (Americaner sowohl, als Franzosen) die Nachricht von den ruhmreichen Ereignissen begrüßt hat, deren Schauplatz Paris gewesen ist."

„Hätte ich nicht an der Spitze Ihrer Angelegenheiten einen Namen gesehen, zu welchem der meinige nie stimmen wird, so würde ich in Allem und für Alles zugleich mit dem Herrn General Carl Lallemand bei Ihnen gewesen seyn. Sie erinnern sich unserer Unterhaltungen in diesem gastlichen und freien Lande. Meine Grundsätze und Ansichten sind ebenso unveränderlich, als die Ihrigen. Die Grundsätze meiner Familie sind: Alles für das Französische Volk. In der That, ich kann es nicht vergessen, daß mein Neffe als Napoleon II. ausgerufen wurde von jener Kammer, die im Jahre 1815 durch die fremden Bajonette aus einander getrieben wurde, und von jener Armee, die an den Ufern der Loire zerstreut wurde nach dem Willen der Familie, welche die Fremden den Franzosen aufzwangen, und über welche Frankreich endlich gerichtet hat. Wie im Jahre 1815 hat die Familie über sich selbst gerichtet, indem sie den vaterländischen Boden verließ, um sich unter die Kanonen der Coalition zu flüchten.

Ich werde niemals so feig seyn, und das zu verlassen, was ich lieben muß; aber treu dem Wahlspruche meiner Familie: Alles durch Frankreich und Alles für Frankreich, will ich meine Pflichten gegen dasselbe erfüllen, und ich sehe in den drei Millionen Stimmen, die sich für uns erklärten, nichts als Verbindlichkeiten, die uns gegen das Vaterland auferlegt wurden, Verbindlichkeiten, die für mich heiliger sind, als für jeden andern Franzosen. Sie kennen meine Grundsätze, die ich schon vor langer Zeit ausgesprochen habe; Einzelne und Familien können Nationen gegenüber nichts haben, als Pflichten; Rechte auszuüben, steht allein den Nationen zu; Gerechtigkeit sind diese Allen schuldig."

„Wenn die Französische Nation auch die unbekannteste Familie an ihre Spitze gerufen hätte, so hätten wir uns, glaube ich, ihrem Willen unterwerfen müssen, in Allem und für Alles; aber die Nation allein hat das Recht, ihr Werk zu zerstören. Da die Regierungen ein Bedürfniß der Völker sind, so sind die Individuen, welche die Regierungen bilden, ohne Zweifel den Bedürfnissen der Völker unterworfen, welche durch die Majorität klar ausgesprochen sind. Ich würde selbst gekommen seyn, wenn

ich meine Gegenwart für nützlich hielte, wenn mich meine Pflicht nach Frankreich rufte, und wenn jenes willkürliche Gesetz, das von den Fremden vorgeschrieben und von der Familie, die unserem Vaterlande aufgedrungen war, um seinen gerechten Einfluß auf die Angelegenheiten Europas zu vernichten, angenommen wurde, von den Behörden aufgehoben worden wäre, welche die Nothwendigkeit Frankreich gegeben hat nach den letzten Ereignissen der letzten Tage des Juli."

„Ich verlange also die Aufhebung dieses tyrannischen Gesetzes, welches meiner Familie den Französischen Boden verbietet, die doch denselben allen Franzosen geöffnet hat, welche von der Revolution vertrieben waren. Ich protestire gegen jede Wahl, die von besonderen Corporationen getroffen ist, welche nicht von der Nation die Vollmachten erhalten, die diese allein zu geben das Recht hatte. Ich erkläre, daß ich unter allen Umständen bereit bin, mich dem Willen der Nation zu fügen, wenn derselbe gesetzmäßig ausgesprochen wird, von welcher Art er auch immer seyn mag. Denn alle Opfer, welche das Wohl des Vaterlandes verlangt, betrachte ich für einen Tribut, den dieses von seinen Kindern verlangen darf,

und ich halte es für ein Glück für dieſe Kinder, jene Opfer bringen zu können."

„Das Schiff, welches den Herrn Lallemand trägt, iſt im Begriffe, abzugehen. Ich habe daher kaum Zeit, dieſe Zeilen zu ſchreiben. Ich richte dieſelben an Sie, weil Sie von den Franzoſen, die an dem geheimen Kampfe Theil genommen haben, der durch die Gewalt der Umſtände zwiſchen der Nation und der Regierung der Fremden gekämpft wurde, der Einzige ſind, der mich hier geſehen, der mich verſtanden und der in dem Innerſten meiner Seele geleſen hat; und weil die Uebereinſtimmung unſerer politiſchen Anſichten mich in Ihren Character vollſtändiges Vertrauen ſetzen läßt. Ich habe M... gebeten, Ihnen meinen Willen kund zu thun, und ich bitte Sie ſelbſt, mein General, bei jenen großen Bürgern, welche mit Ihnen thätig geweſen ſind, die Nationalfarben wieder aufzupflanzen, das Organ meiner Gefühle zu ſeyn, welche ich Ihnen hier ausgeſprochen habe, und welche unter allen denkbaren Fällen unveränderlich ſind: Alles für das Franzöſiſche Volk."

„Der Kaiſer, mein Bruder, hat bei ſeinem Tode auf dem Felſen von St. Helena dem General Bertrand einen letzten Brief an mich dictirt, in welchem

er mit ewigem Lebewohl mir seinen Sohn empfiehlt. Dieser Brief schließt mit den Worten: „Vor Allem schärfe meinem Sohne unaufhörlich ein, daß er Franzose ist, und daß er meinen Wahlspruch annehmen soll: Alles für das Französische Volk.“ Soviel ich es vermocht, habe ich diese heilige Pflicht erfüllt; ich weiß, daß sein Sohn Franzose ist, wie Sie und ich, auch in Tagen des Unglücks, und ich hoffe, daß der Augenblick nicht fern seyn soll, in welchem ich durch ihn dem Französischen Volke nur einen kleinen Theil von dem vergelten kann, was wir ihm schuldig sind.

„Adieu, mein lieber General; mein Brief beweist Ihnen hinlänglich, wie sehr ich den Gefühlen Gerechtigkeit widerfahen lasse, die Sie mir ausgesprochen haben, als Sie Ihren Triumphzug unter dem Volke hielten, in dessen Mitte ich seit 15 Jahren lebe. Nein, die Freiheit ist kein Hirngespinnst, sie ist ein Gut, dessen sich jede gemäßigte und weise Nation erfreuen kann, wenn sie will. Mit der größten Vorsicht übersende ich Ihnen diesen Brief in doppelter Abschrift; die erste ist vom 10. dieses Monats. Genehmigen Sie, mein lieber General, den Ausdruck meiner alten Gesinnung. Joseph Bonaparte.“

Antwort des General Lafayette.

Paris, den 26. November 1830.

An den Herrn Grafen von Survilliers.

„Den Brief, mit welchem Sie mich beehrt haben, habe ich mit allen den Gefühlen der Liebe und Hochachtung empfangen, die ich der Güte schuldig bin, von welcher Sie mir seit langen Zeiten so viele Proben gegeben haben. Meine Erkenntlichkeit und meine Ergebenheit haben nur vermehrt werden können durch unsere letzten Unterhaltungen, in welchen wir uns mit Vertrauen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausgesprochen haben.

Sie werden bei den letzten Ereignissen unzufrieden mit mir gewesen seyn, nicht darüber, daß ich weder mit Ihnen, noch mit sonst Jemand in Verbindung getreten bin, Sie werden aber gesagt haben: „Da Lafayette geglaubt hat, es den Umständen schuldig zu seyn, von seiner allbekannten und von jeher ausgesprochenen Neigung zu durchaus republicanischen Einrichtungen abzulassen, warum ist dieses Zugeständniß zu Gunsten einer andern Familie geschehen, als der meinigen? Hat er vergessen, daß drei Millionen Stimmen die kaiserliche Dynastie anerkannt hatten?“ Sie sehen, mein lieber Graf, daß ich mir Ihren Vor-

wurf in seinem ganzen Umfange vorstelle. Ich will mich vor Ihnen rechtfertigen mit aller Unbefangenheit und Reinheit meines Gewissens.

„Als das Verbrechen von Carl X. und Compagnie die Pariser Bevölkerung zum Aufstande gebracht, und als das öffentliche Zutrauen mich an die Spitze dieser patriotischen Bewegung gestellt hatte, da war mein erster Gedanke nach dem Siege, denselben nach besten Kräften für die Sache der Freiheit meines Vaterlandes zu benutzen. Sie sind überzeugt, daß keine persönliche Rücksicht mich bei diesem Entschlusse bestimmen konnte.

„Die erste Bedingung republicanischer Gesinnung ist, den allgemeinen Willen anzuerkennen; also war es mir untersagt, eine rein Americanische Verfassung vorzuschlagen. Ich würde dadurch den Wunsch der Majorität nicht geachtet, bürgerliche Unruhen gewagt und einen auswärtigen Krieg hervorgerufen haben. Habe ich mich geirrt, so ist dieses wenigstens gegen die Neigung geschehen, die ich von jeher gehegt habe, und auch, wenn man mir einen gemeinen Ehrgeiz anmuthen wollte, gegen das, was man mein persönliches Interesse nennen könnte.

„Ein Bürgerthron, im Namen der Souveraine-

tät des Volkes, umgeben mit republicaniſchen Einrichtungen, das war es, was wir thun zu können glaubten. Das war der Inhalt des Programmes der Barricaden und des Stadthauſes, zu deſſen Dollmetſcher ich mich gemacht habe. Die Kammer der Deputirten, die 80,000 Wähler vertrat, ging nicht ſo weit, als wir. Aber in Uebereinſtimmung mit der öffentlichen Meinung war ſie für die Vertreibung der ſchuldvollen Familie. Im Uebrigen lag es ihr und Paris und dem ganzen übrigen Frankreich am Herzen, alle Unruhen zu beſchwichtigen, und zu wiſſen, woran man ſich halten könne.

„Ich könnte mich auf die Bemerkung beſchränken, daß Ihre Dynaſtie zerſtreut iſt. Ein Theil befindet ſich in Rom, Sie ſind in America und der Herzog von Reichſtadt in Oeſterreichiſchen Händen. Aber ich bin es Ihrer Freundſchaft ſchuldig, Ihnen meine ganze Meinung zu ſagen.

„Das Napoleoniſche Syſtem war voll glänzenden Ruhmes, aber es war mit Deſpotismus, Ariſtocratie und Sclaverei befleckt. Wenn es noch eine Möglichkeit gäbe, welche dieſe Geiſſel in Frankreich erträglich und ſelbſt volksthümlich machen könnte (was Gott verhüte!), ſo wäre es eine Rückkehr zur kaiſer-

lichen Regierung. Uebrigens ist der Sohn Ihres ungeheuern Bruders ein Oesterreichischer Prinz geworden, und Sie wissen, was das zu bedeuten hat. Das ist es, mein lieber Graf, was mir ungeachtet meiner persönlichen Gefühle gegen Sie nicht erlaubt hat, die Wiederherstellung eines Thrones zu wünschen, von dessen beharrlichem Bestreben zu den alten Irrthümern die hundert Tage einen Beweis gegeben hatten.

„Der Herzog von Orleans war mir kaum bekannt. Zwischen seinem Vater und mir hatte bittere Feindschaft Statt gefunden. Verwandtschaftliche Rücksichten und gesellschaftliche Verhältnisse hatten mich nicht einmal bis zu dem Zutritt in das Palais-Royal bringen können; aber ich wußte, wie alle Welt, daß in dieser Familie häusliche Tugenden waren, ein einfacher Geschmack, wenig Ehrgeiz und eine Französische Gesinnung, welcher selbst der Kaiser hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich erinnerte mich an den jungen Republicaner von 89, an den Soldaten von Valmy und Jemmappes, an den Professor der Schweiz und an den Reisenden in den Vereinigten Staaten. Er nannte sich einen Bourbonen, und das ist ein verhaßter Name. Aber dieser Name gab mehr, als

der Ihrige, und mehr, als die Republik, Bürgschaft gegen den Krieg. Er hinderte nicht, den Grundsatz der Souverainetät des Volks auszusprechen und auszuüben, in die Hände von zwei Millionen Bürgern mit selbstgewählten Officieren die Waffen zu geben, die Freiheit der Presse vollständig herzustellen und volksthümliche Einrichtungen zu haben. Es schien mir als nützlich, sowohl für den innern, als auswärtigen Frieden, daß bei den gegenwärtigen Verhältnissen die verschiedenen politischen Meinungen, mit Ausnahme der Partei von Carl X., sich auf diesen Punct vereinigten. Meine Zustimmung konnte weder die Folge einer alten Neigung, noch einer früheren Vorliebe seyn.

„Jetzt darf ich sagen, daß nach vier Monaten einer genauen Bekanntschaft zu meinen ursprünglichen Ansichten Gefühle des Zutrauens, der Freundschaft und des gemeinschaftlichen Interesses hinzugekommen sind. Was die allgemeine Zustimmung betrifft, so sind es nicht allein die Kammern und die Bevölkerung von Paris, 80,000 Nationalgarden und 300,000 Zuschauer auf dem Marsfelde; es sind auch alle Deputationen der Städte und Dörfer Frankreichs, welche ich in meiner Stellung zu empfangen

habe; mit einem Worte eine Anzahl freiwilliger und unbestreitbarer Beifallsbezeugungen beweist uns, daß das, was wir gethan haben, dem wirklichen Willen einer überwiegenden Majorität des Französischen Volkes gemäß ist.

„In einem Ihrer Briefe, die alle getreulich mir überbracht worden sind, habe ich gelesen, daß Sie den Herzog von Orleans im Verdachte haben, er habe um ein Complott gegen den Kaiser auf der Insel Elba gewußt. Er ist aber dessen unfähig, und nach dem, was mir der Republicaner, der dieses Complott denuncirt hat, und Frau von Staël, welche dem Herzog von Orleans immer befreundet geblieben ist, gesagt haben, habe ich, selbst abgesehen von seinem bekannten Character, die Ueberzeugung, daß man den Herzog bei Ihnen verleumdet hat.

„Nach seiner Erhebung auf den Thron war es eine meiner ersten Sorgen, ihm den Wunsch auszudrücken, daß Sie, mein Herr Graf, Ihre Kinder und Ihre ehrwürdige Mütter, wenn es Ihnen gefällig wäre, in Frieden nach Frankreich zurückkehren könnten. Dieser Gedanke wurde von dem Könige mit Herzlichkeit ergriffen, aber man wandte Verträge mit auswärtigen Mächten ein, welche, so unsinnig und

übermüthig sie auch seyn mochten, dennoch einige Verhandlungen erforderten. Die politische Lage hat sich seitdem verändert; der diplomatische Horizont hat sich verdunkelt; man ist auf beiden Seiten auf seiner Hut; aber es ist überflüssig, uns hierbei aufzuhalten, da Sie nach dem Inhalte ihrer Briefe keines Falles diese Partie ergriffen haben würden. Ich habe bloß deßwegen hiervon zu Ihnen gesprochen, um mich auf das zu beziehen, was ich die Ehre hatte, Ihnen in Burdenton zu sagen.

„Ich habe Ihnen diese Erklärung in aller Reinheit meines Herzens gegeben. Ich sage Ihnen nicht, daß Alles so geschehen sei, wie ich es angeordnet haben würde. Sie wissen, daß in inneren und auswärtigen Angelegenheiten sich die Dinge nicht immer so gestalten, wie man es wünscht. Ihr unvergleichlicher Bruder mit seiner Macht, seinem Character und seinem Geiste hat dieses auch erfahren, und Sie, sein bester Freund, wissen auch davon zu sprechen; aber ich habe Ihnen nichts verschweigen wollen von dem, was ich mit voller Freiheit des Geistes und Willens gethan habe, und ich habe es vorgezogen, mich durch meine Freimüthigkeit der Fortdauer Ihrer Freundschaft wür-

dig zu machen, als dieselbe durch eine mindere wahrhaftige Vertheidigung zu vernichten.

„Empfangen Sie, mein lieber Graf, die Versicherung der Hochachtung, des Dankes und der Liebe, mit welchen ich Ihnen zugethan bin.

Lafayette."

Dieses sind die Gründe, aus welchen Lafayette sich keinem der drei Systeme anschloß, für welche ihn die Parteien umsonst zu gewinnen suchten.

Lafayette erwartete, daß die Vertreter des Landes im Namen des Volkes eine Initiative ergreifen würden, welche vor ihm Niemand zu ergreifen das Recht hatte. Indessen war der Einfluß, den er erlangte, durch zwei große Maßregeln ausgezeichnet, welche Frankreich zuverlässig nie erlangt haben würde, weder von der Regierung, noch von der Gesetzgebung, wenn dieselben vorher ihren Entscheidungen unterworfen worden wären. Er beeilte sich, feierlich den Grundsatz der Souveränetät des Volkes auszusprechen, welche Napoleon und die Bourbonen seit 30 Jahren für ein politisches Hirngespinnst und selbst für eine Gottlosigkeit erklärt hatten. Ferner stellte er als Princip auf und brachte es zur Anwendung, daß die ganze Nation, Städte und Dörfer, Waffen erhalten

und sich selbst ihre Officiere ernennen sollten. Dieses Princip schrieb sich von 89 her; aber der Despotismus der letzten 32 Jahre hatte dasselbe verworfen, als eine Einrichtung von der größten Gefahr für die öffentliche Ruhe und die Aufrechthaltung der Gewalt. Der Beifall, mit welchem diese Lehren aufgenommen wurden, so oft Lafayette gewagt hatte, dieselben auf der Rednerbühne zu bekennen, hatten ihm die Nothwendigkeit bewiesen, diese Lehren zum Rechte zu machen und zur Ausübung zu bringen, ehe Jemand, Kammer oder König, das Wort nehmen könne, dieselben zu bekämpfen, oder zu verändern. Und in der That, wer kann jetzt daran zweifeln, wenn man diese beiden Haupteinrichtungen dem Conseil des Königs oder den Berathungen der Gesetzgebung vorgelegt hätte, daß dieselben nicht verstümmelt seyn würden? Ist es nicht offenbar, daß der Vorschlag, die Nationalgarde zu bilden aus der Gesammtheit der Bürger und sie mit dem Rechte zu bekleiden, ihre eigenen Officiere zu wählen, unbarmherzig durch einen Tagesbefehl verworfen seyn würde? Dieses ist so wahr, daß Lafayette oft für die Erhaltung jenes Princips zu kämpfen hatte, das durch ihn ins Leben gerufen war, und daß er nicht lange nach den ersten Tagen der

Revolution genöthigt war, durch einen Tagesbefehl eine Erklärung der Regierung zu verleugnen, welche die Absicht hatte, die Bewaffnung der Nationalgarden auf Städte von 3000 Seelen und darüber zu beschränken.

Die Verschiedenheit der Meinungen und politischen Ansichten, welche Lafayette von den Leuten des 7. Augusts trannte, hatte immer zugenommen, als das Herannahen der Zeit, da die Minister gerichtet werden sollten, den Hof bestimmte, die Gesinnung zu verstellen, welche er über den Generalcommandanten der Nationalgarden des Königreichs hegte. An die Stelle des Argwohns, der Eifersucht und der Hintansetzungen, welche man schon gegen den edeln General hatte ergehen lassen, trat nun auf einmal das vollständigste Vertrauen, die rührendste Ergebenheit und die kindlichste Verehrung. Lafayette wußte dieses Betragen wohl zu würdigen. Er verachtete die Gesinnung, welche dasselbe hervorbrachte; und ob er gleich das Ende desselben wohl voraussah, so verharrte er dessen ungeachtet auf seinem Entschlusse, seiner Pflicht in allen Stücken treu zu bleiben und im Falle der Noth seine Popularität zu opfern, um die Ehre der Julirevolution zu retten. Dieser Revolution

war er bis zur Schwärmerei ergeben. Er träumte, daß dieselbe auf die Nachwelt kommen sollte, als das schönste Ideal der Allmacht des Volkes.

Für jeden Andern als für Lafayette würde der Plan, einige Menschen zu retten, an deren Händen das Blut so vieler Patrioten klebte, eine unüberwindliche Schwierigkeit gewesen seyn. Jede andere Popularität als die seinige würde unvermeidlich gescheitert seyn. Der Name der Minister, die er der Rache des Volkes entreißen wollte, rief die Erinnerung an einen Krieg zurück, der gegen unsere Freiheiten bis auf den Tod geschworen war. Diese Menschen hatte die Oligarchie daher genommen, wo die größte Schuld war, sie hatte dieselben aus den Urhebern und den Helfershelfern aller contrerevolutionären Complotte gewählt, die seit 40 Jahren geschmiedet worden waren. Sie hatten alle Intriguen gesponnen und alle Gewaltthätigkeiten verübt, unter welchen das Vaterland während der Restauration geschmachtet hatte. Von welcher Seite man sie auch ansah, diese Menschen, zu gleicher Zeit knechtisch und despotisch, blutdürstig und feig, boten den grellsten Widerspruch dar, mit welchem man dem Nationalgefühl je Hohn gesprochen hat. Sie hatten die Ordonnanzen entworfen, berathen

und gezeichnet; sie hatten drei Tage lang die Hauptstadt kartätschen lassen; 20,000 Familien forderten von ihnen einen Gatten, einen Vater, einen Sohn oder einen Freund, der durch ihre Befehle gemordet war. Und diese Opfer, zu welchen Classen gehörten sie? Gerade zu denjenigen, denen Lafayette mit Liebe ergeben und deren geliebter und geachteter Freund er war. Fast die ganze Nationalgarde verlangte, daß gegen die Minister die größte Strenge des Gesetzes angewendet werden sollte, welches das Verbrechen des Hochverraths bestraft. Auf der andern Seite trafen bei dem Processe der Minister die entferntesten Parteien, die feindlichsten Leidenschaften, die widersprechendsten Hoffnungen gegen einander. Mit gleicher Ungeduld war dieser Augenblick von den Carlisten, den Bonapartisten und vorzüglich von den auswärtigen Cabinetten erwartet worden. Die Einen und die Andern waren fest überzeugt, daß die Monarchie des Juli diese große Prüfung nicht überleben würde.

Diese Lage, schwierig wie sie war, wurde es noch mehr durch eine Menge befreiter Galeerensclaven, Gauner und Missethäter aller Art, denen die große Woche keinen Vortheil gebracht hatte, und welche in einem neuen Umsturz der Dinge eine reiche Entschä-

digung für die Opfer zu finden hofften, die ihnen der erhabene Edelsinn des Volkes, der die Tage des Juli heiligte, auferlegt hatte. Endlich mußten zu diesen Elementen der Unordnung die finstere, aber thätige Mitwirkung der Polizei hinzukommen, welche, nachdem sie von dem Solde des Kaiserthums und der Legitimität gelebt hatte, nichts Anderes wollte, als sich jeder Gewalt hingeben, die ihr mehr Vortheil und größere Sicherheit für ihre Dauer bot, als ein Thron von gestern, dem Niemand eine Zukunft versprach.

Was die republicanische Jugend betraf, die schon so unzufrieden war über den Schlangengang der neuen Regierung, so bin ich der Gerechtigkeit schuldig, zu sagen, daß sie, sei es, daß sie der gewissenhaften Stimme der gesetzlichen Ordnung gehorchte, sei es, daß sie einen Umsturz für vortheilhaft für die Carlistischen oder kaiserlichen Interessen hielt, sei es endlich, daß ihre Liebe für Lafayette stärker war, als alle diese Erwägungen, daß sie, sage ich, der öffentlichen Ruhe jedes Opfer brachte, und die Bemühungen und Ergebenheit der Nationalgarde freiwillig unterstützte.

Also war die Stimmung der Gemüther, als das Conseil des Königs Lafayetten benachrichtigte, daß alle

Gewalten ihm übertragen und daß er mit denselben bekleidet seyn sollte, so lange der Proceß der Minister dauern würde. Die Polizei des Palais-Royal, des Luxemburg, der Pairskammer, der Oberbefehl über die Linientruppen und zugleich über die Nationalgarde wurden ihm ausschließlich anvertraut. Lafayette konnte nicht zweifeln, was er zu thun habe, da ihm seine Pflicht so klar vorgeschrieben war. Er unterzog sich willig aller Verantwortlichkeit, die man auf sein 70jähriges Haupt häufte, um der Gerechtigkeit ihren regelmäßigen Lauf und dem Urtheile, wie dasselbe auch ausfallen möchte, seine strenge Vollziehung zu gewähren.

Seit der Verhaftung der Minister, die zuverlässig unabhängig von dem Willen des Königs erfolgt war, hatte Lafayette Alles gethan, um diese großen Verbrecher vor dem beinah unvermeidlichen Loose zu bewahren, das sie bedrohete. Er wollte, daß sie der Gegenstand eines strengen Beispiels von der Gerechtigkeit der Nation werden sollten; aber es war ihm gegen die Seele, daß das Volk der Barricaden, das sich so großmüthig gegen Carl X. bewiesen hatte, sich unversöhnlich an denen rächen sollte, welche den contrerevolutionären Willen ihres Despoten vollstreckt

hatten, zumal da die Minister keinen andern Schutz hatten, als ihn, und da sie vormals den Befehl gegeben hatten, ihn zu verhaften und zu ermorden. Ueberdieß betete Lafayette die Revolution des Juli an, und der bloße Gedanke, daß sie sich zu dem Systeme der Schaffotte erniedrigen könne, mußte dieselbe in seinen Augen ihrer romantischen Seite entkleiden. Aus diesem Grunde unterstützte Lafayette, der sich übrigens von jeher gegen die Todesstrafe, namentlich bei politischen Angelegenheiten, erklärt hatte, den 17. August den Vorschlag des Herrn von Tracy, der auf die unmittelbare Aufhebung dieser Strafe gerichtet war. Lafayette verhehlte nicht, daß der große Proceß, der bevorstehe, für ihn ein Grund mehr sei, um die Kammer für die Annahme des Vorschlages von seinem ehrenwerthen Freunde zu bewegen; denn, sagte er, er lege den größten Werth darauf, daß nach dem Kampfe keine Opfer mehr fallen. Als seine Freunde ihm bemerkten, daß es sehr unpopulär sei, in einem Augenblicke, da die Väter und Freunde von 6000 Opfern Rechenschaft über das vergossene Blut forderten, sich der schuldvollen Minister so besorgt anzunehmen, da antwortete er: die Popularität ist der kostbarste Schatz, und sie ist das Einzige, das ver-

dient, daß man sich darum bewerbe; aber wie alle andern Schätze ist sie bestimmt, in dem Interesse des öffentlichen Wohles und der Gerechtigkeit verwendet zu werden, und für die wahrhaften nationalen Interessen, wie sie dem Gewissen desjenigen erscheinen, der sich ihrer bedient. Indessen hatte ganz Europa seinen Blick auf Lafayette gerichtet. Seine Feinde erwarteten den Augenblick mit der lebhaftesten Hoffnung, seine Freunde mit der ängstlichsten Beklommenheit; die einen und die andern sahen in demselben das nothwendige Ende seiner Popularität und folglich seiner politischen Existenz. In der That, selbst mitten in seinem Generalstab brachen Zeichen der höchsten Unzufriedenheit aus, die man über die Sorgfalt hegte, mit welcher sich Lafayette der Gefangenen von Vincennes annahm. In den Reihen des Volkes, der Nationalgarde und der studirenden Jugend entrüstete man sich bei dem Gedanken, daß diejenigen, welche die Ordonanzen des Juli geschmiedet hatten, welche 7000 Patrioten hatten niedermetzeln lassen, ungestraft bleiben sollten, während die Asche ihrer Opfer noch nicht erkaltet war. Von allen Seiten ertönte ein Schrei der Rache, und zuverlässig war es nur die Hoffnung, diese Rache durch das Gesetz erhalten zu können, welche

das Volk abhielt, sich dieselbe selbst zu verschaffen. Lafayette kannte diese Erbitterung der Gemüther. Dieselbe wurde ihm sogar noch von seinen Freunden sowohl, als Feinden in einem übertriebenen Lichte geschildert. Aber er wurde dadurch nur noch fester bestimmt, den Sturm zu bestehen, und um jeden Preis das Gesetz heilig zu halten. Er ergriff folglich alle Maßregeln, die ihm durch seine umfaßliche Vollmacht möglich waren, um die Ruhe, das Leben der angeklagten Minister und die Unabhängigkeit des hohen Gerichtshofes zu behaupten, der über seine Freunde zu Gericht sitzen mußte.

Lafayette hatte im Jahre 89, wie im Jahre 30, wenn ihm die Erhaltung der öffentlichen Ordnung oblag, immer den Grundsatz befolgt, alle gewaltsamen Maßregeln zu vermeiden, lieber zuvorzukommen, als zu unterdrücken, lieber zu überreden, als zu wüthen. Diese Klugheit, die zugleich politisch und väterlich war, hatte immer ihre Früchte getragen. Die Doctrinärs haben sich erkühnt, das Verhalten Lafayettes der Schwäche zu beschuldigen, als ob er gleichsam vor dem Sturme capitulirt habe; und diese falsche Beschuldigung ist nicht ohne Einfluß auf jene oberflächlichen Gemüther geblieben, welche eine gefaßte Idee

lieber annehmen, als daß sie selbst beobachten und prüfen. Wenn es nöthig wäre, so wäre hier der Ort, um zu beweisen, daß Lafayette niemals, und am Wenigsten während seines Oberbefehls im Jahre 30, sich Popularität durch eine erniedrigende Nachgiebigkeit erworben habe. Man vergleiche die Unruhen, welche in der ersten Gährung der Julirevolution entstanden und entstehen mußten, mit den Aufständen, welche die reactionäre Politik des Cabinets vom 13. März hervorgerufen hat, und man sage frei heraus, ob zwischen der Schwere und den unseligen Folgen der einen und der andern irgend ein Verhältniß Statt findet.

Seit den ersten Unruhen, die nach den Ereignissen des Juli in Paris ausgebrochen waren, hatte Lafayette Vorkehrungen getroffen, daß zu jeder Stunde 15,000 Mann Nationalgarden unter den Waffen seyn konnten. Diese Einrichtung war so gemacht, daß sich dieselben auf zum Voraus bestimmten Puncten einfinden mußten, während die zwischen liegenden Puncte beständig von Linientruppen besetzt waren, deren zweckmäßige Vertheilung der General Fabvier mit gleicher Gewissenhaftigkeit besorgt hat. Alle diese Maßregeln der öffentlichen Sicherheit schienen La-

fayette noch nicht hinreichend, um den Sturm auszuhalten, der über die Hauptstadt hereinzubrechen drohte. Er trug noch dafür Sorge, daß er mit dem Präsidenten und dem Großreferendär der Pairskammer, mit den Ministern des Krieges und des Innern, mit den Polizeipräfecten, mit den Generalen Pajol und Fabvier und mit den Anführern der Legionen der Nationalgarde eine beständige Verbindung sich verschaffen konnte. Er versicherte sich ferner der Mitwirkung der ganzen Bürgermiliz, und theilte das Generalcommando von Paris in vier Hauptsectionen. Er sorgte hierauf für die Sicherheit des Palais-Royal und des Stadthauses, und vorzüglich für die Sicherheit des Luxemburg, der dem Sturme am meisten ausgesetzt war. Nachdem alle diese Maßregeln getroffen waren, wurden die Minister aus dem Schloß von Vincennes in das Gefängniß des Luxemburg gebracht. Die Regierung hatte gewollt, daß diese Versetzung des Nachts geschehen solle; Lafayette aber verlangte, daß sie am hellen Tage vor sich gehen solle. Sein Vertrauen wurde bewährt. Die Gegenstände so vieles Hasses und so vieler Drohungen durchzogen am Mittage, ohne eine Beleidigung zu erfahren, die volkreichsten Theile der Hauptstadt mitten durch eine

leidenschaftliche, aber stillschweigende Menge. Indessen konnte Niemand über die Gedanken des Volkes zweifelhaft seyn. Der Tod der Minister wurde von ihnen gewünscht und gehofft; das Volk war fest überzeugt, daß der Gerichtshof der Pairs bei aller seiner Parteilichkeit es nie wagen würde, ihm den Kopf der Verbrecher vorzuenthalten. Lafayette begriff, daß das Volk in diesem Wahne nicht bleiben dürfe, und daß es nothwendig sei, die Gemüther auf den Erfolg vorzubereiten, den dieser Proceß, wie er wohl wußte, haben würde. Daher erklärte er in einem Tagesbefehle, daß, wie auch der Spruch des Gerichts ausfallen möchte, er denselben unbedingt Achtung verschaffen werde. Unter solchen Umständen wurde der Proceß der Minister eröffnet. Die Pairs selbst waren von Schreck eingenommen, und es bedurfte großer Anstrengungen und wiederholter Versicherungen von Lafayette, der ihnen mit seinem Haupte ihre Unverletzlichkeit verbürgte, um unsere Pairs zu Debatten zu vermögen, bei welchen es sich um ihre theuersten Angelegenheiten handelte. Ungeachtet aller Maßregeln, welche die Klugheit hatte eingeben können, bildeten sich unermeßliche Zusammenrottungen in allen Theilen der Hauptstadt; heftige Ausbrüche fanden Statt; die Straßen und

Plätze, welche an den Luxemburg ſtießen, wurden von einer aufgeſtandenen Bevölkerung überſchwemmt, die nicht mehr die Bevölkerung der Barricaden war. Die Gefahr war dringend; die dichten Reihen der Bataillone waren auf ihren Poſten durchbrochen; ſchon griff das Volk das große Thor des Palaſtes an; wüthendes Geſchrei ertönte bis in das Innere des Tribunals; nur noch geringe Anſtrengung von Seiten der Aufgeſtandenen, ſo wäre es geſchehen geweſen; das Heiligthum der Gerechtigkeit wäre mit dem Blute der Angeklagten und vielleicht auch mit dem Blute ihrer Richter befleckt worden; die Revolution wäre entehrt und Frankreich abermals, Gott weiß, welchen Stürmen preisgegeben worden.

Lafayette, der ſeit dem Anfange des Proceſſes ſein Hauptquartier im Luxemburg aufgeſchlagen hatte, verließ, wie er pflegte, die ſchützenden Reihen der Nationalgarde, und warf ſich mit ſeiner Perſon in die Mitte der aufgeſtandenen Menge; er wollte nur von einigen Adjutanten begleitet ſeyn; ich war unter dieſer Zahl. Vergebens ſtellte man ihm vor, daß dieſer Schritt um ſo unbeſonnener wäre, als es keine Männer vom Juli wären, deren Willkür er ſich überliefern wolle. Und in der That, dieſe Menge, der Aus-

wurf der Pariser Bevölkerung und der politischen Parteien, hatte Nichts mit dem strengen, aber redlichen Gesichte gemein, das die Kämpfer der Barricaden zierte. Es waren nicht mehr jene ehrenwerthen Handwerker mit nervigen Armen, bedeckt mit Staub und schwarz von Pulver, die für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpften, sondern es war eine Rotte von Nichtswürdigen, die der Gerechtigkeit entlaufen waren, von Menschen ohne Habe, von Werkzeugen der Polizei, die immer in dem Solde desjenigen stehen, der das Verbrechen bezahlen will, und deren unedle Züge und zerrissene Kleidung seltsam gegen ihre aristocratischen Manieren abstachen. Nichtsdestoweniger stürzte sich Lafayette in die Mitte dieser zügellosen Rotte; aber er erfuhr keine Beleidigung von ihr; dieselbe beruhigte sich vielmehr, als sie die Stimme des Mannes hörte, gegen welchen man alle Leidenschaften beschworen hatte, und der, wie man sagte, die Feinde und die Würger des armen Volkes retten wollte. Dieser Schritt, kühn bis zur Unbesonnenheit, rettete den Luxemburg. Aber die Menge ermangelte nicht, neue Angriffe zu versuchen. Die Nationalgarde widerstand aber mit so bewunderungswürdiger Festigkeit, Geduld und Tapferkeit, daß der Ge-

richtshof der Pairs seine Debatten in aller Sicherheit fortsetzen konnte; das Geschrei der Wuth und des Todes konnte nicht mehr bis zu ihm hindringen, und der Spruch wurde gesprochen, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen, oder ein einziger Laden geplündert worden wäre. Inzwischen lebte fast ganz Paris und mit ihm jene Bürgergarde selbst, die das Leben der Minister so muthig gegen die summarische Gerechtigkeit des Volkes vertheidigt hatte, in der festen Hoffnung, daß der hohe Gerichtshof die Todesstrafe gegen dieselben aussprechen würde. Auf der andern Seite hatten die Feinde der neuen Ordnung einige Stunden zuvor, ehe das Urtheil gesprochen war, das Gerücht verbreitet, die Pairs hätten in ihrem Urtheile auf den Tod erkannt. Sie hatten dabei die schändliche Absicht, die Stimmung der Gemüther zu einer gewaltsamen Reaction zu benutzen. Diese Nachricht, die in allen Theilen von Paris verbreitet wurde, erregte allgemeine Begeisterung. Daher entstand allgemeiner Unwille, als man erfuhr, daß es nicht die Todesstrafe, sondern eine ewige Haft sei (wenn es überhaupt in der Politik etwas Ewiges gäbe), mit welcher man Menschen bestrafte, die drei Tage lang Paris mit Blut überschwemmt hatten. Die Natio-

nalgarden, die Alles gethan hatten, um der Gerechtigkeit ihren Lauf zu sichern, verlangten, auf der Stelle entlassen zu werden; denn sie hatten es nicht für möglich gehalten, daß die Urheber so vieles Blutes und so vieler Noth einer Strafe entgehen könnten, welche die Gesetze des Landes gegen minder schwere Verbrecher unerbittlich aussprächen. Aber Lafayette erschien und sprach mit Wärme und Heftigkeit, und wie durch einen Zauber war der Zorn dieser ehrenwerthen Bürger beschwichtigt.

Die Verbrecher mußten nach Vincennes zurückgebracht werden. Die Regierung hatte dieses heimlich thun wollen und zwar in der Nacht, die dem Urtheil vorherginge; aber Lafayette verlangte, daß die Minister am hellen Tage versetzt werden sollten, und zwar erst nach dem Urtheile, wie dasselbe auch immer lauten möge. Da aber der Gerichtshof der Pairs es mit seiner Rechtsweisheit für unnöthig erklärt hatte, daß die Angeklagten bei der Bekanntmachung des Urtheils gegenwärtig wären, so ließ Lafayette die Versetzung unmittelbar nach dem Schlusse der Debatten folgen.

Als auf diese Weise die Ordnung überall wiederhergestellt, die Gefahr vorüber und alle Furcht verschwunden war, so stand nichts mehr im Wege, was

die Feinde des Programmes vom Stadthause von neuen Intriguen hätte abhalten können.

Der Spruch, der die Minister von Carl X. zu lebenslänglicher Haft verurtheilte, wurde am 21. December halb 11 Uhr Abends gesprochen. Die Erbitterung der Feinde des Bürgerkönigthums hatte ihren höchsten Grad erreicht. Am Abend des 22. brachen neue, nicht minder schwere Unruhen aus. Diese Unruhen waren dießmal lediglich gegen das Palais-Royal gerichtet, wo Schrecken und Bestürzung herrschten. Aber diese neuen Anstrengungen einer ohnmächtigen Wuth brachen sich an der unerschütterlichen Festigkeit von Lafayette, an der Treue der Nationalgarde und an der freien und entschiedenen Mitwirkung der studirenden Jugend. Am 23. war Alles wieder ruhig, und es schien kein Hinderniß mehr vorhanden, um die Entwickelung des Getreibes zu beginnen, welches die finstere Eifersucht des Hofes, der ränkevolle Ehrgeiz der Doctrinärs und das gehässige Interesse der auswärtigen Cabinette gegen Lafayette eingaben. Diese Verschwörung, welche die wurmstichigen Trümmer aller früheren Regierungen gegen den reinsten und unerschütterlichsten Patriotismus spannen, war kein Werk des Augenblickes. Seit langer Zeit hatten die Doctrinärs in Uebereinstimmung mit ge-

wissen Gesandten in einigen Englischen und Deutschen Journalen bekannt machen lassen, daß Lafayette mehr König wäre, als der König; daß Ludwig Philipp in den Händen des Generalcommandanten der bewaffneten Nation nichts wäre, als ein Werkzeug, dessen sich dieser bediene, um die auswärtigen Cabinette zu täuschen, bis er den Grund zu einer großen Republik gelegt, und über ganz Europa seine theuern Americanischen Institutionen verbreitet habe. Man ließ an Ludwig Philipp gehässige Carricaturen kommen, welche diesen Fürsten mit der Krone in der Hand darstellten, und neben ihm Lafayetten, der zu ihm sagte: Sire, bedecken Sie sich. Von seiner Seite war der Hof geneigt, dergleichen Anspielungen Gehör zu geben; aber es hätte derselben nicht einmal bedurft, um die unüberwindliche Abneigung ausbrechen zu lassen, welche derselbe gegen Lafayette hegte. In der That, wie rein auch die Liebe seyn mochte, die diese Familie Lafayetten eingeflößt hatte, seit er dieselbe in ihrem häuslichen Leben gesehen, und aus der Einfachheit ihrer Sitten auf die Freiheit ihrer nationalen Gefühle geschlossen hatte; wie ehrerbietig auch das Verhalten seyn mochte, das er auf der Tribüne und überall gegen den König annahm; wie aufrichtig endlich auch die Zei-

chen von Zärtlichkeit und Liebe ſcheinen mochten, mit welchen ihn Ludwig Philipp öffentlich ſowohl, als im Privatleben überhäufte; ein Hof, welcher die königliche Etikette und den verjährten Prunk zurückerſehnte, den Lafayette auf immer vernichtet wähnte; ein Hof, der von der gerechten Mitte, von Quaſi-Reſtauration und Quaſi-Legitimität angeſteckt war, konnte nur mit Widerwillen und Kränkung den Einfluß eines Bürgers ertragen, deſſen bloße Gegenwart unaufhörlich an das Programm des Juli und an die republicaniſchen Bedingungen der Monarchie der Barricaden erinnerte. Das Widerſtreben der Krone wurde durch die alten Europäiſchen Ariſtocratieen unterſtützt, welche ſeit einem halben Jahrhundert eine Religionsſache daraus machen, Lafayetten zu verabſcheuen, als den beharrlichſten Feind des göttlichen Rechtes, der Privilegien und aller Mißbräuche, zu deren Erhaltung ſich die Cabinette gegen die Freiheit der Völker verbündet haben. Nach unglaublichen Anſtrengungen, um ihn im Jahre 92 zu ſtürzen; nach ſo vielen Hinderniſſen, die ſie ſeiner Befreiung aus dem Kerker zu Olmütz entgegengeſtellt hatten; nachdem ſie ihn im Jahre 1815 an der Spitze einer neuen Bewegung gefunden hatten; nachdem ſie ſeinen Triumph-

zug durch America und die beständigen Angriffe hatten erleben müssen, die er seit 15 Jahren von der Tribüne herab gegen sie richtete, mußten ihn die Aristocratieen, die desto unversöhnlicher waren, je mehr er sie erniedrigte, plötzlich an der Spitze einer Revolution erblicken, die durchaus vom Volke ausgegangen war, wie er nur die Throne für möglich erklärte, die mit republicanischen Einrichtungen umgeben wären, wie er auf die Französische Diplomatie einwirkte und durch sie das System der Nichtintervention aussprechen ließ, welches die Freiheit der Völker und den Untergang der Verträge gewährte, auf welchen die heilige Allianz beruht. Nichts war also natürlicher, als daß sich alle alten Cabinette zu dem Streben vereinigten, Lafayetten zu stürzen, und den entscheidenden Einfluß aufzuheben, den er auf das neue Geschick Europas ausüben mußte. So wandte die Diplomatie alle Mittel an, um Ludwig Philipp von der Unmöglichkeit zu überzeugen, daß zwischen einem Cabinette, welches den beständigen Eingebungen dieses Menschen ausgesetzt sei, und den alten Regierungen, denen er seit 45 Jahren als der unversöhnlichste Feind gegenüber gestanden habe, irgend eine Annäherung Statt finden könne. Die Diplomatie machte aus

der Entfernung Lafayettes eine Bedingung, an welche das Wohlwollen der Cabinette gegen die neue Dynastie gebunden wäre, während diese Dynastie, wenn sie jene Bedingung nicht erfüllte, gefaßt seyn müßte, alle Folgen zu erleiden, welche das Mißfallen der heiligen Allianz über sie bringen könnte. Die Furcht that noch mehr, als die Diplomatie sich versprochen hatte. Man verstand sich von ganzem Herzen zu der Entfernung Lafayettes, ohne zu bedenken, daß dieses anstößige Zugeständniß den Feinden Frankreichs Vortheil bringen würde, ohne den Grund der Frage irgend zu verändern, daß sich nämlich absolute Regierungen und revolutionäre Monarchieen nie vereinigen können.

Auf der andern Seite sah die Kammer der Pairs, deren Einfluß auf den neuen Hof sehr bedeutend war, sobald sie sich von der Gefahr befreit sah, in Lafayette weiter Nichts, als den erklärten Feind der Erblichkeit, der er schon einen tödtlichen Streich versetzt hatte, und der er gewiß nicht gestatten würde, sich jemals wieder zu erheben. Endlich erinnerten sich der doctrinäre Theil der Wahlkammer, die Männer des doppelten Votums, die Anhänger der gestürzten Dynastie und endlich alle, welche Furcht, Ueberzeugung

oder Kriecherei in die Reihen der gerechten Mitte gestellt hatte; Alle diese, sage ich, erinnerten sich mit Widerwillen, daß ihnen Lafayette bei der Julirevolution keine Zeit gelassen hatte, sich gegen die Verjagung der alten königlichen Familie zu erklären, gegen den Grundsatz der Souverainetät des Volkes, gegen die Bewaffnung der gesammten Nation, gegen das Programm, welches einen Volksthron, umgeben mit republicanischen Einrichtungen, verlangte, und gegen die Annahme der Grundsätze dieses Programms von Seiten des Herzogs von Orleans. Denn alle diese Dinge waren ausgesprochen und vollendet, ehe es der Kammer möglich gewesen war, sie zu verstümmeln.

Auch das Ministerium vom 3. November verhehlte sich nicht, daß es durch die Macht, mit welcher Lafayette bekleidet war, verdunkelt würde. Wie groß auch die Lobreden seyn mochten, mit welchen es damals den Patriotismus und die Loyalität des großen Bürgers und des berühmten Generals überhäufte, so schmachtete doch dieses Ministerium nach dem Augenblicke, da es von seiner Controle befreit seyn würde, die in Verbindung mit dem allmächtigen Einflusse, den er auf die Männer des Juli ausübte, wie ein wahrhafter Alp auf ihm lag. Diese Thatsache mag

vielleicht befremden, weil sich Lafayette und mehrere Mitglieder der Regierung vom 3. November jetzt zu denselben Grundsätzen bekennen; dieselbe ist aber dennoch in der Wahrheit begründet.

Auf diese Weise hatten sich die Krone, die beiden Kammern, die auswärtige Diplomatie, die Aristocratie, das Conseil des Königs, und im Allgemeinen die Intriganten aller Farben, die Schmarotzer aller Regierungen verbündet, Lafayetten von den öffentlichen Angelegenheiten zu entfernen, um, wie sie selbst sagten, die Revolution außer Thätigkeit zu setzen. Aber Niemand wagte, sich über eine so zarte Frage geradezu auszusprechen. Man fand es sogar für klug, das Opfer mit einer neuen Bürgerkrone zu schmücken. Daher verlangte in der Sitzung des 23. Decembers Dupin der ältere, daß die Kammer der Nationalgarde und ihrem erhabenen Anführer ihren Dank aussprechen solle.

Schon seit langer Zeit hatten diejenigen, welche über das Generalcommando Lafayettes unzufrieden waren, den Entschluß gefaßt, als Gelegenheit für die Ausführung ihrer Pläne den Augenblick zu benutzen, da das Gesetz über die endliche Einrichtung der Nationalgarden des Königreichs vorgelegt werden würde.

Da aber die Discussionen über den Entwurf in der Commission vor dem Proceß der Minister begonnen hatte, so hütete man sich, einen Plan bekannt werden zu lassen, der unglaubliches Unglück veranlassen konnte. Deßwegen wurde in der Commission beschlossen, daß das Generalcommando der Nationalgarde in der Person Lafayettes fortgesetzt werden, daß es aber mit Lafayette endigen solle. Als dieser Entwurf dem Conseil des Königs vorgelegt wurde, gab man sich den Anschein, als ob man mit demselben nicht einverstanden sei. Drei Mitglieder des Cabinettes und der König selbst wandten z. B. ein, daß es ein Eingriff in die Rechte der Krone sei, wenn man nach dem Tode Lafayettes die Ernennung eines neuen Generalcommandanten nicht gestatten wolle. Aber, wie dem auch seyn mochte, Herr von Montalivet begab sich zu der Commission der Deputirten, und eröffnete ihr, daß die Regierung des Königs es für eine unbedingte Nothwendigkeit ansehe, daß Lafayette das Generalcommando der Nationalgarden behalte. Lafayette, der diesen persönlichen Rücksichten keinen Werth beilegte, und sich übrigens vorbehalten hatte, seine Entlassung zu geben, sobald es ohne Gefahr für die Julirevolution geschehen könne, zeigte sich bereitwillig,

weil er dadurch die Grundsätze des Juli gesichert wähnte, die schon von allen Seiten bedrohet wurden.

Dieses Alles war aber weiter nichts, als ein unwürdiges Getreibe. Der Schritt, über welchen das Ministerium und Lafayette übereingekommen waren, wurde nicht gethan. Der Präsident des Conseils schlug der Kammer die einfache und reine! Unterdrükkung des Generalats vor, und unterstützte im Namen der Regierung eine Maßregel, welche man zu bekämpfen versprochen hatte, selbst, als man dieselbe der Commission vorschrieb. Ich beschränke mich auf die Aeußerung, daß das Ministerium vom 3. November zur Absetzung Lafayettes seine Zustimmung gab; denn wäre der Vorschlag, den man damals machte, Lafayetten den Titel eines Honorarcommandanten zu geben, besser überlegt worden, so würde man eine wahrhafte Beleidigung in demselben gefunden haben.

Man erinnert sich an diese Sitzung vom 24. Decbr., in welcher die Regierung und die Kammer der Welt ein Beispiel des schwärzesten Undankes gegen den Mann gaben, der einige Stunden früher seine Popularität von 50 Jahren auf das Spiel setzte, um sie alle zusammen zu retten. Niemals

wurde auf der Nationaltribüne ein schändlicheres Spiel gespielt.

Den folgenden Morgen schrieb Lafayette folgenden Brief an Ludwig Philipp. Sein Zartgefühl gegen den König, dessen Minister zu seiner Absetzung beigetragen hatten, gestatteten ihm damals nicht, diesen Brief öffentlich bekannt zu machen.

„Sire!

„Der Beschluß, den gestern die Kammer der Abgeordneten in Uebereinstimmung mit den Ministern des Königs über die Aufhebung des Generalcommandos der Nationalgarden gefaßt hat, drückt schon das Gefühl aus von zwei Zweigen der gesetzgebenden Gewalt und namentlich das Gefühl desjenigen Zweiges, von welchem ich die Ehre habe, Mitglied zu seyn. Ich würde meine Ehrfurcht gegen denselben außer Acht zu setzen glauben, wenn ich noch jede andere Formalität abwarten wollte, um, wie ich es hiermit thue, dem Könige meine Entlassung von den Gewalten einzureichen, die eine Ordonnanz von ihm mir übertragen hatte. Ew. Majestät weiß es, und die Correspondenz des Generalstabs könnte es nöthigen Falles beweisen, daß die Ausübung dieser Gewalten bis jetzt nicht so illusorisch gewesen ist, als

man es auf der Tribüne behauptet hat. Die patriotiſche Sorgfalt des Königs wird dieſes berückſichtigen; ſo wird es z. B. von Wichtigkeit ſeyn, durch Ordonnanzen, ſoweit die Verfaſſung dieſelben geſtattet, die Unruhe zu beſchwichtigen, welche die Zerſtükkelung der Bataillone auf dem Lande und die Furcht, die nützliche Einrichtung der Bürgerartillerie auf Kriegs- und Küſtenſtädte beſchränkt zu ſehen, hervorgebracht hat.

„Der Präſident des Conſeils hat vorgeſchlagen, mir den Titel eines Honorarcommandanten zu geben. Aber er ſelbſt wird es fühlen, und Ew. Majeſtät wird übereinſtimmen, daß Namensverzierungen dieſer Art weder den Einrichtungen eines freien Landes, noch mir ſelbſt angemeſſen ſind.

„Indem ich mit Ehrfurcht und Dankbarkeit in die Hände des Königs die Ordonnanz zurückgebe, die mir Einfluß auf die Nationalgarden gewährt, habe ich Maßregeln getroffen, daß der Dienſt darunter nicht leidet. Der General Dumas wird Befehle von dem Miniſter des Innern in Empfang nehmen; der General Carbonel wird den Dienſt der Hauptſtadt verſehen, bis Ew. Majeſtät für die Erſetzung deſſelben, um welche er bittet, geſorgt haben wird.

„Ich bitte Ew. Majestät, die herzliche Huldigung meiner Ergebenheit und meiner Ehrfurcht zu genehmigen.

Lafayette."

Wer wird es glauben? Den 25. Mittags wußte Ludwig Philipp noch nichts von den Debatten, die den Tag vorher in der Kammer der Abgeordneten über eine Frage Statt gefunden hatten, welche seit zwei Monaten den Hof und die Stadt beschäftigte... Wie dem auch seyn mag, hier ist die Antwort des Königs:

„Eben empfange ich, mein lieber General, Ihren Brief, dessen Inhalt mich in gleicher Weise betrübt und überrascht hat; ich habe noch keine Zeit gehabt, die Journale zu lesen. Um 1 Uhr versammelt sich das Conseil der Minister; nachher werde ich frei seyn, d. h. zwischen 4 und 5 Uhr hoffe ich, Sie zu sehen, und Sie zu bewegen, von Ihrem Entschlusse zurückzukommen. Genehmigen Sie, mein lieber General, u. s. w.

Ludwig Philipp."

Lafayette begab sich zum König. Dieser schien untröstlich über das, was den vorigen Tag in der

Deputirtenkammer vorgefallen war, und vorzüglich über den Theil, den sein Ministerium ungeschickter Weise und ohne böse Absicht daran genommen habe. Aber, fügte der König hinzu, der beklagenswerthe Artikel ist noch nicht zum Gesetze erhoben, und ich werde nicht ermangeln.... „Sire, sagte Lafayette, der Argwohn meiner Collegen und die Absetzung, welche sie, so weit es in ihrer Macht stand, gegen mich ausgesprochen haben, machen es mir zur Pflicht, eine Gewalt nicht länger zu behalten, welche sie blendet, und welche, ungeachtet ihrer vorübergehenden Nützlichkeit, auch von mir von jeher verworfen gewesen ist. Ueberdieß bin ich entschlossen, mit allen meinen Kräften zur Vernichtung der Erblichkeit der Pairie beizutragen. Daher will mir mein Zartgefühl nicht erlauben, von Seiten der Pairskammer eine Bestätigung, welche dieselbe in ein feindseliges Verhältniß zu mir stellen würde, oder ein günstiges Amendement abzuwarten, welches mir selbst eine Art Verbindlichkeit gegen dieselbe auferlegen würde. Auch will ich Ew. Majestät gestehen, daß ich hier nicht nur eine Pflicht, sondern auch eine Gelegenheit für mich sehe. — Erklären Sie sich, sagte der König. — Sire, antwortete Lafayette, Ihr Regierungssystem ist nicht

mehr das meinige; es scheint mir, daß das öffentliche Zutrauen mir einen Befehl gegeben hat; ich kann Ihnen nicht sagen, wo derselbe geschrieben steht, in der öffentlichen Meinung, vielleicht in der Luft; aber das Französische Volk und viele Patrioten aller Länder sind überzeugt, daß auf der Seite, wo ich stehe, die Freiheit nicht gefährdet ist. Aber ich sehe, daß die Freiheit bedroht und bloßgestellt ist, und ich will Niemand hintergehen. Der Gang Ihrer Regierung nach Innen und Außen ist nicht derjenige, den ich für heilsam halte für die Interessen des Landes. Ich würde daher unredlich handeln, wenn ich länger in meiner Stellung zwischen der Regierung und dem Volke, wie ein dunkler Körper, verbleiben wollte. Bin ich von der Regierung entfernt, so wird jeder besser wissen, woran er sich zu halten hat."

Da die Frage auf dieses Gebiet kam, bemühte sich der König, das zu bekämpfen, was er die Vorurtheile Lafayettes nannte. Aber weder die Versicherungen unbegrenzter Freundschaft, noch das wiederholte Anerbieten, den beklagenswerthen Artikel zurückzunehmen, waren im Stande, den General über die wahre Lage der Dinge zu blenden. Bis zum letz-

ten Augenblicke der Unterhaltung sagte Lafayette: „Sire, Sie machen mir viele persönliche Zugeständnisse, aber keins im Interesse der öffentlichen Sache, und es handelt sich nur von dieser, nicht von mir.“

5.

Literarische Anzeigen.

I.

Die Geschichte der Europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Uckert, Hamburg b. Perthes, hat abermals zwei interessante Fortsetzungen erhalten. Professor Erick Gustav Geiger in Upsala, dem wir den Anfang eines größern Werkes über die Schwedische Geschichte verdanken, giebt eine kürzere Uebersicht derselben, welche hier aus der Schwedischen Handschrift übersetzt erscheint. Der vor uns liegende Band geht bis zu dem großen Blutbade in Stockholm, 1520.

Die Russische Geschichte wird von Professor Strahl zu Bonn bearbeitet, von welcher der erste Band die ältesten Zeiten bis zu dem Einbruche der Tataren im J. 1224 umfaßt.

II.

Französisches Conversations-Lexicon.

Gewiß war das Unternehmen des verstorbenen Brockhaus einer der glücklichsten Gedanken, ein Beweis, wie richtig dieser außerordentliche Mann die Bedürfnisse der Zeit beurtheilte. In mehr als 100,000 Exemplaren hat sich dieß Werk durch alle Stände verbreitet, und ist beinah ein unentbehrliches Hausbuch geworden. Wie viel Belehrung durch dasselbe ausgebreitet worden ist, läßt sich gar nicht berechnen, und diese Belehrung ist im Ganzen eine gründliche und zuverlässige, indem die wackern Herausgeber mit unermüdeter Sorgfalt daran haben bessern lassen. Daher ist das Werk auch schon in mancherlei Uebersetzungen ins Ausland gedrungen und überall mit Beifall aufgenommen worden.

Indessen ist allerdings der Inhalt und die ganze Haltung desselben hauptsächlich für Deutschland berechnet, und die HH. Treuttel und Würtz haben daher, indem sie der Auswahl und der Behandlungsweise der Artikel Gerechtigkeit widerfahren lassen, doch gemeint, daß einem Französischen Conversations-Lexicon der nationale Deutsche Character

benommen werden müſſe. Sie kündigen eine Umarbeitung in XII Bänden in gr. Octav unter dem Titel an:

Encyclopédie des gens du Monde, de toutes les connaissances necessaires, utiles et agréables dans la vie sociale et relatives aux sciences, aux lettres, aux arts, à l'histoire, à la Géographie etc.

ausgearbeitet durch eine Geſellſchaft Franzöſiſcher und ausländiſchet Gelehrter. Unter den genannten Mitarbeitern ſind ehrenwerthe Namen, ſo daß man zu großen Erwartungen berechtigt wird. Die erſten Bände werden unverzüglich erſcheinen. Bei dem 4. wird die Subſcription geſchloſſen und wie gewöhnlich der Preis etwas erhöht.

Ende des 164. Bandes.

Co
OVE

Co
COVE